Die Abenteuer Ferdinand Huyck's.

von

J. van Lennep.

Drei Theile.

Uebersetzt

von

J. H. F. Lerz.

Dritter Theil.

Aachen & Leipzig.

Verlag von Jacob Anton Mayer.

1841.

Erstes Kapitel.

Unser Held hat neue Unannehmlichkeiten.

Wir hatten kaum zwanzig Schritte heimwärts gethan, als derselbe Helding, welcher vor wenig Minuten so verständig gesprochen, mich plötzlich am Arme nahm.

„Es ist doch Sünde und Schande," sagte er, „das Feld zu räumen, so lange noch so guter Wein in der Flasche ist."

Ich sah ihn an; die Augen schwollen ihm aus dem Kopfe und ein Fehltritt, den er in diesem Augenblicke that und in Folge davon gegen mich antaumelte, überzeugten mich hinlänglich, daß er betrunken, wenigstens, durch den plötzlichen Uebergang aus der warmen Kuppel in die freie Luft, betäubt war.

„Verhalten Sie sich nur ruhig! Freund Helding!" sagt' ich, „und lassen Sie uns fortgehen, ohne Leuten den Veranlassung zum Gaffen zu geben."

Wir gingen weiter, und ich that mein möglichstes, den bei jedem Schritte sich gegen mich anlehnenden und mit den Beinen schon die Bewegungen eines Schlittschuhlaufers nachahmenden Poeten im Gleichgewicht zu erhalten. Glücklicherweise dämmerte es schon und es waren nur noch wenig Menschen vor dem Gasthause; aber ich schämte mich doch, mit einem Betrunkenen das Thor hineinzugehen. Schon hatte ich ein Paar Male still gestanden und mich nach Jemandem umgesehen, der mir einen Wagen besorgen könnte: da kam zu meiner Freude Reynhove mit zwei Officieren hinter uns hergelaufen. Ich winkte ihnen zu und sie hatten nicht viel Mühe, zu sehen, wie die Sachen standen. Der Haager bot mir sogleich seine Hilfe an, aber die beiden Andern, die wahrscheinlich Eile hatten, wünschten uns im Vorbeigehen einen vergnügten Spatziergang und gingen die Straße fürbaß, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Reynhove nahm nun Helding an dem einen Arm, und auf diese Weise gelang es uns, ihn bis an das Thor zu bringen. Am Haarlemer Platze bestellten wir eine Kutsche und packten unsern Kameraden, der so geduldig war, wie ein Lamm und nicht das geringste Bewußtsein mehr hatte, hinein, während wir Arm in Arm neben dem Fahrzeuge hergingen. Ich fragte Reynhoven, wie es um sein Pferd stehe.

„O!“ sagte Reynhove, „das ist so gesund wie

ein Fisch. Nur aus Vorsicht lasse ich es in dem Stalle stehen; müßte es morgen wieder einen Gang machen, so würde es Bläcks Blässen wenigstens um sechs hundert Ruthen ausholen; ja ich glaube kaum, daß er je mit ihnen wieder fortkommen wird."

„Dies ist also," sagt ich, „eine Wette gewesen, wobei Niemand gewonnen hat; Sie sind das Geld los, und Bläck ein Paar gute Pferde."

„Er verliert mehr dabei, als ich," entgegnete Reynhove lachend.

„Ich sehe nicht ein, wie Sie darin einigen Trost finden können, daß zwei edle Thiere dadurch unbrauchbar und vielleicht zu Tode befördert worden sind, da sie doch ohne diese Thorheiten dem Eigenthümer noch lange zum Nutzen und Vergnügen hätten dienen können."

„Meiner Treue! Das ist ihr Loos! Wozu sind die Harttraber anders, wenn nicht zum Laufen? Sie werden doch eine ächt nationale Gewohnheit, wie die Harttrabereien, nicht verdammen wollen?"

„Durchaus nicht," versetzt' ich, „aber die Pferde, die man dazu gebraucht, werden ausschließlich dazu bestimmt und durch tägliche Uebung zu starker Bewegung und langer Ausdauer ohne Nachtheil der Gesundheit geschickt gemacht, und zwar von Leuten, welche die nöthige Sorge tragen, daß sie nicht über ihre Kräfte angestrengt werden. Was ich mißbillige, das sind die Wetten wohlgebildeter

Leute, welche sich dabei Roßhändlern gleichstellen, ihre Pferde schlagen, mißhandeln und verderben und am Ende nur einen spärlichen Ruhm einerndten. Ich glaube mich also gegen Sie um so freier auslassen zu dürfen, weil ich bemerkt habe, daß Sie aus Liebe für Ihr Thier und um es nicht zu Grunde zu richten, den Preis des Sieges verspielt haben, ein Beweis, daß Sie wenigstens für dergleichen Possen der Mann nicht sind. Um solche mitzumachen, muß man damit beginnen, alles Gefühl des Mitleides zu ersticken."

„Ich glaube, daß Sie Recht haben," sagte Reynhove; aber wozu dies?"

„Sie würden doch," fuhr ich fort, „z. B. gewiß nicht so handeln, wie Bläck gegen Belters. Da sehen Sie, wohin die Pferdehändler-Moral führt."

„Ich versichre Ihnen," sagte Reynhove, „ich habe Ludwig, als ich Bekanntschaft mit ihm machte, für einen guten, nur etwas derben, vielleicht mit einigen Fehlern behafteten Gesellschafter gehalten; aber er hat mir hart zugesetzt; — und dann die Art und Weise, wie er über seine Cousine sprach! Pfui! — Apropos! es ist wohl zu unbescheiden, Sie zu fragen, ob Sie Absichten auf dieselbe haben?"

„Es ist jetzt keine passende Zeit, darüber zu sprechen," antwortete ich, indem ich keine Neigung hatte, ihn zu meinem Vertrauten zu machen.

„Im Gegentheil!“ versetzte er; „und Sie brauchen auch nicht zu befürchten; daß zwischen uns Eifersucht entstehe. — Aber warum mag wohl der alte Oheim so hartnäckig auf eine Heirath zwischen ihr und Ludwig bestehen und sich darüber so sonderbar und dringend aussprechen?“

„Hat er das in Ihrem Beisein gethan?“ fragt' ich überrascht.

„Aha! — diese Frage ist eine Antwort auf das, was ich vorhin fragte. — In meinem Beisein? Ja sogar gegen mich selbst, lieber Freund!“

„Wie so?“

„Hören Sie. In der vergangnen Nacht lag ich ruhig in meinem Bette; da wurde auf ein Mal die Thür meines Schlafzimmers geöffnet. „Wer ist da?“ fragt' ich. — Keine Antwort. Ich richte mich auf und siehe, da nahet sich mir eine lange Gestalt, barfuß und in einen Schlafrock gehüllt mit einer Zipfelmütze auf dem Kopfe und einer Kerze in der Hand. Diese Figur kam auf mich zu; es war der alte Herr Bläck.“

„Wirklich! Und was wollte er Ihnen erzählen?“

„Darauf war ich nicht weniger neugierig, als Sie. „Mein Gott! mein Herr Bläck! Was ist geschehen?“ fragt' ich. — Aber ohne mir zu antworten, stellte er das Licht auf den Tisch, nahm einen Stuhl und setzte sich vor mein Bett. Da bemerkte ich erst, daß er ein Nachtwandler war.“

„Und er sprach mit Ihnen?“

„Er nahm meine Hand zwischen die seinigen und sagte dann mit einem Gesichte voll Angst: „Um Gottes Willen, Ludwig! mach Deinen alten Vater nicht unglücklich. Habe Mitleiden mit mir. Gieb mir die Ruhe meiner Seele wieder und nimm Henrietten zur Frau. Ich habe heute wieder eine Werbung um sie abgeschlagen.““

„Das sagte er?“

„Ich wiederhole Ihnen seine eignen Worte: „Ach! wüßtest Du,“ fuhr er fort, „was das heißt, Jahre lang die Qualen des Gewissens zu fühlen und nur ein Mittel zu kennen, wodurch meine Missethat wieder gut gemacht werden kann. Es steht in Deiner Macht, mein Ludwig, mir die Ruhe wieder zu geben. Ich habe Dir immer Deinen Willen gelassen, ich habe Dich vielleicht zu lieb gehabt; ja! Gott weiß es, viel zu lieb; — thue daher nun auch etwas für mich.““

„Unbegreiflich! Und welches Geheimniß mag ihm wohl so schwer auf dem Herzen liegen?“

„Ich weiß es nicht; und ich wäre lieber aus dem Zimmer gelaufen, als auf eine solche Weise Jemandes Vertrauter zu werden, in dessen Hause ich Gastfreundschaft genieße. — Der Schlafende fuhr fort: „Du weißt es nicht, warum ich so fest auf diese Heirath bestehe; und Du wirst es auch nicht eher erfahren, als in meiner Todesstunde. Diese

wird nicht mehr weit entfernt sein, wenn Du so fortfährst, meinen Bitten zu widerstehen.""

„Schrecklich! Da muß eine schwere Schuld zu Grunde liegen!"

„Der Auftritt wurde mir lästig. Ich zog meine Hand zurück und drückte mich so dicht an die Wand, daß ich außer seinem Bereiche lag. Er tastete noch einige Augenblicke nach mir, seufzete dann tief, stand auf, nahm den Leuchter und zog ab, wie er gekommen war."

„Ich würde diesen Fall aber nicht weiter erzählen," sagt' ich. „Was Sie gehört haben, war nicht für Ihre Ohren bestimmt, und es würde eine Art Mißbrauch des Vertrauens sein, es einem Dritten mitzutheilen."

„Das sagen Sie nun, da Sie es wissen," sagte Reynhove lachend; „aber Sie haben Recht und ich hätte es Ihnen nicht erzählt, wenn ich nicht wußte, daß es Sie besonders interessiren und Ihnen den Schlüssel zu der erhaltenen Abweisung geben würde. Auch Ludwig glaubte ich es mittheilen zu müssen, der herzlich darüber lachte und gestand, dergleichen Besuche kämen ihm so oft vor, daß er sich endlich entschlossen hätte, beim zu Bette gehen seine Thür zu verriegeln. — Für die wenigen Tage, die ich noch da zu bleiben gedenke, werde ich seinem Beispiele folgen; denn mich gelüstet nicht im Geringsten nach

der Wiederholung dieser Scene, ich würde vielleicht mehr hören, als mir angenehm wäre."

„Werden Sie bald wieder nach dem Haag zurückkehren?"

„Allerdings; ich wünsche, mit diesem Bläck nicht vertraut zu werden; überdies hat mir Ihr Vater einen guten Rath gegeben und es wird den Meinen angenehm sein, wenn ich mir die eine oder die andere Laufbahn wähle. — Vor meiner Abreise komme ich aber sicher noch ein Mal zu den Ihrigen."

Wir sprachen nun über gleichgiltige Dinge, bis wir uns an der Thür der Wohnung von Heynß befanden. Um ein neues Zusammentreffen mit Amalien zu vermeiden, wollte ich unsern Kranken an Heynß abliefern und diesem die weitere Sorge überlassen. Aber der Hausherr war ausgegangen und da das Dienstmädchen natürlich sich außer Stande sah, Helding, der gefühllos, wie ein Block im Wagen lag, in das dritte Stock zu bringen: so waren wir doch genöthigt, selbst Hand anzulegen. Gleichzeitig, als wir den Dichter aus dem Wagen bugsirten, kam Ludwig, von einem seiner Diener begleitet, angelaufen. „So!" sagte er, „hab' ich Sie endlich? Ich mußte mich schier außer Athem laufen, um Sie einzuholen. Sie vergessen, daß ich ebenfalls zu dem Witze gehöre."

Bei diesen Worten packte er von Helding ein Bein mit an; aber ich bemerkte sogleich, daß uns

seine Hilfe wenig nützen würde; denn er wankte selbst und handelte, allem Anscheine nach unter dem Einflusse des Weines. Auch ließ er, als wir den Betrunkenen die untere Treppe hinaufgeschleppt hatten, diesen los und setzte sich auf dem Vorsaal nieder. Indem wir nun Helding höher hinauf schafften, sah ich im Vorbeigehen, daß sich eben die Thür von Amaliens Zimmer öffnete und ihr Vater, wahrscheinlich auf Veranlassung des außergewöhnlichen Geräusches, den Kopf herausbog. Ludwig, der vielleicht nicht ohne Absicht zurückgeblieben, wurde seiner sogleich ansichtig, stand wieder auf und ging in Amaliens Zimmer.

„O wehe!" sagt' ich zu Reynhove. „Lassen Sie uns eilen, sonst giebt es da unten Fatalitäten."

Wir legten dann auch, ohne weitere Umstände zu machen, den schnarchenden Helding auf sein Bett und gingen wieder die Treppe hinunter. Die Thür von Amaliens Zimmer stand offen, sie selbst saß an ihrem Arbeitstische, bleich vor Schrecken und die Hände krampfhaft zusammengefaltet. Ihr Vater stand mitten im Zimmer, die Arme über einander geschlagen und starrte Ludwig an, der kaum auf den Beinen stehen konnte und fluchend ausrief:

„Nun sehe ich es endlich, Jüngferchen! — Obgleich Sie mich nicht zum Liebhaber wollen, nehmen Sie doch Herrenbesuche an. — Für Huyck z. B. bleibt die Thür nicht geschlossen, und wer ist dieser

Truthahn da? Gewiß der Zahlmeister en chef! He?"

„Bläck!" rief Reynhove und ich, und nahmen ihn von beiden Seiten an der Hand. „Machen Sie doch keine Sachen! — Gehen Sie mit uns!"

„Mit Ihrer Erlaubniß!" sagte Bos: „Ist dies Herr Bläck, der die Unverschämtheit gehabt hat, meiner Tochter schändliche Anträge zu machen?"

„Ihrer Tochter?" wiederholte Ludwig, für den Augenblick überrascht. „Nun ja! was thut es zur Sache?" fuhr er mit seiner gewöhnlichen Unverschämtheit fort. „Ich habe sie reich machen wollen, und wenn Sie ein verständiger Mann sind, so werden Sie nichts dagegen haben. Es ist ja nichts Böses, in ein schönes Mädchen verliebt zu sein? Und sie nimmt auch wohl Geschenke an, wenn sie sich gut hält."

„Wart'" sagte Bos, zog sogleich einen Kasten auf, nahm ein Schächtelchen mit Juwelen heraus und steckte es Ludwig zwischen Weste und Hemde, worauf er ihm, ohne ein Wort zu sagen, mit der andern Hand einen heftigen Schlag ins Gesicht gab.

„Mein Herr!" sagte Reynhove entrüstet; „wir wollen zwar dafür sorgen, daß er Ihnen nicht mehr lästig fällt; aber wenn Sie ihn schlagen, lassen wir ihn los."

Meine Herren!" sagte Bos in einem ruhigen Tone; „er bekam nur den hundertsten Theil von

dem', was er verdient, und es ist höchst nöthig, daß er ein Mal lernt, wie er hier in der Folge empfangen werden wird."

„Sie werden es mir bezahlen," brüllte Ludwig, der Versuche machte, sich loszureißen; „haltet mich nicht fest, kalte, falsche Freunde, die Ihr seid. Peter! meine Peitsche! Ich will diesen Schuft Mores lehren."

Und Peter, der um kein Haar besser war, als sein Herr, stürmte herein und mit geschwungner Peitsche auf Bos zu. Ich sprang zwischen beide, sah mich aber hierdurch genöthigt, Ludwig loszulassen, der sich nun auch von Reynhove befreite und wie ein rasender Roland auf Bos eindrang. Aber dieser, ihn ohne Furcht abwartend, griff ihm mit der einen Hand ins Halstuch und mit der andern in den Gürtel, trug ihn, trotz seines Sträubens zur Thür hinaus und warf ihn dann die ganze Treppe hinunter.

„Ach Gott! was für Folgen wird dieser Auftritt haben?" rief Amalie. „Mein Herr Huyck! ums Himmels Willen! Helfen Sie doch beruhigen!"

„Geh und heb Deinen Herren auf," sagte Bos, als er zurückkam, zu Petern, „oder ich will Dir denselben Weg weisen."

Peter, wiewohl sonst ein grober, roher Kerl, und so leicht nicht ängstlich, schien jedoch wenig geneigt, einen neuen Beweis von der Kraft des muskulösen

Mannes heraus zu fordern, und begab sich, ohne einen zweiten Befehl abzuwarten, hinunter.

„Mein Herr!“ fragte nun Reynhove, „ist das nicht etwas hart verfahren?“ Unser Freund ist ein wenig betrunken, und . . .“

„Und ich behandle ihn als einen solchen,“ sagte Bos. „Sie werden mir einen Gefallen thun, ihm zu folgen; ich verlange auf meinem Zimmer frei zu sein und von Besuchen verschont zu bleiben. — Mein Herr Huyck! ein Wort mit Ihnen, ehe Sie gehen.“

„Ich verlasse Sie, mein Herr!“ sagte Reynhove; „denn ich erkenne, daß Sie hier Herr sind; aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich zufällig hieher gekommen bin, und zwar, um einen zu befürchtenden Zanke zuvor zu kommen und daß ich Ihre gewaltsame Handlungsweise gegen Jemanden, der sich nicht wohl vertheidigen kann, niemals billigen werde.“

„Schon genug!“ entgegnete Bos mit einer Bewegung von Ungeduld, und wies ihm die Thür. Reynhove zuckte die Achseln, verneigte sich gegen Amalien, gab Bos seinen trotzigen Blick zurück und entfernte sich.

„Was ist der Anlaß zu diesem Auftritte?“ fragte Bos, sobald er weg war. „Ich hatte nicht erwartet, daß dergleichen Unannehmlichkeiten sich wiederholen würden.“

Ich gab ihm einen kurzen Bericht von der Ursache unseres Kommens und betheuerte, wie sehr es mir selbst leid thue, abermals wider Willen in einen solchen Zwist verwickelt worden zu sein.

„Schon gut!“ sagte er; „ich glaube es und bin überzeugt, daß ich von Herrn Huyck nichts zu erwarten hatte, als was ehrbar und schicklich ist.“

„Der Himmel gebe,“ sagte Amalie, „daß dieser Zufall keine unglücklichen Folgen für Dich hat!“

„Das ist leicht möglich,“ sagt' ich; „er kann die Aufmerksamkeit der Justiz auf Sie lenken, und wenn Bläck, um sich zu rächen, eine Klage einreicht, dann fürchte ich, daß Ihre Edeln hier nicht länger geborgen sind.“

„Es ist gewiß, daß wir Alles fürchten müssen,“ sagte Bos; „aber es hift mir nichts, ob ich ängstlich auf die Zukunft hinsehe; ich habe mich in größern Gefahren befunden, und mein Gestirn hat mich immer daraus gerettet. Bis jetzt scheint man keinen Verdacht gegen mich zu hegen, und vielleicht habe ich nur noch zwei Tage nöthig, meine Angelegenheiten hier zu ordnen und dies Land für immer zu verlassen.“

„Gehen Sie in Ihrem Vertrauen nicht zu weit,“ sagt' ich, den Kopf schüttelnd. „Ihre Edeln begehen gar manche Unvorsichtigkeiten. Oder ist es keine Unvorsichtigkeit, der Schwester des Oberrichters einen Besuch zu machen?“

„Im Gegentheil!“ sagte er, „nichts ist mehr geeignet, den Verdacht abzuwenden; aber ich will Sie nicht länger abhalten. Leben Sie wohl. Möge der Himmel mit Ihnen sein!“

Ich ging. Auf der Straße sah ich noch die Kutsche wegfahren, Ludwigs Diener hinten darauf; Reynhove wartete an der Thür auf mich.

„Ich habe Bläck gerathen, von diesem Fuhrwerke Gebrauch zu machen,“ sagte er. „Aber ich bitte Sie, mir zu erzählen, wer ist denn eigentlich dieser Singnur, der ein Paar Fäuste hat, wie ein Schmiedegesell, und eine Haltung, wie ein Bürgermeister? Sie scheinen ihn zu kennen.“

Ich war auf diese Frage vorbereitet und antwortete ohne Zaudern: „Diesen Herrn habe ich letzthin in einem Dichtervereine bei Helding getroffen. Seinen rechten Namen weiß ich Ihnen nicht zu sagen.“

„Meiner Treue! er hat eine schöne Tochter, und ich begreife leicht, daß Ludwig Absichten auf sie hatte. Aber auf jeden Fall hat der alte Herr es doch etwas zu arg gemacht und ich werde es Ludwig nicht übel nehmen, wenn er ihn wegen dieser zugefügten Beleidigung um Satisfaction auffordert; wenn nämlich dieser Herr ein Mann ist, dem man eine Herausforderung schicken kann, ohne sich zu compromittiren.“

„Ludwig wird hoffentlich verständiger sein,“ sagt' ich, besorgt um die Folgen, welche eine solche

Handlungsweise auch für mich würde herbeiführen können. „Er ist der ursprüngliche Beleidiger gewesen und das wird doch Niemand billigen können, daß er den Vater vor die Klinge fordert, weil dieser seine beleidigte Tochter in Schutz genommen hat."

„Das ist auch wahr," sagte Reynhove, und Sie dürfen nicht denken, daß ich Ludwigs Betragen billige; — aber der Rothrock ist ebenfalls zu weit gegangen ... Kurz! dieser Auftritt wird schlimme Folgen haben. Doch ich muß Sie jetzt verlassen und nach meinem Logis eilen. Ludwig würde sonst gerechte Ursache haben, sich zu beklagen, daß ich ihn ganz seinem Schicksale überlasse; es mag ohnehin Mühe genug kosten, ihn zu besänftigen. Leben Sie wohl!"

Reynhove folgte dem Weg, den der Wagen genommen hatte, und ich begab mich nach Hause. Wahrscheinlich trug mein Gesicht in Folge des Ereignisses einige Spuren von Gemüthsbewegung; wenigstens sah mich mein Vater ernst und meine Mutter mit einiger Besorgniß an. Nicht minder erklärte Susanne, nachdem ich kurz erzählt hatte, daß ich mit Bläck, Reynhove u. s. w. in Gesellschaft gewesen sei, — des Finale's gedachte ich nicht, — daß sie mir zu meinem Geburtstage ein Peitschchen und ein Becherchen schenken würde, weil ich zu meinen übrigen liebenswürdigen Eigenschaften noch die eines Roßkammes und eines Trinkers hinzufügen

zu wollen scheine. Meine Mutter seufzete und mein Vater sagte beim Scheiden: „Ferdinand! getäuschte Liebe kann bisweilen zu thörichten Schritten führen. Nimm Dich in Acht."

Zweites Kapitel.

Ferdinanden kommen schreckliche Ungewitter über den Hals.

Folgenden Tags wurde ich auf der Börse von dem Mäkler Velters angesprochen, der, nachdem er einige Worte mit mir über die von unserm Comptoire ihm zu Theil gewordenen Aufträge gesprochen hatte, um die Gunst bat, mich ein Stück Weges nach Hause begleiten zu dürfen. Ich dachte mir, daß diese oder jene Verkäufe Statt fänden, wobei er berücksichtigt zu werden wünsche und deswegen meine Fürsprache verlange, und war nicht wenig verwundert, als er, sobald wir die Börse verlassen hatten, mich fragte, ob es mir gleich wäre, um den Pfeifenmarkt herum zu gehen, weil wir dort weniger Gedränge finden würden und mehr ungestört sprechen könnten, als auf der Rock- oder der Kolverstraße.

„Ist es so wichtig?" fragte ich mit Staunen über sein geheimnißvolles Vorhaben. „Warum

kommen Ihre Edeln denn nicht lieber zu mir ins Haus?“

„Entschuldigen Sie mich,“ war seine Antwort; „aber es ist besser, daß ich mit Ihren Edeln spreche, ehe Sie zu Hause gehen.“

„Es ist doch keine Verschwörung im Werke?“ fragte ich lachend, während ich seine Bitte erfüllte und mit ihm den stillen Weg ging, den er vorgeschlagen hatte. Kaum waren wir auf den Pfeifenmarkt, da begann er das Gespräch damit, mir herzlich zu danken für das, was ich zu seinem Besten gethan hätte.“

„Sie meinen meine Fürsprache bei Herrn van Baalen,“ sagt’ ich; „aber lieber Freund, dafür haben Sie mir ja gestern schon auf der Börse Ihren Dank abgestattet.“

„Dafür kann ich nie dankbar genug sein,“ entgegnete er; „aber ich meine einen Dienst andrer Art... in jener Sache über das Pferd von Herrn Bläck; — Niemand als Ihre Edeln kann mir diesen erwiesen haben.“

„Sie sind im Irrthume,“ sagt’ ich; „oder ich begreife Sie nicht. Ich erkläre Ihnen, daß ich von jener ganzen Geschichte erst gestern Abend Kenntniß erhalten habe.“

„Nun! das ist es eben,“ sagte er; „das beweist mir nur, daß Ihre Edeln, sobald Sie ein Un-

recht vernehmen, nicht ruhen, bis es wieder gut gemacht ist."

„Sie sprechen in Räthseln," versetzt' ich, „und erregen meine Neugier. Was ist denn geschehen? Und welches Unrecht ist denn wieder gut gemacht? Auf jeden Fall ist es ohne mein Zuthun geschehen."

„Hören Sie!" sagte Velters. „Ihre Edeln wissen, auf welche gemeine Weise Herr Ludwig Bläck mich betrogen hat. Er dachte zuverlässig, daß, weil ich in gewisser Hinsicht von seinem Vater abhängig bin, er mit mir würde handeln können, wie der Löwe in der Fabel mit seinem Jagdgesellen; aber als ich den wahren Hergang der Sache vernahm, siegte meine Verachtung über alle andern Bedenken und ich lief zu einem Advocaten, mich Raths zu erholen. Dieser machte mir begreiflich, wie thöricht es sein würde, gegen einen begüterten Mann zu processiren, ich, der irdene Topf gegen den eisernen. Seine Sprache überzeugte mich. Ich beschloß, obgleich ungern, meine Rachsucht aufzugeben, und dachte schon nicht mehr an die Sache. Allein heute früh erhielt ich eine Einladung, mich auf das Büreau des Herrn Oberrichters zu verfügen. Ich kam zur bestimmten Zeit und wurde sofort Ihrem Herrn Vater vorgeführt, von welchem bereits der betrügerische Jaspers verhört und durch scharfsinnige Fragen genöthigt worden war, Alles zu beichten. Ihr Herr Vater fragte mich alsdann, ob ich mein Geld zurück-

verlange, oder ob ich fürchte, das mir daraus Nachtheil in meinen Verhältnissen erwachsen würde. Ich zauderte einen Augenblick; aber der Wunsch, zu zeigen, daß keine Furcht vor Verlust mich hindere, mein Recht zu suchen, und die Hoffnung, daß alle ehrlichen Leute meine Partei nehmen, und mir darum ihre Kundschaft nicht entziehen würden, stimmten mich zu dem Entschlusse, S. E. Gestrengen zu antworten, daß ich mein Geld allerdings zurück haben möchte. Nachdem S. E. Gestrengen dies vernommen, ließ er Herrn Ludwig, der ebenfalls vorgeladen war und in einem andern Zimmer wartete, hereinrufen. Er kam und schien, als er mich und Jaspers sah, etwas verlegen. Ihr Herr Vater stellte ihm das Schändliche seines Betragens auf eine treffende Weise vor und schloß mit dem Ausspruche, er müsse mir die Summe zurückgeben, oder die Folgen eines Processes wegen Betrügerei erwarten. Der junge Herr brummte und knurrte zwar etwas, versprach aber endlich es zu thun. Er äußerte bei dieser Gelegenheit, daß wahrscheinlich Ihre Edeln durch Verdrehung der Sache den Herrn Oberrichter gegen ihn aufgereizt hätten. Daraus glaubte ich schließen zu dürfen, daß Ihre Edeln bei S. E. Gestrengen mein Fürsprecher gewesen."

„Sie waren beide Male im Irrthume," sagt' ich; „denn der Oberrichter bedarf, um zu wissen, was vorgeht, weder der Berichte seines Sohnes

noch irgend einer Fürsprache, um für die gerechte Sache bestimmt zu werden."

„Aber das ist nicht Alles, fuhr Velters fort. „Im Weggehen wiederholte Herr Ludwig, daß er sehr wohl wisse, wem er dies Alles zu verdanken habe, daß aber ein solches Freundschaftstückchen von Jemandem, der ihn in ein fremdes Haus locke, um ihn zu mißhandeln, keineswegs befremde."

„Wie! meinte er mich?" rief ich entsetzt und voll Abscheu aus.

„Der Herr Oberrichter fragte ihn auf der Stelle, was diese Worte zu bedeuten hätten, und sagte, daß, wenn er eine Klage anzubringen habe, und wäre sie gegen seinen eignen Sohn gerichtet, er sogleich damit hervortreten müsse. Herr Bläck schien sich jetzt eine Weile zu bedenken und sagte alsdann, daß er die Sache lieber auf sich beruhen lassen wolle."

„Das glaube ich wohl," erwiederte ich; „weil er wohl durch Verläumdung, aber durch keine gesetzliche Anklage mich in Unannehmlichkeiten verwickeln kann."

„Darauf fragte ihn S. E. Gestrengen, wer ihn gestern Abend im Hause des Portraitmalers Heynß die Treppe hinunter geworfen hätte, und ob es vielleicht Ihre Edeln gewesen."

„Wie! mein Vater wußte dies schon? . . . aber worüber wundere ich mich?"

„„Mein Herr!“ sagte Bläck alsdann; „ich beschuldige vorläufig Niemanden, aber Ihr Sohn hat sich nicht so betragen, wie ich von einem gebildeten Manne erwartet hätte. Wenn Ihre Edeln meinen Diener hören wollen, so würde Ihnen dieser sagen, daß Ihr Sohn ihn verhinderte, mir zu Hilfe zu kommen, während ein Anderer mich an der Brust packte und mißhandelte.““

„Der Elende!“ rief ich. „Gewiß, wenn die Sache auf diese Weise vorgetragen wird, dann muß meine Handlungsweise auffallend und tadelhaft erscheinen.“

„S. E. Gestrengen antworteten nichts, aber nach kurzem Bedenken sagten sie: „Mein Herr Bläck! wir werden diese Sache näher untersuchen, und wie die Untersuchung auch ablaufen möge, seien Sie versichert, daß wir Ihren Edeln werden Recht widerfahren lassen.“ — Hiermit wurde der junge Herr entlassen. Aber dann kam noch etwas, und da fürchte ich verkehrt gehandelt zu haben. Sobald wir allein waren, fragte mich Ihr Herr Vater, ob ich Sie kenne. Ich bejahte es. „Wenn ich nicht irre,“ sagten S. E. Gestrengen, „so haben Sie zusammen einen Abend bei Monsieur Helding hingebracht. Vergönnen Sie mir eine Frage: Sind es nicht Ihre Edeln, die er nach Hause begleitet hat?“ — Nein, Ed. Gestrenge!“ antwortete ich, einigermaßen verwundert; „diese Ehre habe ich

nicht gehabt. Ihr Sohn ist früher weggegangen, als ich.“

„O weh!“ sagt’ ich, „da beginnt die Strafe meiner Lüge.“

„Das ernste Gesicht Ihres Vaters,“ sprach Velters weiter, „ließ zwar nicht die geringste Veränderung bemerken, und dennoch war es mir, als ob, indem er mich entließ, seine Stimme eine große Unzufriedenheit verriethe. Ich wußte nun, daß ich Ihren Edeln mit der Wahrheit einen schlechten Dienst gethan. Das schmerzte mich; aber ich konnte doch nicht lügen, und nun hielt ich es für nöthig, Ihre Edeln auf das Vorgefallne aufmerksam zu machen und Sie dadurch in den Stand zu setzen, nach Befinden der Umstände zu handeln.“

„Es ist wahr,“ sagt’ ich nach einigem Stillschweigen; „Sie haben mir einen schlechten Streich gespielt, aber Gott behüte mich, zu wünschen, daß Sie um meinetwillen hätten von der Wahrheit abweichen sollen. Allerdings habe ich mich, obgleich in bester Absicht, mit einer Lüge beholfen, und muß jetzt die Folgen davon tragen. — Aber wir kommen jetzt in die Nähe unsres Hauses, lassen Sie uns hier scheiden; es möchte auch Sie in Unannehmlichkeiten verwickeln, wenn man uns zusammen bemerkte. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen für den Dienst, den Sie mir soeben erwiesen haben, dankbar bleiben

werde, obschon dieser Dienst gerade hinreichend ist, mir für diesen Mittag meine Eßlust zu benehmen."

Velters verließ mich und ich kam in einer ziemlich unangenehmen Stimmung nach Hause. Kaum vermochte ich die Augen aufzuschlagen, als ich eintrat. Mein Vater war ernst und sprach wenig; meine Mutter seufzete, und sah mich bisweilen mit einem wehmüthigen Blicke an, ihre geschwollnen Augen sagten mir deutlich, daß sie geweint hatte. Meine Schwester Susanne machte Anfangs einige Versuche, ein Gespräch in Gang zu bringen; aber als sie bemerkte, daß sie sich umsonst bemühte, ließ sie ab, und schrieb unsere Zurückhaltung, wenigstens die meinige, und die meiner Mutter, wahrscheinlich dem Verdrusse über die mißlungene Heirath zu. Ohne die Kinder, die bisweilen ihre Stimme erhoben, würde unser Mittagsmahl viel Aehnlichkeit mit einer Trappisten-Versammlung gehabt haben. Nach dem Dankgebete stand mein Vater auf und sagte zu mir, „daß es ihm angenehm sein würde, mich einen Augenblick zu sprechen, wenn nämlich meine Comptoirgeschäfte — „oder andere Angelegenheiten" — fügte er in einem scharfen Tone hinzu, „mir die Zeit zu einer kurzen Unterhaltung vergönnten."

Ich erklärte, daß ich zu Diensten stehe und folgte ihm mit klopfendem Herzen auf sein Studirzimmer. Hier setzte er sich und ersuchte mich, mit einer Feierlichkeit, die ich mit Recht für eine böse

Vorbedeutung hielt, Platz zu nehmen. Sein Gesicht war starr wie gewöhnlich, aber außer diesem Zuge von Ernst, war in der fast unmerklichen Bewegung des Auges und in den aufgezognen Mundwinkeln ein Ausdruck von Betrübniß zu lesen, welcher bewies, daß er gewaltsam zu verbergen strebte, was seine Seele litt.

„Mein Herr!“ sagte er, nachdem er mich einige Augenblicke angesehen hatte, als wolle er das Innerste meines Gemüthes durchdringen. „Ich begreife jetzt sehr gut, warum Herr Bläck Deine weitere Bekanntschaft mit seiner Mündel nicht hat zulassen wollen, und es thut mir leid, daß ich mich durch die Bitten Deiner guten Mutter zu einem thörichten Schritte habe beschwatzen lassen.“

„Wie so, Vater?“ fragte ich zitternd. „Ein thörichter Schritt! . . . Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich lobe den vorsichtigen Mann,“ fuhr mein Vater fort, der das ihm anvertraute Pfand nicht Jemandem übergeben will, dessen Betragen für das künftige Glück seiner Gattin nur eine schlechte Bürgschaft liefert.“

„Mein Betragen!“ wiederholte ich, froh des Gedankens, daß ich mich wenigstens von dieser Seite unschuldig fühlte. „Was kann Herr Bläck mir vorzuwerfen haben?“

„Wie, mein Herr! — Nichts vorzuwerfen haben Jemandem, der sich nicht schämt, an dem

Tage seiner Zurückkunft zu seinen Aeltern, dem Tage, an welchem sein Herz nur erfüllt sein sollte mit reinen, züchtigen Gedanken über das Glück, das ihm zu Theil wurde, seines Vaters Haus und seine Verwandten in Gesundheit wieder zu sehen — der, sage ich, an einem solchen Tage sich nicht schämt, eine Maitresse mitzubringen und einzumiethen! der zuläßt, daß seine fromme und nichts Arges denkende Tante mit einem schlechten Subjecte nähere Bekanntschaft macht; der um seine Besuche bei ihr zu verbergen, mir vorschwatzt, mit Velters des Abends spatzieren zu gehen; der bei der Rückkehr von einem Saufgelag einen Nebenbuhler die Treppe hinunterwerfen läßt? ...

quem frangere postes

Non pudet, et rixas inseruisse juvat?

Du siehst, daß ich von Allem unterrichtet bin ... und der sich unter solchem Treiben noch einbildet, daß er auf die Hand eines ehrbaren Mädchens Anspruch machen könne? — Ferdinand! Ferdinand! wie tief bist Du gesunken!

Tantane te, fallax! cepere oblivia nostri?"

„Vater!" sagt' ich mit so viel Ruhe, als möglich: „von alle dem, was Ihre Edeln da aufzählen, ist nur eine Anklage, der ich mich schuldig bekennen muß, nämlich, daß ich Sie in Betreff eines Spatzierganges mit Velters belogen habe. Meiner Bekanntschaft mit der Jungfrau, die bei Heynß logirt,

brauche ich mich nicht zu schämen. Ihre Edeln haben mir versprochen, nicht mehr danach zu fragen."

„Dies that ich, weil ich ein festes Vertrauen in Deine Aufrichtigkeit und in Dein religiöses Gefühl setzte. — Aber, da Du nun einmal, nach Deinem eignen Bekenntnisse, mich in einem Punkte betrogen hast, wie kannst Du hoffen, daß ich im Uebrigen Jemandes Worten glauben sollte, quem non perjuria terrent? Bin ich jetzt nicht als Vater, der seinen Sohn zurückhalten soll, wenn er ihn mit raschen Schritten den Weg des Verderbens einschlagen sieht, und als Oberrichter, der für die gute Ordnung der Stadt wachen muß, verpflichtet, dergleichen Unfertigkeiten ein Ende zu machen?"

„Ich bin sehr zu beklagen," sagt' ich, „denn meine Vertheidigung würde ungemein leicht sein, wenn mir nicht eine heilige, aber unheilvolle Pflicht Stillschweigen auferlegte."

„Genug, mein Herr!" sagte mein Vater und stand auf. „Ich weiß dergleichen Kindergeschwätz nach seinem Werthe zu schätzen. Fortan werden Deine Gänge beobachtet werden, darauf kannst Du rechnen. Als Vater werde ich Sorge tragen, daß Du meinem ehrlichen Namen nicht fernerhin Schande machst; als Oberrichter werde ich wachen, daß Du die gute Ordnung in dieser Stadt nicht wieder störst. — Du bist entlassen; ich will Dich nicht länger von Deinen Geschäften abhalten."

„Nein, mein Vater!“ rief ich aus, indem ich aufstand und ihm die Hand drückte, die er weder gab, noch zurückzog, sondern bewegungslos in der meinen ließ. „So dürfen wir nicht scheiden; wenigstens die Hoffnung, daß Ihre Edeln dereinst mein Betragen besser beurtheilen werden, möchte ich mitnehmen.“

Hier wurde an der geheimen Thür geklopft, es war das Zeichen von Heynß.

„Entferne Dich einen Augenblick!“ rief mein Vater, schnell abbrechend; „aber nein!“ fuhr er, sich besinnend fort. „Es ist besser so! — Herein!“

Er setzte sich wieder. Heynß trat ein und sah mich etwas verwundert an.

„Geben Sie ohne Bedenken Ihren Bericht,“ sagte mein Vater; „Sie kennen ja meinen Sohn. Was giebt es Neues?“

Heynß nahm sein Buch und las:

„Nr. 1. Die Seelenverkäufer auf dem Seedeiche haben zwei Bursche, die betrunken aus einer Herberge kamen, weggefangen. Es sind zwei bereits schwarz angeschriebene Taugenichtse, an denen nichts verloren ist.“

„Gleich viel!“ sagte mein Vater. „Man muß bei diesem Völkchen Haussuchung thun, und die beiden Burschen sowohl, als die Seelenverkäufer Morgen zu mir bringen. — Weiter!“

„Nr. 2. Der Sohn der Wittwe Lette ist von den Seelenverkäufern der Ostindischen Compagnie gepreßt. Jammerschade! Ein so wackerer Junge! — der einzige Versorger seiner Mutter! —

„Jammerschade!" wiederholte mein Vater und schüttelte mit dem Kopfe; „aber hier läßt sich nichts thun. Ziehen Sie Nachrichten über den Wohnort und die Subsistenzmittel der Wittwe ein. Es ist nicht mehr, denn billig, daß die Ostindische Compagnie, nachdem sie ihren Sohn geraubt, sie unterhalte."

Der mich selbst beschäftigenden Verdrießlichkeiten ungeachtet, wurde ich bei dem Gedanken, daß gewöhnliche Seelenverkäufer hart bestraft, die Menschenräuber der Compagnie hingegen an ihrem schändlichen Treiben nicht gehindert werden, mit gerechtem Unwillen erfüllt, und hatte für die arme Wittwe, deren Verlust eines Sohnes man durch Geldentschädigung glaubte ersetzen zu können, noch einen Seufzer übrig. — Ueberdies war ich überzeugt, daß nicht die Compagnie, sondern mein Vater die Quelle jenes Almosens sein würde.

Heynß ging auf seiner Liste weiter.

„Nr. 3. Man beachsichtigt, heute Abend das Packhaus der Wittwe Pieters und Comp. zu bestehlen; der Dieb hat sich in dasselbe einschließen lassen, um seinen Helfershelfern Punkt zwölf Uhr öffnen zu können."

„Wir werden sorgen," sagte mein Vater, „daß sie nicht allein ihren Kameraden, sondern auch noch eine gehörige Anzahl Gerichtsdiener darin finden."

„Nr. 4. Die goldne Uhr des Metzgers Fleischhauer ist bei Moses Nathans wieder gefunden worden. Er hat sie von Fleischhauers eignem Sohne gekauft, der gewiß von seinem Vater nur wenig zu verprassen bekömmt."

„Sowohl der Jude als der Jüngling sollen einen Platz im Spinnhause bekommen. Keine Gnade für einen Sohn, der seinen Vater betrügt. — Schon fertig? — Nichts von dem Vliesritter?"

„Nichts; obgleich er sich allem Vermuthen nach hier oder in der Nachbarschaft aufhalten muß; denn, wie mir unser Spion bei der Bank erzählt, ist wieder Geld für ihn erhoben worden. Unbegreiflich, daß wir ihm nicht auf die Spur kommen."

„Ziemlich ungeschickt gewiß, und wenn ich Sie nicht besser kennte, Heynß! so würde ich wahrlich glauben, daß dieser Vliesritter Sie bestochen habe. — Nichts mehr?"

„Nichts, Ew. Gestrenge! einige Beutelschneidereien ausgenommen, die gestern Abend auf dem Haarlemer Wege, bei Gelegenheit einer Harttraberei verübt worden sind."

„Und nichts weiter?"

„Wahrlich nichts," antwortete Heynß, sein Taschenbuch nachsehend.

„Nichts. — Ei! ei! dann ist die Reihe an mir," sagte mein Vater, ihn scharf ansehend: „Nr. 1. Es hat gestern Abend im Hause des Zacharias Heynß ein Zwist Statt gehabt, in Folge dessen Herr Ludwig Bläck die Treppe hinunter geworfen worden ist. Monsieur Heynß, der so gut bekannt ist mit Allem, was in der Stadt vorgeht, scheint also nicht zu wissen, was in seinem eignen Hause geschieht."

„Edle Gestrengen!" stammelte Heyns, während er mich verlegen ansah. „Mit Ihrer Erlaubniß. Diese Sache hat keine Folgen gehabt. Ich hielt es nicht der Mühe werth, davon zu sprechen."

„Darüber haben Sie nicht zu urtheilen. Wer hat Anlaß zu diesem Lärm gegeben? Nun! Sehen Sie nur meinen Sohn nicht an. Antwort, ohne Umwege."

„Edle Gestrengen! Ich weiß wahrhaftig wenig, oder nichts von der Sache. Ich war nicht zu Hause und als ich den Vorfall vernahm, hielt ich es für besser, dergleichen Affairen, wobei junge Leute aus den ersten Familien betheiligt sind, nicht weiter auszuspioniren."

„So! — also denkt Ihre Weisheit, daß es eine andere Schaale gebe, worinnen die erste, eine andere, worin die geringere Klasse gewogen werden müsse? — Aber ich bin noch nicht zu Ende. — Nr. 2. Genannter Zacharias Heynß beherbergt ver-

dächtige Personen, und schämt sich nicht, mit sehenden Augen zu dulden, daß eine gewisse Jungfer, die ein Zimmer bei ihm bezogen hat, von jungen unbesonnenen Menschen Besuche annimmt." — Hier sah mich mein Vater bedeutsam an.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Ed. Gestrengen! Kann ich von einer Jungfrau Uebles denken, die von Ihrem Herrn Sohne mit einem Besuche beehrt worden und bei Ihrer Fräulein Schwester Zutritt hat? Und überdies ist ja nunmehr ihr eigner Vater angekommen und wohnt mit ihr zusammen. Laßt Jeden für die Seinen sorgen. Ich kann dem Manne nicht unrecht geben, wenn er Herrn Bläck die Treppe hinunter wirft, weil er unbefugter Weise in sein Zimmer dringt. Jeder muß in seinem Hause frei sein."

„Gewiß!" sagte mein Vater. „Wie heißt denn Ihr Miethgenosse?"

„Herr van Beveren aus Deventer."

„Nr. 3. Zacharias Heynß beherbergt Jemanden, der sich van Beveren aus Deventer nennt, ohne zu untersuchen, ob es eine solche Person giebt. Inzwischen kann ich ihm versichern, daß, eingezogenen Nachrichten zufolge, ein solcher Name und eine solche Person in Deventer unbekannt sind."

„Unbekannt!" wiederholte Heynß mit Erstaunen, „und der Notar Bouveld hat mir diese Leute noch dazu gut anempfohlen!"

„Geben Sie nur Acht," sagte mein Vater; „is, qui fugitivum celavit, fur est. Aber vielleicht wird mein Sohn den wahren Namen dieser Person Ihnen an die Hand geben können."

„Ich bin kein Verräther," sagt' ich unwillig; „wenn ich auch das Geheimniß dieses Fremdlinges wüßte, so würde es eine Niederträchtigkeit sein, dasselbe zu offenbaren. Das können Sie nicht verlangen, mein Vater!"

Mein Vater sah mir lange und scharf ins Gesicht; über diesen Punkt wenigstens war aber mein Gewissen rein und ich wußte, daß ich recht handelte und die Augen nicht niederzuschlagen brauchte. Nach einem langen Stillschweigen nahm er das Wort:

„Es steckt hier etwas dahinter, das ich nicht begreife. — Inzwischen, Ferdinand! obschon ich noch immer glauben will, daß Du weniger schuldig bist, als ich wähnte, so darf ich doch nicht unterlassen, solche Maßregeln zu nehmen, welche die Umstände fordern. Heynß! Sie sorgen, daß ich in jeder Hinsicht von den Gängen Ihrer Hausgenossen unterrichtet werde und zugleich halten Sie auch meinen Sohn im Auge. Sobald Sie etwas Verdächtiges wahrnehmen, werden Sie es mir melden. Bemerke ich, daß Sie vor mir die geringste Kleinigkeit verschweigen, dann habe ich für die Folge Ihre Dienste nicht mehr nöthig."

„Wie, mein Vater!" rief ich aus. „Ihre Edeln

stellen mich blos um des Scheines willen Missethätern gleich, von denen das Aergste zu erwarten ist? Ich bitte Sie, lassen Sie Heynß noch einen Augenblick warten. Er kann bezeugen, daß ich nur dreimal und zwar jedes Mal auf Heldings Veranlassung in seinem Hause gewesen bin, während mich mit jenem Fremdlinge und seiner Tochter nur zufällige Umstände in Berührung brachten."

„Ich habe Dir schon zu erkennen gegeben, daß ich mein Urtheil wieder zurücknehme," sagte mein Vater; „wenn Du unschuldig bist: so hast Du nichts von einer Untersuchung Deiner Thaten zu fürchten, hast Du aber verkehrt gehandelt, wohlan! so bist Du nunmehr gewarnt. — Doch ich will Dich jetzt nicht länger abhalten, da man Dich auf dem Comptoir gewiß schon erwartet.

Hierauf war nichts zu antworten. Ich empfahl mich mit beklemmtem Herzen und ging auf das Comptoir.

„Aha!" sagte Herr van Baalen, sobald er meiner gewahr wurde; „ich erwartete Sie bereits mit Ungeduld. Sie müssen mir und sich selbst einen Dienst erweisen und sogleich zu dem Notar Bouveld gehen. Er befindet sich besser und ich weiß, daß er schon mehrere Leute gesprochen hat. Sie dürfen sich durch eine abweisende Antwort nicht abschrecken lassen und sich besonders nicht damit zufrieden stellen,

wenn man Ihnen sagt, daß Ihnen der erste Secretär wohl Auskunft geben werde."

„Zum Notar Bouveld!" wiederholte ich; „und was soll ich bei ihm?"

„Die Sache verhält sich so: Bouveld fertigt doch immer unsere Vollmachten auf unsere überseeischen Freunde aus. Auch heute habe ich deren, wie gewöhnlich, empfangen; aber, wie es mir vorkömmt, sind Abänderungen darin, wenigstens ist etwas, ich weiß nicht aus welchem Grunde, von dem gewöhnlichen Formular abgewichen. Hier sind die Papiere. Sie, die studirt haben, werden mir wohl sagen können, ob ich Recht habe."

„Das fragt sich noch," antwortete ich; „denn zwischen theoretischer und practischer Kenntniß besteht eine große Verschiedenheit. Ein Rechtsgelehrter, und wäre er ein Bynckershoeck, übersieht in dergleichen Fällen sehr leicht einen Fehler, den ein Comptoirschreiber auf den ersten Blick entdeckt. — Aber lassen Sie uns die Vollmachten einmal durchgehen."

Ich setzte mich neben van Baalen nieder, welcher mir nun beim Lesen die vermeintlichen Verfälschungen nachwies, wobei ich nicht umhin konnte, in den meisten Fällen ihm beizustimmen.

„Ich kann mir recht gut denken, wie es mit diesen Abänderungen zugegangen ist," sagte van Baalen. „Während der Krankheit des Notars hat sein erster Secretär diese Stücke ausgefertigt, und

Bouveld, zu schwach, um das Alles zu überlesen, auf guten Glauben hin gezeichnet. Diese Angelegenheit muß also in Ordnung gebracht werden, und zwar eilig; denn Pulver wartet darauf und kann ohne diese Papiere nicht abreisen Haben Sie daher die Güte, zum Notar zu gehen. Ihre Edeln sind hierzu besser geeignet, als ich, oder ein Anderer; denn Ihre Eigenschaft, als Lizentiat der Rechte wird, im Fall er einmal eigensinnig wäre und kein Unrecht erkennen wollte, noch einigen Einfluß bei ihm haben."

„Ich gehe," sagt' ich, „wiewohl ich glaube, daß er auf Ihre Meinung mehr Gewicht legen würde, als auf die meinige. — Aber Ihre Edeln werden mir einen Regenschirm leihen müssen; denn ich sehe, daß es, seitdem ich hier bin, angefangen hat, tüchtig zu regnen."

„Von Herzen gern. — Oder soll ich anspannen lassen?"

„Ich danke Ihnen bestens," sagt' ich. „Das macht nur unnöthigen Aufenthalt. Bald werde ich Ihnen Bescheid bringen."

Auf dem Wege überdacht' ich bei mir selbst die seltsamen Launen meines Schicksales, welche Alles, was ich hörte, oder ausführen mußte, auf die sonderbarste Weise mit dem Herrn Bos, oder seiner Tochter in Verbindung setzten. Es ging mir gerade wie Dem, welcher sich in einem Sternwalde befindet und, was für eine Allee er auch einschlage, immer

den großen Baum, oder das Standbild vor Augen hat, in dessen nächster Umgebung sämmtliche Alleen auslaufen. Bei alle dem fühlte ich eine gewisse Neugier, jenen Notar zu sehen, dessen Namen ich in den letzten Tagen so oft hatte nennen hören, und an den ich nicht denken konnte, ohne mir einen mächtigen Zauberer vorzustellen, welcher den Schlüssel der verwickelten, mich in so viele Verdrießlichkeiten stürzenden Geheimnisse besitze, und durch dessen Willen ich in den Stand gesetzt werden würde, die Auflösung jener für mich so lästigen Räthsel zu geben. Denn daß dieser Besuch, obgleich er in Folge sehr prosaischer und alltäglicher Berufsgeschäfte gemacht wurde, wiederum Anlaß zu neuen Verwirrungen in dem von mir wider Willen mitgespielten Drama geben würde, daran zweifelte ich keinen Augenblick, und der Erfolg lehrte, daß mein Vorgefühl mich nicht betrog.

Zweites Kapitel. (a)

Vorgänge im Hause des Notars Bouveld.

Der Comptordiener des Notars, ließ mich, nachdem ich meinen Namen und Stand genannt und

und ihm erklärt hatte, daß ich seinen Patron persönlich sprechen müsse, in ein Nebenzimmer treten, welches zur Audienz diente, und in welchem ein wenig zu warten er mich ersuchte. Ich fand daselbst noch einen Mann anwesend, den ich an seinem Flauschrocke, seinem vierschrötigen Körperbau, an der steifen Art und Weise, wie er mit ausgespreizten Knieen und mit auf diese gestützten Händen saß, und vor allen Dingen an dem in ein buntkarirtes Tuch geknüpften Packetchen, das zwischen seinen Beinen lag, für einen Zaankanter, wenigstens für Jemanden von dem jenseitigen Ufer des Y erkannte. Er erwiederte meinen Gruß wie ein Chinesischer Mandarin, nämlich mit Kopfnicken und ich stellte mich, in der Ueberzeugung, daß aus der Unterhaltung mit diesem Fleischklumpen kein Nutzen zu ziehen sei, vor das Fenster, um, soviel es der gegen die Scheiben anschlagende Regen zuließ, nach den Vorübergehenden zu schauen. Nach wenigen Minuten hielt ein Wagen vor der Thür, dessen Farbe und Lenker mir bald genug den Eigenthümer verriethen. Ich sah, nachdem die Schelle gezogen und der Schlag geöffnet war, Herrn Jacobus Bläck aussteigen und einen Augenblick später ins Zimmer treten.

Es giebt wohl schwerlich ein lästigeres Zusammentreffen, als das zweier Personen, deren eine der andern kurz zuvor ein wichtiges Gesuch abgeschlagen hat. Beide spielen bei dieser Gelegenheit eine alberne

Figur, besonders wenn sie in der Gesellschaft auf gleicher Linie und früher auf einem vertraulichen Fuße mit einander gestanden haben, so daß wenigstens einige Worte der Höflichkeit gewechselt werden müssen. Der Eine befürchtet dann, daß man auf das Gesuch zurückkommen und ihm Erklärung, oder Auslegung seiner Handlungsweise abfordern werde; durch große Höflichkeit wähnt er die kaum enttäuschte Hoffnung des Andern wieder aufzurichten, und durch abstoßende Kälte unnöthigen Anlaß zu neuem Verdruß zu geben. Der Andere ist eben so schlimm daran; denn da man in Folge der abschläglichen Antwort eine Mißstimmung voraussetzen muß, darf er nicht zu höflich sein, aus Furcht, daß man ihn der Niederträchtigkeit beschuldigen werde, und doch will er den letzten Hoffnungsschimmer auch nicht durch Mangel an Höflichkeit mit einem Male verspielen. In gegenwärtigem Falle kam noch der unangenehme Umstand hinzu, daß ich nicht wußte, ob Herrn Bläck der Vorfall mit seinem Sohne im Hause des Portraitmalers Heynß bekannt, und wenn dies wäre, von welcher Seite er ihm vorgestellt worden sei, und ob ich mich deswegen wohl entschuldigen müsse.

Abgesehen hiervon, konnte ich deutlich merken, daß ihm meine Gegenwart nichts weniger, als angenehm war. Er erwiederte meinen Gruß mit einer steifen Verbeugung, nahm von dem Zaankanter keine Notiz,

sondern öffnete eine Brieftasche und durchblätterte einige darin befindliche Papiere. Das war ein Wink, daß er in keine Unterhaltung zu treten wünschte; ich nahm daher, ohne auf ihn zu achten, meine vorige Haltung wieder an.

Auf diese Weise verlief eine ziemlich unangenehme Viertelstunde und ich sah voraus, daß meine Lage nach erfolgter Abrufung der dritten sich im Zimmer befindenden Person, welche unser beiderseitiges Stillschweigen noch einigermaßen rechtfertigte, noch unangenehmer werden würde. Dieser Augenblick schien auch in der That sehr nahe. Ich hörte den Notar schellen, den Secretär die Treppe hinaufspringen und kurz darauf wieder herunter kommen, um denjenigen, dessen Audienz beendigt war, weg zubegleiten und einen neuen Mandanten vorzulassen. Durch die ein wenig geöffnete Thür unseres Zimmers rief die Stimme des Secretärs: „Herr Kreel Foppes habe die Güte, mir zu folgen.“

Der Zaankanter erhob sich, murmelte uns einen guten Abend zu und folgte dem Secretär hinauf. Zu gleicher Zeit hörte ich den Mann, der soeben entlassen worden war, sagen: „Mit Ihrer Erlaubniß! ich habe meinen Regenschirm in dem Nebenzimmer stehen lassen.“ Der Sprecher trat ein und zu meinem Verdruß erkannte ich in ihm Niemanden anders, als Amaliens Vater, in seinem Scharlachrocke und mit seiner Brille.

Er erkannte mich gleichfalls, wie ich aus einem fast unmerklichen Zuge seiner Augenbraunen schloß. Um seinen Regenschirm zu bekommen, der in einer Ecke des Zimmers stand, mußte er vor Herrn Bläck vorbei, der noch immer in derselben Haltung saß und keine Acht auf ihn zu haben schien. Herr Bos blieb, als er vor ihn kam, stehen, hielt das Auge auf ihn gerichtet, trat einen Schritt zurück und sagte alsdann deutlich, aber mit leiser Stimme:

„Jacobus Bläck!"

„Friedrich van Lintz!" rief dieser erblassend, indem er auffsprang und seinen Bekannten aus frühern Jahren her mit einem Blicke voll Erstaunen und Schrecken anstarrte.

„Ich selbst!" sagte van Lintz; „ich sehe, daß Sie, trotz meiner Verkleidung, meine Stimme noch erkennen."

„Aber wie durften Sie . . .? Lieber Gott! — bedenken Sie doch . . ." und Herr Bläck schien ihm durch einen Seitenblick bemerklich machen zu wollen, daß sie sich nicht allein befänden.

„Ach! das thut nichts!" sagte van Lintz mit einem Lächeln. „Herr Huyck wird mich nicht verrathen; — und übrigens, ich habe keine Wahl und muß die Gelegenheit, da sie sich jetzt darbietet, bei den Haaren ergreifen. Es kann für mich kein glücklicheres Zusammentreffen sein, als dieses; denn ich habe schon seit einigen Tagen hin und her gesonnen,

wie wohl eine Unterhaltung mit Ihnen zu erreichen wäre."

„Mit mir! Und was könnten Sie mir doch zu sagen haben?... Aber ums Himmelswillen, sprechen Sie doch leise! Bedenken Sie, daß Ihre Sicherheit..."

„Diese hängt von Ihnen ab. Sie allein können mir helfen; Sie werden dies thun um uns'rer Freundschaft, unseres braven Bruders willen, der im Himmel ist."

Ich sah, das Herr Bläck sich aufs neue verfärbte.

„Schweigen Sie doch, ich bitte Sie," flüsterte er. „Ich will Ihnen ja gern helfen, nur lassen Sie uns irgendwo anders hingehen!" Und er zog sein Taschentuch heraus, um die auf seiner Stirn entstandenen Schweißtropfen abzuwischen.

Ich trat näher. „Entschuldigen Sie, meine Herren!" sagt' ich; „ich will nicht unbescheiden sein, sondern, damit Sie sogleich unter vier Augen sprechen können, ein wenig auf die Hausflur gehen. Man wird mich ohnehin augenblicklich rufen."

„Ach! was hilft das?" fragte Herr Bläck, indem er seine ängstlichen Blicke abwechselnd auf mich und auf van Lintz richtete. „Mein Herr Huyck hat doch schon zu viel gehört! — Wie kann man so unvorsichtig sein!"

„Was ist's denn," fragte van Lintz, mit gekreuzten Armen vor Bläck stehend, „weshalb Sie sich beunruhigen? Wer in der Welt kann es Ihnen denn übel nehmen, daß Sie mit einem alten Bekannten, mit dem Schwager Ihres Bruders einige Worte wechseln? Herr Huyck weiß, so gut, als ich, daß ich vogelfrei erklärt bin, und es hätte nur von ihm abgehangen, es hätte ihm nur ein Wort gekostet, um mir meine Freiheit und mit ihr mein Leben zu rauben; aber er hat das Wort nicht gesprochen, und wird es auch nicht sprechen. — Von seiner Seite habe ich also nichts zu fürchten und ich glaube, daß er es Ihnen auch nicht übel nehmen wird, wenn Sie mir je eher je lieber von dannen helfen."

„Im Gegentheil!" sagte ich etwas voreilig; „der Aufenthalt des Herrn van Lintz, oder wie mein Herr heißen mag, und das vermaledeite Geheimniß haben mir schon Last und Unannehmlichkeiten genug verursacht und ich werde Herrn Bläck daher äußerst dankbar sein, wenn seine Bemühungen diesem Zustande ein Ende machen."

„Also," sagte Herr van Lintz lächelnd, „würden Sie sich der Bewahrung unsers Geheimnisses entbunden achten, wenn ich einst nicht mehr hier bin?"

„Ohne Zweifel!" antwortete ich: „Das war uns're Verabredung."

„Gewiß!" sagte van Lintz. „Aber Herrn Bläck

würde es vielleicht unangenehm sein, wenn man wüßte, daß er an meinem Entkommen einigen Antheil hätte."

„Warum sollte ich dies offenbaren?" fragt' ich. „Ich hoffe, daß Herr Bläck bessere Gedanken von mir hat, als daß er mich für einen Verräther halten sollte."

„Gewiß!" sagte Herr Bläck in sichtbarer Verwirrung; „ich habe von Herrn Huyck die vortrefflichsten, die besten Gedanken von der Welt; aber," fuhr er gegen van Lintz fort, „ist das hier ein Ort, um über Ihre Angelegenheiten zu sprechen? Kommen Sie mit in meine Behausung, oder . . ."

„In Ihre Behausung?" wiederholte van Lintz. „Nein, das nicht! Es dürfte vielleicht Ihrem Sohne nach der Lehre, die ich ihm gestern Abend gegeben habe, nicht angenehm sein, mir aufs Neue zu begegnen."

„Wie! was! — Sind Sie der Herr van Beveren, mit welchem er diesen Auftritt gehabt hat . . .? dann ist mein Haus allerdings nicht geeignet, . . . aber gehen Sie nur mit mir; ich werde schon einen sichern Zufluchtsort für Sie ausfindig machen. Das können wir im Wagen überlegen. Mein Herr Huyck wird wohl die Güte haben, mich beim Notar zu entschuldigen . . . ihm zu sagen, daß ich Abhaltung hätte . . . oder was Sie für gut befinden."

„Gut! Es sei!“ versetzte van Lintz. „Mein Herr Huyck! Ich sage Ihnen noch kein Lebewohl; denn es scheint, daß unser Schicksal, wir mögen wollen oder nicht, uns immer von Neuem in Berührung bringen will; wir begegnen uns schon noch ein Mal!“

„Nur noch einen Rath möchte ich Ihnen geben,“ sagt' ich: „Eilen Sie! denn eine Stunde Verschub kann Ihnen Verderben bringen; glauben Sie wenigstens der Versicherung, daß Ihr Logis bei Heynß gegenwärtig ein unsichrer Aufenthalt ist.“

„Und Ihre Edeln versprechen mir doch, von diesem Zusammentreffen keinen Gebrauch zu machen?“ sagte Bläck zu mir gewandt und mir krampfhaft die Hand drückend, während van Lintz mit einem Kopfnicken für meinen Rath dankte.

„Ich habe Ihnen schon versichert, daß ich kein Verräther bin,“ antwortete ich trotzig; „und ich wiederhole Ihnen, was ich Herrn van Lintz zugesagt, daß ich nur dann sprechen werde, wenn meine Pflicht es gebietet.“

Ich weiß nicht, ob Herrn Bläck dieses Versprechen vollkommen genügte; aber was wollte er machen? Die beiden Herren gingen weg und ich sah sie einen Augenblick später abfahren.

Bald darauf kam der Zaankanter wieder die Treppe herunter, wogegen ich bei dem Notar vorgelassen wurde.

Ich will meine Schrift durch Mittheilung dessen, was ich mit Herrn Bouveld verhandelte, nicht unnöthigerweise ausdehnen; denn wie oft auch sein Name im Laufe meiner Erzählung vorkommen und welchen Einfluß er auch unbewußt und mittelbar auf die darin enthaltenen Begebenheiten ausüben mochte: so war doch sein Antheil daran nur von einer untergeordneten Beschaffenheit; in gewisser Hinsicht glich er dem Erleuchtungsinspector der Bühne, ohne welchen das Spiel nicht beginnen, wenigstens nicht gesehen werden kann, der aber im Spiele selbst niemals auftritt. — Für diejenigen, deren Neugier durch das Vorhergehende einigermaßen gereizt und jetzt getäuscht ist, will ich jedoch hinzufügen, daß der Notar Bouveld, ein kleiner, magrer, untersetzter Mann von etwa sechzig Jahren, mit einem kränklichen, safrangelben Gesicht, einem Barte von sechs Tagen, einer Kneipbrille auf der Nase, einer Zipfelmütze auf dem Kopfe, in einem geblümten Schlafrocke mit einer rothen Schärpe um den Leib, auf einem mit Chits bekleideten Großvaterstuhle, die mit Pantoffeln bekleideten Füße auf einer kupfernen Wärmflasche stützend, vor einem breiten Tische voller Schriften, Acten, Arzneigläser, Contracte, Siegeldosen, Schiffsregister und Saftschälchen saß und nach einem ziemlich langen Gespräche, welches er durch wiederholtes Husten mehr als ein Mal abzubrechen genöthigt war, den Irrthum seines ältesten

Secretärs erkannte, und die Acten nach meinem Sinne, oder vielmehr nach dem des Herrn van Baalen abänderte.

Drittes Kapitel.

Etwas länger als das vorige und nicht mehr oder weniger interessant.

Mit einem etwas leichtern Gemüthe, als ich hingegangen war, kehrte ich vom Notar zurück; denn die Gegenwart des Herrn van Lintz allda ließ mich vermuthen, daß er die Papiere, worauf er so viel Gewicht zu legen schien, und weßhalb er zuerst seine Tochter nach Amsterdam sandte und dann selbst dahin kam, endlich empfangen und also keine Ursache mehr hatte, länger in einer Stadt zu verweilen, wo jede Minute ihm Verderben drohte. Nicht minder gaben mir die wenigen Worte, die er mit Herrn Bläck gewechselt, alle Hoffnung, daß dieser sich des Schicksales seines ehemaligen Bekannten annehmen und alles Mögliche thun würde, ihm über die Grenze zu helfen. Mochte dies nun gelingen, oder mochte van Lintz erwischt werden, so konnte doch in beiden Fällen der Augenblick nicht mehr fern sein, welcher mich jenes lästigen Versprechens entbinden mußte.

Und wie ein Verliebter durch die kleinste Schwierigkeit eben so wohl in bittere Unruhe und Angst, als durch den geringsten Hoffnungsstrahl in eine freudig-zuversichtliche Stimmung versetzt wird; so war auch ich jetzt durch den Umstand, daß mich Herr Bläck um Geheimhaltung dessen, was zwischen ihm und van Lintz vorgefallen war, ersucht und sich in gewisser Hinsicht mir verpflichtet hatte, von der Hoffnung erfüllt worden, er werde nun eine bessere Meinung von mir bekommen, und, im Falle Ludwig und Henriette die von ihm gewünschte Heirath nicht eingingen, meinem sehnlichsten Wunsche sich nicht länger widersetzen. Ich hatte damals noch nicht die Erfahrung gemacht, daß Verpflichtungen dieser Art bei dem Betheiligten nichts weniger als Zuneigung, vielmehr Furcht und selbst einen gewissen Widerwillen gegen den Verpflichtenden erwecken.

Folgenden Tages saß ich nach Tische auf meinem Zimmer an der Arbeit, da wurde Helding gemeldet. Unwillig, daß aufs neue Jemand aus Heynßens Unglückshause mich aufsuchte und mich abermals nichts Gutes ahnen ließ, schalt ich die Magd, weil sie ihm gesagt hatte, daß ich zu Hause sei, und überlegte einen Augenblick, ob ich ihn wohl unter dem Vorwande dringender Geschäfte abweisen lassen sollte. Die Möglichkeit jedoch, daß Helding eben so gut eine angenehme Nachricht bringen konnte, bestimmte mich alsbald, ihn zu mir zu lassen.

Er erschien denn auch sogleich, nahm nach einigen Kratzfüßen Platz und erzählte mir, daß, nachdem er vernommen, auf welche Weise er nach Hause gekommen sei, es ihm obliege, seinen Dank dafür abzustatten.

„Was hilft es, mein Herr Huyck!" sagte er etwas verlegen und seinen Hut in den Händen drehend. „Ich hatte zu tief ins Gläschen gesehen, aber — insanivimus omnes lernten wir schon auf dem Gymnasium. Inzwischen kann ich mir es gar nicht erklären, wie ich so wenig compos mentis sein konnte. Freilich war ich zuvor etwas schnell gelaufen und es ist ja bekannt, daß man dadurch für den Einfluß des Bacchus empfänglicher wird. — Kurz, der Wein war nicht allein schuld."

Ich mußte lachen, denn ich kannte den Werth von dergleichen Entschuldigungen. Welchen Ursachen man auch die Trunkenheit, in der man sich befunden hat, zuschreibe, der Wein ist gewiß jedesmal unschuldig daran.

„Trösten Sie sich, Monsieur Helding!" sagt' ich, „wir standen Alle mehr oder weniger unter dem Scepter des Bacchus."

„Ja!" versetzte er, „das glaub' ich gern; es war aber auch sehr guter Wein, vielleicht etwas stärker, als ich gewohnt bin. Es thut mir nur leid, daß die Gesellschaft wahrscheinlich meines Zustandes wegen früher aufgebrochen ist, als es außerdem der

Fall gewesen sein würde. Jammerschade! wir saßen so vergnügt beisammen und die Officiere zeigten ein so nobles Benehmen, so viel Kenntniß der Poesie und so viel Geschmack daran! — Sie wußten Verdienste zu würdigen."

„Namentlich die Ihrigen!" sagt' ich.

Er nahm dies mit selbstgefälligem Lächeln als ein Compliment auf. — „O Verblendung der Eitelkeit!" dacht' ich bei mir selbst.

„Aber," fuhr er fort, „ich habe zu meinem Leidwesen gehört, daß Herr Ludwig bei uns im Hause so übel angekommen ist!"

„Das ist er," antwortete ich, „aber lassen wir diese Sache lieber auf sich beruhen."

„Ihre Edeln haben Recht," sagte er; „es ist unbegreiflich, was für seltsame Dinge bei uns im Hause vorgehen. Wer hätte so etwas gedacht. Dieser Herr van Beveren . . ."

„Was ist mit ihm?" fragt' ich neugierig.

„Nun," fuhr er fort, „um mit Vater Vondel zu reden:

Er zog ganz heimlich ab und ohne jedes Zeichen
Von Waffen und Trompeten." —

„Er zog ab?" rief ich. — „Gott sei Dank!"

„Heimlich aus dem Staube gemacht hat er sich," entgegnete er, verwundert über meinen Ausruf der Freude.

„Und seine Tochter?“

„Die ist noch da,“ antwortete er; „aber auch sie wird nicht lange mehr bleiben; wenigstens Heynß will sie nicht länger im Hause behalten.“

„Nicht? Und was ist denn vorgefallen?“ fragte ich, etwas weniger zufrieden über diesen zweiten Bericht.

„Das will ich Ihren Edeln erzählen. Ich war gestern Abend zu meiner Nachbarin auf ein Täßchen Kaffee eingeladen, denn Ihre Edeln müssen wissen, sie bittet mich gar manchen Abend darum ... und ich habe immer freien Zutritt ... eine Ehre, die nicht allen Herren vergönnt ist!“

„Ja!“ sagt' ich, „Sie haben bei ihr einen bedeutenden Stein im Brete!“

„Nun! es ist nicht ganz ohne,“ versetzte er; „auf keinen Fall kann es ihr zum Vorwurf gereichen, daß sie Gefallen daran findet, mit einem alten Manne, wie ich bin, ein wenig zu plaudern und sich mitunter ein Verschen vorlesen zu lassen.“

Obgleich ich mir diesen Geschmack Amaliens anfangs nicht erklären konnte, so sah ich doch bei weiterm Nachdenken ein, daß sie nach solchen Vorfällen in der Abwesenheit ihres Vaters nur ungern sich allein befinden und daß die Gesellschaft Heldings, wenn sie auch nicht zu den interessantesten zu zählen war, doch immer einige Beruhigung einflößen mochte.

„Und war ihr Vater nicht zu Hause?“ fragte ich.

„Das ist ja eben das Schöne von der Sache,“ antwortete er lächelnd. „Ich saß ihr mutterseelen allein vis a vis und hatte ein Pfeifchen angesteckt. Als ich ihr nun mein Gedicht auf das Grübchen vorlesen wollte, welches, wie Sie wissen, jenen Herren so gefiel....?“

„Ganz recht! Und dann?“

„Da kam gerade ihr Papa nach Hause. „Nun, Papa!“ fragte sie, „ist Ihnen der Besuch gelungen?“ „Ja,“ sagte er, holte dann ein dickes Packet Papiere aus seiner Rocktasche und legte sie auf den Tisch. „Ihr langes Außenbleiben fing schon an, mich zu beunruhigen,“ sagte sie. „Ja!“ sagte er, „daran ist ein ganz anderes Zusammentreffen schuld.“ Und da sah er mich unter seiner Brille hervor so schief an, als ob er sagen wollte: „pack Dich fort.“ — „Ich war so eben im Begriffe,“ sagte ich, „der Jungfrau ein Gedichtchen vorzulesen.“ „Lassen Sie sich nicht stören, Monsieur Helding!“ sagte er, und schon glaubte ich, er wolle es ebenfalls mit anhören; aber mit nichten. Er zog ein Kästchen heraus, öffnete das mitgebrachte Packet, nahm einige Papiere heraus, die er wieder zu sich steckte, und legte die übrigen in das Kästchen, ohne bei alle diesem die geringste Acht auf das zu haben, was ich vorlas.“

„Das war nicht höflich,“ sagte ich; „aber schon in Ihrem Abend-Kränzchen kam es mir vor,

als ob jener Herr von Beveren an der Poesie keinen rechten Geschmack finde."

„Keine Regel ohne Ausnahme! — Nachdem ich geendigt hatte, wendete er sich, anstatt irgend etwas über meine Arbeit zu sagen, oder mir wenigstens für meinen Vortrag zu danken, auf ein Mal mit folgenden Worten an mich: „Monsieur! wenn Ihnen noch eine Tasse Kaffee gefällig ist, so steht Ihnen solche mit Vergnügen zu Diensten, aber dann trinken Sie möglichst rasch; denn ich habe mit meiner Tochter Mancherlei abzumachen." — „Ich falle nie Jemandem vorsätzlich zur Last," versetzte ich, „und gehe daher lieber sogleich." — Denn ein so derber Wink verdroß mich, und obgleich ich sehr gutmüthig bin, so lasse ich mich doch nicht gern beleidigen."

„Und empfahlen Ihre Edeln sich nun?"

„Noch nicht, wie Ihre Edeln sogleich hören werden. Die Hauptsache kommt noch. Während ich, obschon aufbrechend noch ein Täßchen annahm, welches Fräulein Amalie, wahrscheinlich in der Absicht, ihres Vaters Härte wieder gut zu machen, mir zureichte: da kömmt Heynß herein. „Aha, Singnur Heynß! sagte Herr van Beveren. „Ihre Edeln kommen gerade zur rechten Zeit, ich muß noch heute Abend abreisen," (ei! ei!" dacht' ich) „und wollte Ihnen bezahlen, was ich bis heute schuldig bin, und Sie zugleich ersuchen, dafür zu

sorgen, daß meine Tochter gegen ihren Willen keine Besuche mehr empfängt." — „Gut! gut!" sagte Heynß. „Also heute noch reisen Ihre Edeln ab? Gewiß nach Deventer?" fügte er mit einem spöttischen Gesichte hinzu. Herr van Beveren richtete einen Blick auf ihn, welcher ungefähr so viel bedeutete als: das geht Ihnen nichts an. „Haben Sie nur die Güte," sagte er, „mir Rechnung über Ihre Auslagen zu geben, damit ich sie und zugleich auf diesen Monat mit bezahlen kann." — „Hm! hm!" sagte Heynß. „Darf ich fragen, ob zu Deventer noch mehr Herren Ihres Namens sind?" „Singnur Heynß! Sie sind heute Abend neugierig," sagte Herr van Beveren mit einem Gesicht, als ob er ihn die Treppe hinunterwerfen wollte. „Es ist nur," fuhr Heynß fort, weil es Leute giebt, die behaupten, daß es nie Jemanden dieses Namens zu Deventer gegeben habe." — „Das würde ganz zufällig sein," sagte der andere; „man findet denselben sonst überall. Aber ich dächte, Singnur Heynß! Sie warteten bis Sie zum wenigsten Unterrichter geworden sind, bevor Sie mir mit dergleichen unbescheidenen Fragen lästig fallen." Da hätten Ihre Edeln das Gesicht von Fräulein Amalien sehen müssen; das arme Lamm wurde so blaß wie eine Wand. Und Heynß sah nicht minder sauer aus, das versichre ich Ihnen. „Mein Herr!" sagte er; „Sie mögen nun Herr van Beveren heißen,

oder nicht, und bin ich auch kein Unterrichter, so dürfte doch ein solcher sehr nahe sein, um Ihnen dergleichen lästige Fragen mehrere vorlegen." „Singnur!" sagte der Andere; „wenn ein Unterrichter kömmt, werde ich ihm antworten. Ihnen bin ich keine Rechenschaft schuldig. Wenn Sie wirklich ein so guter Spion wären, als Sie vorgeben, so würden Sie, was mir der Schwarze Peter gestohlen, mir sicher wieder verschafft oder doch wenigstens ausgeforscht haben." — Ich schlug die Hände überm Kopfe zusammen. „Heynß ein Spion!" dacht' ich. „Hätten Ihre Edeln je so etwas gedacht, mein Herr Huyck?"

„Einigermaßen, ja," antwortete ich lächelnd. „Und wie lief das ab?"

„Nun! Heynß wurde roth wie ein Truthahn und antwortete ziemlich eben so scharf und ich sah schon den Augenblick voraus, wo van Beveren, oder wie der Mann heißen mag, ihn beim Kragen fassen würde. Aber er schien auf ein Mal ruhig zu werden, setzte sich, zog eine Bürste aus der Tasche und bürstete sich den Puder vom Rocke, als ob nichts geschehen wäre, ohne weiter Rede zu stehen. Da sah Heynß ein, daß ihm seine Hitze nichts helfe und begann daher um einen Ton tiefer: „Hören Sie, mein Herr!" sagte er, „ich muß Sie warnen, da Sie für eine verdächtige Person gehalten werden; sagen Sie mir lieber aufrichtig, was für Geschäfte

Sie hier haben. Als Eigenthümer dieses Hauses habe ich doch wohl einiges Recht zu dieser Frage." — „Hören Sie, Monsieur Heynß!" sagte der Andere, „ich bezahle Ihnen die Miethe Ihres Zimmers als ehrlicher Mann und ich wüßte nicht, was mir zur Last gelegt werden könnte. Da wir in einem freien Lande leben: so sehe ich nicht ein, daß Sie ein Recht haben, meine Abreise zu verhindern. Uebrigens bleibt ja meine Tochter hier, wenigstens so lange sie kein besseres Logis finden kann. Auch können Sie, wenn ich heute Abend weggehe, immerhin Ihre Spione ausschicken und meinen Gängen nachspüren lassen; aber für jetzt wünsche ich Ihrer Gegenwart überhoben zu werden. Rechnen Sie dann später mit meiner Tochter ab." — Heynß schien jetzt zu begreifen, daß er nichts weiter ausrichten konnte, brummte etwas in den Bart und entfernte sich mit mir; — und so viel ich heute Morgen vernommen habe, ist dieser van Beveren mit dem Nachtschiff nach Utrecht gereist."

„Glückliche Reise!" sagt' ich, erstaunt über die Kühnheit und Unvorsichtigkeit des Herrn van Lintz, mir nichts dir nichts mit einer Gelegenheit abzureisen, wobei er unvermeidlich bespähet und verfolgt werden mußte.

Unser weiteres Gespräch war zu unbedeutend, als daß es hier aufgezeichnet zu werden verdiente. Ehe Helding sich empfahl, bat er mich, daß ich

meinen Vater an die versprochene Nachforschung über das Schicksal seiner unglücklichen Tochter nochmals erinnern möchte.

„Das will ich zwar gern thun," entgegnete ich; „aber es ist nicht einmal nöthig. Was mein Vater sich ein Mal vornimmt und verspricht, das vergißt er nicht: also nur Geduld, Freund Helding! Sie werden die gewünschten Nachrichten bekommen. Gott gebe, daß dieselben zu Ihrem Glücke ausfallen mögen."

Kaum hatte Helding mich verlassen, da öffnete sich die Thür meines Zimmers leise und ich erkannte in dem mir gegenüber hängenden Spiegel meine Mutter, die blaß und besorgt aussah und mit langsamen Schritten auf mich zu kam.

„War das nicht Monsieur Helding, der da wegging?" fragte sie, während sie mit der einen Hand, worin sie einen erbrochnen Brief hielt, sich auf die Lehne meines Stuhles stützte und mit der andern sich eine Thräne aus den Augen wischte.

„Ja, liebe Mutter!" antwortete ich erröthend.

„Was hat der schon wieder zu erzählen?" fragte sie mit einem unzufriedenen Blicke.

„Er brachte mir seinen Dank für den Liebesdienst, welchen ich ihm letzthin, als er zu viel getrunken, erzeigt habe."

„Und war dies die einzige Ursache seines Besuches?" fragte sie, den Kopf langsam schüttelnd.

„Ferdinand! Ferdinand! Was haben deine Aeltern Dir gethan, daß Du sie so hintergehest? Was bedeuten diese fortwährenden Gänge und Aufträge nach und aus dem Hause Heynßens? Ach! wenn Du wüßtest, wie viel Thränen Du mir kostest und wie ich um deinetwillen schon zwei Nächte schlaflos hingebracht habe! wenn Du wüßtest, wie dein braver Vater seinen Schmerz verbeißt, und, wenn ich frage, was ihm fehle, den Kopf schüttelt und nur mit einem Seufzer antwortet! Wie bist Du verändert, Ferdinand! Du, den wir einst aufrichtig und fromm gekannt haben! Ach! nicht ohne Ursache habe ich gegen jene weite Reise geeifert, die Du noch so jung und ohne Aufsicht vor einigen Jahren unternahmest. Dann verließen wir uns auf deine Characterfestigkeit und die edeln Grundsätze, die, wie unsere älterliche Verblendung wähnte, Dir eigen waren. Aber wir sind für solche Eitelkeit bitter bestraft. Du warst leider! noch zu jung und unerfahren! und bist der Verführung ni[illegible] gewachsen gewesen. Das Gebet, welches ich tä[illegible] Dich zu Gott empor sandte, ist nicht erhört [illegible] Sprich, Ferdinand! sage mir doch, habe ich [illegible]en Sohn verloren? — Ach! ich war so innig froh über Deine Heimkehr, hatte so viel Freuden von derselben erwartet: und nun ist meine Fröhlichkeit in Herzeleid verwandelt.“ Bei diesen letzten Worten neigte sie ihr Haupt auf meine Schultern nieder und weinte bitterlich.

Ihr tiefer Schmerz zerriß mir die Seele und ich war davon so ergriffen und gerührt, daß ich in den ersten Augenblicken vergebens nach Worten suchte und nichts Anderes thun konnte, als ihre kalte Hand zu drücken, sie zu umarmen, ihr bleiches Gesicht zu küssen und an ihrem Busen Thränen der Wehmuth zu weinen. „Mutter!“ sagt' ich endlich; „liebe Mutter! mäßigen Sie Ihren Schmerz! Gott weiß, wie gern ich jede Thräne, die Sie um meinetwillen vergießen, mit meinem Blute bezahlen möchte; aber ich bin wahrhaftig unschuldig! Glauben Sie mir doch, ich bin Ihrer Liebe, Ihrer Achtung nicht unwürdig.“

„Ich sehe zum wenigsten,“ sagte sie, indem sie sich langsam aus meiner Umarmung los machte und sich neben mir niedersetzte, — „ich sehe wenigstens, daß Dein Herz noch nicht ganz verdorben, daß noch Hoffnung zu Deiner Umkehr vorhanden ist, denn Du bist noch empfänglich für ernstliche Mahnung. Ach! versprich mir, daß Du den betretenen Irrweg verlassen, daß Du alle Bande, die Dich an jenes schlechte Geschöpf knüpfen, zerbrechen willst, und Alles wird vergessen sein; ich werde frohlocken und mit dem Vater in dem Gleichniß sagen: „Sehet! mein Sohn war verloren und er ist wieder gefunden.“

„Aber,“ sagt' ich, „ich versichre Ihnen, daß es keine Bande zu zerbrechen giebt, daß ich von

Ihnen und meinem Vater grundfalsch beurtheilt werde; daß . . ."

„Und warum denn Dein Betragen nicht aufhellen? Wer hat Recht auf Dein Vertrauen, auf Deine Offenherzigkeit, wenn Dein Vater es nicht hat? Wie kannst Du verlangen, daß er, oder ich Deinen ungereimten, nichtigen Ausflüchten, womit Du Deine Verkehrtheiten zu bemänteln suchst, Glauben beimessen sollen. Ferdinand! sei nicht verstockt im Bösen. Ein offenherziges Bekenntniß, eine aufrichtige Reue würden Deines Vaters gerechten Zorn entwaffnen; aber eine Hartnäckigkeit, wie die Deinige, muß ihn erbittern."

„Aber der Vater," sagt' ich, „hat mir ja versprochen, sein Urtheil aufzuschieben, bis der Augenblick gekommen sein würde, wo ich ihm eine vollkommen genügende Aufklärung zu geben vermöchte. Dieser Augenblick nähert sich mit raschen Schritten. Und dann, glauben Sie mir, dann wird Ihnen mein Betragen in einem ganz andern Lichte erscheinen. Warum denn nicht auch zu mir ein wenig Vertrauen haben, wenn ich Ihnen meine Unschuld betheure und Ihnen versichere, daß Sie ohne gegründete Ursache Thränen vergießen?"

„Ist denn das Geheimniß so tief, so fürchterlich," fragte meine Mutter, „daß Du es nicht einmal in mein Herz ausschütten kannst? Ach, es würde Dir eben so wohl thun, wie mir, Ferdinand!

Deine Worte sind zwar recht schön, aber doch nicht im Stande, mich zu beruhigen. Vielleicht hintergehst Du Dich selbst. Zuverlässig muß hinter einem Geheimnisse, welches sogar einer Mutter nicht anvertraut werden kann, etwas Böses, etwas Verkehrtes stecken."

„Liebe Mutter!" sagt' ich, ihr die Hand drückend, die sie mir schmeichelnd reichte, „glauben Sie, mein sehnlichster Wunsch in diesem Augenblicke würde sein, mich an Ihr Herz zu werfen und Ihnen Alles zu entdecken. — Ja, ich fühle, daß, wenn Sie länger in mich dringen, ich die Kraft nicht haben würde, Ihnen Widerstand zu leisten; daß ich die Quelle Ihrer Thränen auch um jeden Preis, würde trocknen wollen. Aber ich würde, wenn ich jetzt spräche, wortbrüchig, mithin ein Schurke sein, — und den wollen Sie doch aus Ihrem Sohne nicht machen?"

„Es bleibt also durchaus kein Ausweg übrig?" seufzete meine Mutter; „wortbrüchig sollst Du nicht werden; allein ich begreife nur nicht, wozu dergleichen thörichte Geheimnisse dienen, etwas Gutes und Ordnungsgemäßes verborgen zu bleiben braucht. Vielleicht ist mein Blick zu beschränkt und ich habe nicht Erfahrung genug."

Wohl sprach sie wahr, die gute Mutter; denn niemals hatte sie einen Gedanken gehegt, den sie nicht hätte offenbaren dürfen, und ihre reine Seele

war ein Spiegel, in welchem zu lesen Jedem vergönnt war.

„Wenigstens hoffe ich," fuhr sie fort, „daß dieser Schleier bald sinken möge; denn ich würde sonst von dieser Ungewißheit krank werden, und dann," indem sie mir einen Brief zureichte, „könnte ich diese Einladung Deiner Tante van Bempden auf Sonnabend über acht Tage zu meiner Geburtstagsfeier zu Heisicht, auf welche ich mich schon lange gefreut habe, wohl schwerlich annehmen. Wie vermöchte ich mit frohem Herzen bei Tische zu sitzen und die Glückwünsche der Gäste zu empfangen, so lange dieses Herz noch mit Besorgnissen erfüllt ist?"

„Wahrlich Sie sind unbillig gegen mich, liebe Mutter!" sagte ich. „Zwar glaube ich gern, daß das fragliche Verhältniß geeignet ist, Sie zu beunruhigen; aber da ich Ihnen mein Wort gegeben habe, daß alle Besorgniß in Bezug auf mich sich binnen Kurzem in Zufriedenheit auflösen werden: so können Sie doch wohl so vieles Vertrauen noch in mich setzen, um den Lauf der Ereignisse ruhig abzuwarten. — Ehedem, liebe Mutter! bedurfte ich keiner solchen Betheuerungen, um Glauben bei Ihnen zu finden. Erinnern Sie sich noch, daß Sie, als einst der Armleuchter im Saale zertrümmert war, und ein Jeder behauptete, ich müsse es gethan haben, weil außer mir Niemand darin gewesen war, damals sagten: „Nein! Ferdinand hat es nicht ge-

than, er sagt es selbst." — Und sollte ich mich seit jener Zeit so verändert haben, daß auf mein Wort gar nicht mehr zu bauen wäre?"

„Nein, Ferdinand!" sagte sie gerührt und mich umarmend; „ich glaube Dir; denn es würde gar zu abscheulich sein, wenn auch diese Betheuerungen falsch wären; und gleichwohl hast Du" — fuhr sie mit einem wehmüthigen Blicke auf mich fort — „unlängst ein wenig geschwindelt." Die gute Frau wollte nicht sagen: gelogen. — „Aber sprechen wir nicht mehr darüber," fügte sie hinzu, als sie bemerkte, daß ich roth wurde und sie flehend ansah; „das war zum ersten und letzten Male, nicht wahr? Ach! dies Eine sag' mir nur, daß es zum ersten und letzten Male war, damit ich in meinem Glauben daran nicht schwanke. — Ach! ohne jene unglückselige Verirrung hätte ich nie einen Verdacht gegen Dich gehegt."

„Mutter!" sagt' ich, „Sie beschämen mich mit Recht. Ja! es war zum ersten Male, und, Gott ist mein Zeuge, es soll auch zum letzten Male sein."

„Das gebe der Himmel!" sagte sie. „Nun will ich also nicht weiter in Dich dringen und meine Besorgnisse zu verbannen suchen. Wenn ich einen Argwohn gegen Dich fassen konnte, so wirst Du wohl Nachsicht mit mir haben, nicht wahr? Ach! Du weißt nicht, wie zärtlich eine Mutter an ihrem Kinde hängt und welch ein Kummer ihr Herz äng-

stigt, wenn sie nur an die Möglichkeit denkt, daß es vom rechten Wege abweichen könnte."

Hier trocknete die gute Frau ihre Thränen ab und verließ mich beruhigter als sie gekommen war.

Denselben Abend empfingen wir einen Abschiedsbesuch von Reynhove, der über seinen, mir kürzlich bereits mitgetheilten Entschluß, sich im Haag um eine Anstellung zu bewerben, gern meinen Vater umständlich zu sprechen wünschte. Es wäre, wie er gehört, eine mit keinen geringen Arbeiten verbundene Stelle vacant geworden und er sei überzeugt, daß sein Vater sich über seinen Entschluß nicht nur freuen, sondern auch Alles aufbieten würde, seinen Zweck zu befördern. „Ich habe," so endigte Reynhoven's Bekenntniß, „mich lange genug als ein unnützes Meubel umhergetrieben, und daß Ihre Edeln mir hierüber die Augen öffneten, dafür kann ich Ihnen nicht dankbar genug sein!"

Es bedarf keiner Erwähnung, daß Reynhoven's Vorsatz von meinem Vater höchst beifällig aufgenommen wurde; meine Mutter wünschte ihm gleichfalls dazu Glück; Susanne sagte lachend:

„Ich fürchte nur, mein Herr Reynhove! es wird Ihnen spanisch vorkommen, den ganzen Tag mit allerlei verdrießlichen Arbeiten auf dem Büreau hinbringen zu müssen und

Umschanzt zu sitzen von Papieren,
Die durch die sclav'schen Sinne schwirren.

Ich sehe Sie schon dort sitzen, in einem aschgrauen Oberrock, aus dem die Comptoirluft nicht mehr auszuklopfen ist, mit einer großen Feder hinterm Ohr, und einen Ueberziehärmel voller Tintenflecken am rechten Arme."

„Dies beweist, Santchen, daß Du nie im Haag gewesen bist," sagt' ich; „Du stellst Dir die Comptoire dort, wie das eines Amsterdamer Kaufmannes vor, in welches das Licht durch das Glasdach der Vorhalle fällt und wo man schon um drei Uhr die Kerzen anzünden muß. Nein! dort geht es gemüthlicher zu; man sitzt in geräumigen, luftigen Zimmern und die Haupt-Beschäftigung besteht im Zeitunglesen, im Schwatzen über Tagesneuigkeiten, und im Verschnippeln der Federn."

„Ei! höre mir Eins diesen jungen Menschen an," sagte Susanne, „der will etwas von Comptoiren wissen und macht Vergleichungen und denkt, daß er das Recht hat, moquant zu werden, weil er im Handel ein blauer Montag ist. Denkst Du denn, Ferdinand, daß man im Haag nichts ausrichtet, weil man nicht gerade den ganzen Tag sitzt und Buchstaben kleckst und Exempel rechnet, trotz dem besten Schuljungen?"

„Fräulein äußert eine so günstige Meinung vom Haag," sagte Reynhove, „daß ich nichts beizufügen weiß. Aber ist es möglich, daß Ihre Edeln nie dort gewesen sind? — Dann sollte doch Ihre

werthe Familie recht bald einmal einige Tage dort hinbringen. Ich würde mir ein großes Vergnügen daraus machen, Sie herumzuführen und Ihnen die Merkwürdigkeiten zu zeigen."

„Ja, wenn Ihre Edeln das von Papa erlangen könnten, dann würde ich Sie für den beredtsten Mann aus den sieben Provinzen halten. Aber dazu ist keine Aussicht."

„Wart nur," sagte mein Vater, „wenn ich einmal alt werde und gemächlich von meinem Einkommen zu leben im Stande bin: dann wollen wir einmal sehen, was sich thun läßt."

„Ach!" versetzte Susanne, „wenn ich so lange warten muß, dann werde ich wohl schon zu einem Stubenhüter geworden sein, dem die Lust zum Ausfliegen vergeht. Wie glücklich sind doch die Männer! Da haben Sie Ferdinanden, der schon in halb Europa herum gewesen und ich, die ich doch eben so gern mich ein wenig umsehen möchte, werde vielleicht mein Leben beschließen, ohne je im Haag gewesen zu sein."

„Der Haag würde das Meiste dabei verlieren," sagte Reynhove; aber könnte denn, wenn ich fragen darf, nicht Ihr Bruder Sie dahin begleiten? dann hätten Ihre Edeln ja einen wahren Mentor zur Seite!"

„Einen schönen Mentor!" rief Susanne aus; „ich danke Ihnen herzlich. Reist doch Niemand

mit einem Bruder, es sei denn im äußersten Nothfalle! Wissen Ihre Edeln denn nicht, daß von allen Mädchen auf dem Erdboden keine ist, um welche man sich weniger bekümmert, als um eine Schwester?"

„Santchen! wie unbedachtsam sprichst Du da," entgegnete ich. „Ich wollte Dir eben vorschlagen, Dich nächsten Frühling einmal dahin zu begleiten; aber da ich das höre, werde ich mich wohl hüten."

„Ach! Fräulein, glauben Sie das nicht," sagte Reynhove. „Ich empfehle Ihnen vielmehr, bei Ihrem guten Vorsatze zu beharren. Es wird Ihnen bei uns schon gefallen und wir werden Alles aufbieten, um Ihren Aufenthalt bei uns möglichst angenehm zu machen."

„Du siehst, mein Herr will uns durchaus in den Haag haben," sagte ich.

„Das will ich," sagte Reynhove; „oder vielmehr, — denn es würde unschicklich sein, von meinem Willen zu sprechen — ich wünsche es sehnlichst."

„Ja," sagte Susanne; „wahrscheinlich um wie ein Bärenführer mit uns herum zu laufen und uns den Leuten als eine Rarität zu zeigen und zu rufen: „Herbei! ihr Leutchen! Hier ist zu sehen ein neubackner Amsterdamer Kaufmann männlichen Geschlechts, mit seiner Schwester, einem unschuldigen Dinge, die weder von Sang noch Klang etwas weiß." — Glauben Sie denn, es wäre mir unbekannt wie man

dort mit unſ'rer Kleidung und unſern Sitten Spott treibt?"

„Ihre Edeln ſind doch nicht ernſtlich wegen Spötterei beſorgt?" fragte Reynhove.

„Da haſt Du es, Santchen!" ſagt' ich.

„So war es nicht gemeint," ſagte Reynhove in einiger Verlegenheit über die Auslegung, die ich ſeinen Worten gab; „ich wollte nur ſagen, daß Fräulein über alle Verſpottung erhaben iſt."

„Was ſagen die Herren Bläck zu Ihrer eiligen Abreiſe?" fragte meine Mutter, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben beabſichtigend.

„Ach!" antwortete Reynhove, „den alten Herrn habe ich nur ſelten geſehen; der wird über meine Abweſenheit gewiß nicht trauern; und was Ludwig betrifft..." hier ſchwieg er auf einmal und ſah mich von der Seite an.

„Ei!" ſagte mein Vater; „Sie werden doch nicht im Böſen ſcheiden? — Ich gebe inzwiſchen zu, daß Sie beſſre Geſellſchaft wählen können."

„Nein, antwortete Reynhove; „freilich glaubte ich ihn früher beſſer zu kennen, und ſehe nun, daß ich mich in ihm völlig geirrt habe... gleichwohl gereicht es dies Mal nicht zu ſeiner Schande; — aber ich will lieber davon ſchweigen. — Haben Ihre Edeln ſchon gehört, daß ſein Buier wieder flott gemacht iſt? Ich halte es beinahe für ein Wunder; es giebt hier zu Lande doch tüchtige Arbeitsleute! —

Nur wenig ist an dem Fahrzeuge beschädigt und nach einer kleinen Reparatur wird es wieder so gut sein, als ob nichts vorgefallen wäre."

„Es giebt Leute, denen Alles gelingt, bis sie auf der Nase liegen," sagte mein Vater.

Nachdem wir noch eine Weile geplaudert hatten, empfahl sich Reynhove. „Ich weiß nicht," sagte er, als ich ihm das Geleit gab, „was ich von Ludwig denken soll. Er war diesen Mittag voll Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen seine Cousine, die heute auf ein Paar Tage in die Stadt ist, und sagte ihr mehr Schmeicheleien, als sie sonst in einem Jahre von ihm hört. Sie selbst schien erstaunt darüber. Und doch ist es gerade nicht zu verwundern, wenn er endlich noch zur Einsicht kömmt. — Man lernt ein Kleinod erst dann recht schätzen, nachdem man in Gefahr geschwebt hat, es zu verlieren."

„Aufrichtig gestanden," sagt' ich, „was Sie mir da erzählt haben, befremdet mich. Ich kann mir doch nicht denken, daß er wirklich Absichten auf sie hat."

„Ich ebenfalls nicht," versetzte Reynhove; „aber die Sache ist wahr und Sie können sich ein wenig danach richten. Leben Sie wohl."

Folgenden Tags hatte ich zufällig, durch das Mißlingen einer Unterhandlung, der ich beiwohnen mußte, vor dem Essen eine Stunde frei und Susanne, die sich schon einige Male beklagt, daß sie nichts

von mir habe, benutzte diese Gelegenheit, mich zu Tante Lenchen zu locken.

„Ei!“ sagte diese, als sie mich sah; „es ist gut, Neffe, daß Sie kommen. Ich wünschte Sie ein Mal unter vier Augen zu sprechen, wenn es gelegen ist.“

„Ei! ei!“ sagte Susanne. „Darf ich nicht dabei sein? Nun! da will ich nur sogleich wieder abziehen; es ist doch hart, daß ich meinen Cavalier sobald wieder verlieren muß; man hat schon Mühe genug, seiner habhaft zu werden.“

„Nein! So schlimm ist es gerade nicht gemeint,“ sagte Tante; „sondern heute Abend oder Morgen, wenn es Ihnen gefällig ist.“ — Dabei machte sie ein so ernstes Gesicht gegen mich, daß ich auch von dieser Seite einem Ungewitter entgegensah. — Vorläufig wurde jedoch meine Neugier durch Tantens Bericht über eine köstliche Predigt, welche sie ein Paar Tage zuvor in der Wochenkirche gehört hatte, in etwas gedämpft: Auf ein Mal hielt eine Kutsche vorm Hause. Es wurde geschellt, es kam Jemand die Treppe hinauf und vor unsern Augen stand — Henriette Bläck. Liebenswürdig, wie immer; konnte sie jedoch eine gewisse Betrübniß, zu welcher, als sie uns bemerkte, Bestürzung und Verlegenheit hinzukam, nicht verbergen.

„Nur näher, liebes Jettchen!“ sagte Tante

Lenchen. „Sie thun recht daran, liebes Kind! daß Sie mich ein Mal aufsuchen.“

„Ihre Dienerin, Fräulein Huyck!“ sagte Henriette, indem sie Muth fassend näher trat: „Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit, aber das Mädchen sagte, ich möchte nur hinaufgehen; — ich wußte nicht, daß Ihre Edeln Besuch hatten. Hier bringe ich Ihnen mit schönstem Danke das Buch zurück, welches Ihre Edeln mir geliehen haben. Guten Morgen, liebes Santchen! wie geht es Ihnen?“ Und sie drückte Susannen freundlich die Hand. Ich für meine Person bekam kein einziges Wort; eine Verbeugung, so steif und abgemessen, als ob sie einem Unbekannten gelte, war Alles, womit sie zu erkennen gab, meine Gegenwart bemerkt zu haben; und wie wohl eine leichte Röthe ihre Wangen färbte, so sprach sich doch in ihren Augen nur kalte Gleichgiltigkeit aus und ihr Gesicht veränderte keinen Zug. Susanne und ich sahen einander an; wir wußten nicht, was die Ursache dieser auffallenden Haltung sei.

Ich bot ihr einen Stuhl, aber sie that, als ob sie es nicht merkte und nahm auf einem andern Platz, der neben ihr stand.

„Und haben Sie Geschmack daran gefunden?“ fragte Tante, indem sie das Buch zurücknahm. „Haben Sie sich recht daran erbauet?“ —

„Wie sollte ich nicht! mein werthes Fräulein!“

antwortete sie. „Es ist ein ausgezeichnet schönes Werk und mein Oheim hat die Güte gehabt, ein Exemplar für mich zu kaufen.“

„So! Nun das ist recht. Und wie befindet sich Ihr Herr Oheim? — Wohl? — Das freut mich herzlich. Und wie befinden Sie sich selbst, liebes Jettchen? mich dünkt, nicht so ganz wohl, als wie ich Sie das letzte Mal sah.“

„Im Gegentheil, Fräulein,“ antwortete sie; „ich bin wohl, vollkommen wohl.“ Sie biß sich in die Lippen.

„Nein, wahrlich!“ fuhr Tante fort; „Ihre Edeln sehen etwas angegriffen aus. Ich kann es mir wohl denken, der gehabte Schrecken auf dem See wird Ihnen wohl noch in den Gliedern liegen. — Nein! das ist doch eine wunderbare Rettung gewesen! Sie konnten damals recht eigentlich sagen: „„Laß die Wasserfluth und laß die Tiefe mich nicht verschlingen.““

„Fräulein, Sie haben doch keine nachtheiligen Folgen davon gehabt?“ fragte ich.

„Nein, mein Herr!“ antwortete sie in einem kalten Tone; „und ich thue mein Möglichstes, jenes Ereigniß mit allen seinen Scenen aus meinem Gedächtnisse zu verwischen.“

Durch diese Worte, deren Sinn ich nur halb begriff, wurde ich nicht wenig in Verlegenheit gesetzt und Susanne sah ihre Freundin an, als wolle sie

fragen: „Wie bin ich mit Ihnen daran?“ — Aber Tante, welche Henriettens Aeußerung sich noch weniger erklären konnte, nahm wieder das Wort:

„Das ist nicht gut, liebes Jettchen! Ein Ereigniß, welches so deutlich beweist, daß der Herr nicht verläßt, die ihn in der Noth anrufen, dürfen Sie nicht muthwillig vergessen wollen, sondern es muß Ihnen zu einer Aufmunterung dienen, Ihr Leben Dem zu weihen, der Sie erhalten hat.“

„Ihre Edeln haben vollkommen Recht!“ sagte Henriette; „ich drückte mich nur etwas verkehrt aus, und fühle sehr wohl, welch eine Pflicht der Dankbarkeit auf mir ruht, und hoffe dies nimmer zu vergessen.“

„Ja!“ fuhr Tante fort, „das schwere Wetter hat vielen Schaden gethan; unter anderm, bei Colhorn ein Loch in den Deich gerissen, dessen Wiederherstellung viele Tausende kosten soll. Wer erkennte hier nicht eine Heimsuchung des Herrn, eine Bestrafung der untreuen Gemeinde, welche so ungläubige und falsche Lehrer und Hirten, wie den Socinianischen Boterbloem beruft. Denn das ist einer von denen, die Eitelkeit sprechen und Lügen sehen und sagen: „Der Herr hat gesprochen; obschon dieser sie nicht gesendet hat. Und darum spricht der Herr: Ich will sie durch einen großen Sturmwind in meinem Grimm zersplittern, und da wird ein überschwemmen=

der Platzregen sein in meinem Zorn und große Hagelsteine in meinem Grimm, um sie zu vernichten.""

„Tante!" sagte Susanne mit einem unschuldigen Gesicht: „ist es wirklich die Schuld des Dr. Boterbloem daß der Damm durchbrochen ist? Vater äußerte, es sei die Schuld der Damminspection, die mit den fünf Städten im Streite liege."

„Was ist dies anders," fragte Tante, welche die Worte meiner Schwester über die Gebühr ernstlich nahm, „als eine Bestätigung meiner Behauptung? Sind das nicht Männer, „welche auf Ungerechtigkeit denken, und die bösen Rath geben in der Stadt? Und sind sie nicht blinde Führer der Blinden, welche der Gemeinde in ihrem Abfalle vorausgehen?"

„Ich glaube, Ihre Edeln haben wirklich Recht," sagte Susanne; „denn da ist der Deichgraf Mr. Conrad von Fingerhut, der trägt eine Brille; der Secretär, Junker van Bitterflügel, ist so kurzsichtig, daß er mich letzthin in einer Gesellschaft für Tante van Bempden ansah; von den Deichaufsehern hat der eine den grauen Staar, der zweite ist einäugig, der dritte schielt, und Nummer Vier ist Nachmittags so trunken, daß er den Weg nach seinem Hause nicht allein finden kann. — Ihre Edeln können daher mit Fug und Recht behaupten, daß es ein blindes Collegium ist."

„Nichtchen!" sagte Tante etwas betroffen: „Wie

lange werden Sie doch Ihr schlechtes Gespött noch treiben? Zuweilen ist, was Sie sagen, sehr artig; aber wenn man ernst spricht, ist das Scherzen am unrechten Orte. Sie wissen sehr wohl, daß ich geistige Blindheit meine und mit keinem Körpergebrechen Spott treibe, wie Sie thun."

Susanne fühlte, daß sie diesen Tadel verdient hatte. Mir selbst war ihre letzte Bemerkung aufgefallen; denn wie gern sie auch über Alles scherzte, so war sie doch weit entfernt, mit ernsten Dingen Spott zu treiben, oder Jemanden ärgern und kränzu wollen. Die wahre Ursache einer so unüberlegten Aeußerung mochte vielmehr in dem Verdrusse über Henriettens kaltes Benehmen gegen mich zu suchen sein, den sie hinter einer gezwungenen Fröhlichkeit verbergen wollte, und, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich geht, statt witzig, spitzig wurde. „Tante!" sagte sie nach einigen Augenblicken Schweigens, indem sie aufstand und ihr einen Kuß gab: „Vergeben Sie mir, ich habe einmal, wie es öfters der Fall ist, unbesonnen gesprochen. Ich bin ... ich war über etwas mißmuthig." Hier fing sie an zu weinen und sah Henrietten mit einem verweisenden Blicke an.

„Von Herzen gern!" sagte Tante, ihre Umarmung erwiedernd; „ich weiß es recht gut, Sie gehören nicht zu den unreinen Spöttern, von denen

im ersten Psalm gesprochen wird, noch auch zu solchen, welche für einen Verweis taub sind."

„Wird auch Herr Bläck an dem Feste bei Tante van Bempden Theil nehmen?" wandte ich mich an Henrietten; denn ob sie selbst kommen würde, durfte ich sie nicht fragen.

„Ich weiß es nicht, mein Herr!" antwortete sie, an die Uhr sehend, wie Jemand, der sich verabschieden will, aber den Besuch doch auch nicht kürzer machen will, als es die Schicklichkeit fordert.

„Ihre Edeln kommen doch, Tante?" fragte Susanne.

„Ich habe die Einladung angenommen," antwortete Tante; „obgleich ich wohl wünschte, daß Schwester van Bempden einen andern, als den Samstag, zur Festfeier gewählt hätte. Es wird bei solchen Gelegenheiten bisweilen spät, und dann ist man weniger gestimmt, den Tag des Herrn würdig zu feiern."

„Ja, liebe Tante!" stimmte ich bei; „das ist wahr; aber Ihre Edeln werden mir auch zugeben, daß Mama ihren Geburtstag nicht wohl verlegen konnte, und daß überdies Tante die Gelegenheit benutzt, wo Papa einmal ausgehen kann, da er mitten in der Woche immer mit Geschäften überhäuft ist."

„Das ist allerdings eine triftige Rechtfertigung," versetzte Tante; „nur hätte nach meiner Ansicht die

Festlichkeit im Hause Ihrer Aeltern angeordnet werden sollen, wenn es auch nicht eine so große Zahl von Gästen fassen kann; denn mich dünkt, eine Geburtstagsfeier sollte nur unter den nächsten Blutsverwandten a tfinden, und diese würde Ihre Mutter leicht untergebracht haben."

„Lassen Sie diese Ihre Meinung nur Mama nicht hören; die gute Frau beklagt es ohnehin schon, daß um ihretwillen so viele Umstände gemacht werden; Tante ist einmal sehr dafür eingenommen und denkt, daß die großen und kleinen Kinder sich auf dem Lande mehr ergötzen werden, als in der Stadt."

Hier stand Henriette auf. „Fräulein Huyck!" sagte sie, nachdem sie eine Weile gezaudert hatte, „Ihre Edeln werden mich entschuldigen; aber ich darf nicht länger bleiben, es ist später, als ich dachte, und . . ."

„Ei! wollen Sie denn schon wieder aufbrechen?" fragte Tante. „Sie haben sich ja kaum gesetzt."

„Mein Oheim erwartet mich; wir speisen früh, um nach Tische über Land zu fahren; ich darf nicht länger verweilen."

„Fahren Sie nach Hause, Jettchen?" fragte meine Schwester aufstehend und sichtbar etwas im Schilde führend.

„Ja, Liebe!" antwortete Henriette. „Wenn es nicht schon etwas spät und außer Ihrem Wege wäre,

möchte ich Ihnen vorschlagen, mich nach Hause zu begleiten; aber ich darf die Pferde meines Oheims einen solchen Umweg nicht machen lassen."

„Nein! das ist auch nicht nöthig," versetzte Susanne; „aber ich wünschte doch wenigstens eine Strecke mit Ihnen zu fahren; ich muß ohnedieß zu Karlin, um Band zu kaufen; das ist just auf Ihrem Wege und Sie können mich dort aussteigen lassen."

„O! sehr gern!" antwortete Henriette in einem Tone, der andeutete, daß sie für dies Mal die Gesellschaft ihrer Busenfreundin lieber ausgeschlagen, als angenommen hätte.

„Aber Sie bleiben doch noch ein wenig bei mir, Neffe?" fragte Tante; „dann kann ich sogleich über mein Anliegen mit Ihnen sprechen."

„Ich stehe zu Ihren Diensten," versetzte ich, während Henriette Abschied nahm und Susanne mir im Weggehen einen Blick zuwarf, der mir verhieß, daß sie für mein Interesse sorgen würde. Seufzend sah ich beide abziehen.

„Ei, Neffe! das traf sich unglücklich," sagte Tante, als wir allein waren; „Anfangs wollte es mir gar nicht in den Kopf, warum Sie alle drei so still und so sonderbar waren, bis mir Ihre mißlungene Bewerbung einfiel. Aufrichtig gesprochen, es scheint mir, als ob Henriette den Wünschen ih-

res Oheims nachgiebt; wenigstens kann ich nicht finden, daß sie Ihnen besonders zuvorkommend begegnete."

„Das ist auch mir aufgefallen," sagte ich, „und ich war weit entfernt, eine solche Kälte zu erwarten. Ich weiß wahrhaftig nicht, womit ich ihr Wohlwollen so mit einem Male verscherzt habe, und das bekümmert mich."

„Glaub' es gern," entgegnete sie, „aber Sie müssen sich in dieser Prüfung mit dem Gedanken trösten, daß Nichts ohne Gottes weisen Rathschluß geschieht, und daß selbst Leiden, die er schickt, zu unserm Besten dienen müssen. — Aber um auf das zu kommen, wovon ich mit Ihnen allein sprechen wollte: gestern ist Ihr Vater bei mir gewesen und hat mich vor den Leuten gewarnt, die bei Heynß wohnen. Der Mann führe einen falschen Namen, und seine Tochter scheine ihm ebenfalls eine von denjenigen, gegen welche man auf seiner Hut sein müsse. Er wollte jedoch mit der Sprache nicht recht heraus, sondern verwies mich, wenn ich mehr zu erfahren wünschte, an Sie. Wie verhält sich das? Ist dieses Frauenzimmer wirklich so schlecht? dann habe ich mich arg in ihr betrogen; denn ich sah sie für eine Jungfrau an, die rein ist von Herzen und eifrig in allen guten Werken."

„Ich weiß nichts Böses von ihr," antwortete ich erfreut, daß mein Vater seinen Verdacht in Be-

zug auf mich wenigstens meiner Tante nicht mitgetheilt hatte; „und was ihren Vater betrifft, so hat mir Helding erzählt, daß er abgereist ist.“

„Ja,“ versetzte sie, „das hat mein Bruder mir auch erzählt; aber das ist nicht minder wunderlich zugegangen; denn nachdem er vorgestern Abend mit dem Nachtschiffe abgefahren und zu Nieuwersluys ausgestiegen, ist er verschwunden, Niemand weiß wohin. — Daher drängt sich mir, obgleich ich meinen Nächsten nicht verurtheilen will, die Vermuthung auf, daß hier etwas dahinter steckt. Man muß sich, wie Ihre Mutter letzthin bemerkte, nur wundern, daß Heynß solche Leute bei sich aufgenommen hat.“

„In der That!“ versetzte ich; „aber, wie gesagt, ich weiß von Beiden nichts Böses, obgleich ich gestehe, daß es mir nur angenehm sein wird, nichts mehr von ihnen zu hören; denn seit meiner Zurückkunft kann ich fast keinen Schritt thun, ohne über sie sprechen zu hören. Es ist, als ob sie meine bösen Geister wären, die mich in der Wirklichkeit oder in der Einbildung immer und überall verfolgen.“

„Ich hatte diese Worte kaum geendigt, so wurden sie auch schon bethätigt. Die Thür ging auf und Amalie trat ein. — Ich habe schon oben bemerkt, daß meine gute Tante stets für Jedermann zu Hause war, und daß also ihre Dienstmädchen Jedermann, dessen Gesicht sie einmal gesehen hat-

ten, sogleich hinauf schickten, ohne ihn zuvor anzumelden.

Wir waren alle drei bestürzt. Amalie jedoch sammelte sich zuerst, und ich glaube sogar, daß meine Gegenwart sie ermuthigte.

„Fräulein!“ sagte sie zu Tante gewendet, ehe diese noch die Kraft hatte, sie anzureden: „Ich komme als Bittende zu Ihnen. Ich habe in dieser großen volkreichen Stadt Niemanden, auf dessen guten Willen ich rechnen kann, außer Sie und — Ihren Herrn Neffen,“ fügte sie erröthend hinzu. „Ich weiß, daß mein Kommen und mein Gesuch unbescheiden sind — und ich werde es Ihnen nicht übel deuten, wenn Sie mich ungetröstet wieder entlassen; aber nichts destoweniger Ihnen dankbar bleiben für das Gute, welches Sie mir bereits erwiesen haben.“

„Lassen Sie sich nieder, Demoiselle,“ sagte Tante, die aus der ungewöhnlichen Gemüthsbewegung, welche auf Amaliens Gesichtszügen zu lesen war, schloß, daß keine Kleinigkeit sie zu ihr getrieben habe. „Ich helfe gern, wenn ich kann, denn das ist uns vorgeschrieben; aber wollen Sie vielleicht erst etwas genießen? Sie sehen so angegriffen aus. Haben Sie vielleicht ein Unglück gehabt?“

„Soll ich mich nicht lieber entfernen,“ fragte ich, der ich wenig Lust fühlte, aufs Neue in Amaliens Angelegenheiten verwickelt zu werden. „Fräu-

lein hat Ihnen vielleicht etwas im Geheimen zu sagen.“

„Nein, bleiben Sie nur noch ein wenig hier, Neffe!“ sagte Tante, die wahrscheinlich ängstlich wurde, sich mit Amalien allein zu befinden; „und geben Sie doch einmal das Fläschchen mit den Tropfen aus dem Eckschränkchen und die Wasserflasche. — Schnell! trinken Sie einmal, arme Seele. Sie sind wirklich ganz außer sich.“

„Ich dachte nicht, daß mich je noch etwas so ergreifen könnte,“ sagte Amalie. „Zahlreiche Widerwärtigkeiten und Bekümmernisse habe ich bereits muthig überstanden; aber noch nie, nein, nie zuvor wurde ich so erniedrigt, wie heute. Alles Ungemach dieser Welt will ich mit Gelassenheit ertragen, aber mich von einem elenden Spion beleidigt zu sehen, als wäre ich ein Schandfleck meines Geschlechts — das ist zu viel!“

„Was ist denn vorgefallen? Wer hat Sie beleidigt?“ fragte Tante und ich fast gleichzeitig.

„Was er gesagt hat,“ antwortete Amalie, „das thut nichts zur Sache, seine Ausdrücke sind vielleicht zu entschuldigen; er ist nicht gewohnt, mit gebildeten Leuten umzugehen. Er konnte mir sein Haus verbieten, er ist Herr darin und hat das Recht dazu; aber es ist niederträchtig und unverzeihlich, daß er mich beleidigt in einem Augenblicke, wo ich allein, von aller Welt verlassen bin. — Ich

kann, ich mag nicht länger unter seinem Dache bleiben; — aber wohin soll ich mich wenden? Sie allein, Fräulein, können mir helfen. Ach! ich bitte Sie, zeigen Sie mir bei ehrlichen Leuten einen Zufluchtsort an, wo ich eingezogen wohnen kann. Es wird nicht lange mehr währen, das verspreche ich Ihnen. — Geld mangelt mir nicht; ich verlange nichts, als einen, wenn auch noch so kleinen Aufenthalt, wo ich Ruhe finden und vor allen Besuchen sicher sein kann."

„Ja!" sagte Tante; „das ist recht gut; aber es werden so viele seltsame Dinge von Ihrem Vater und Ihnen erzählt, daß ich wohl erst noch etwas Näheres von Ihnen vernehmen muß, ehe ich Sie bei Andern empfehle."

„Da wirst Du sehr wohl thun, Schwester!" sagte eine Stimme hinter uns. Wir wendeten uns alle drei um — und mein Vater trat zur geöffneten Thür herein. Er hatte sich, wie ich nachher vernahm, nach Heynßens Wohnung begeben, um mit Amalien zu sprechen; aber, da sie eben weggegangen, war er ihr auf dem Fuße gefolgt.

„Seine plötzliche Erscheinung brachte einen ganz verschiedenen Eindruck auf uns hervor. Tantens Gesicht heiterte sich auf und die Erscheinung ihres Bruders rettete sie sichtbar aus einer großen Verlegenheit; Amalie sah ihn zwar ohne Furcht, aber mit Verwunderung und beunruhigt an, als ahne

sie, daß es von diesem Manne abhänge, wie ihr Schicksal beschlossen werden sollte. Was mich selbst betrifft, so war ich ganz aus dem Felde geschlagen; denn ich sah von diesem abermaligen Zusammentreffen nicht nur neue Unannehmlichkeiten und verkehrte Auslegungen voraus, sondern zitterte auch für Amalien und nur die Ueberzeugung von meines Vaters strenger Gerechtigkeit flößte mir einige Hoffnung ein.

Mein Vater sah erst Amalien und dann mich mit einem forschenden Blicke an. Sie schlug die Augen nicht nieder; sondern stand auf und ihr Gesicht nahm jenen Ausdruck von Stolz an, der ihrem Vater so eigen war und den ich auch früher an ihr bemerkt hatte. Sie war sichtbar betroffen über das, was sie als eine Unhöflichkeit ansah. Tante war die erste, die das Stillschweigen brach. „Du kömmst eben zur rechten Zeit, Bruder!" sagte sie; „das ist das Frauenzimmer, von dem ich Dir gesagt habe."

„Ich sehe es," versetzte mein Vater. „Junges Mädchen!" fuhr er zu Amalien gewendet fort; „es schmerzt mich, in Jemandem von Ihren Jahren und Aussehen so viel Verstocktheit zu finden. Wie haben Sie sich erdreisten können, sich bei einer ehrbaren Jungfrau aufzudringen, während Sie sich selbst bewußt sein müssen, daß Sie eigentlich ins Spinnhaus gehören?"

„Mein Herr!" rief Amalie in einem Tone tiefer

Verachtung, während sie das Haupt mit einer Würde aufrichtete, die einer Königin Ehre gemacht haben würde, und dann fragte sie, zu mir gewendet: „Wer ist dieser Mann?“

„Es ist mein Vater?“ flüsterte ich; „um Gottes willen . . .“

„Wohlan!“ fuhr sie fort; „sagen Sie dann Ihrem Vater, daß ich von ihm eine andere Behandlung erwartet hätte. Wenn Jemand ohne Erziehung wie Heynß mich beleidigt, so kann ich mich darüber trösten; aber ich hätte nicht geglaubt, daß Herr Huyck eine derartige Handlungsweise nachahmen würde.“

„Ich möchte Ihnen rathen, einen Ton tiefer anzustimmen,“ entgegnete mein Vater: „Ich bin höflich gegen eine mit Lumpen bedeckte Frau, wenn ihr Betragen sittig ist; aber ich würde auch einer Fürstin meine Verachtung zeigen, wenn sie so handelte, wie Sie.“

„Leben Sie wohl, Fräulein!“ sagte Amalie, sich mit dem Kopfe verneigend, als ob sie sich entfernen wolle.

„Bleiben Sie!“ sagte mein Vater in gebietendem Tone, vor dem Jeder, der ihn hörte, Respect hatte; „und seien Sie lieber dankbar dafür, daß ich Sie nicht durch meine Diener zu mir auf das Stadthaus bringen ließ, sondern, um Sie zu verhören, hierher kam; und bedenken Sie, daß ein offen-

herziges Bekenntniß Ihnen mehr Nutzen bringen wird, als die Annahme eines übel angebrachten Hochmuthes."

„Amalie blieb mitten im Zimmer stehen, die Arme über einander geschlagen, die Augen flammend vor Aerger und die Lippen zusammengebissen. Ihre ganze Haltung deutete an, daß sie nur dem Zwange nachgab, aber beschlossen hatte, auf die an sie gerichteten Fragen keine Antwort zu geben.

„Es kommt noch allerdings darauf an," fuhr mein Vater, über solche Geringschätzung seines Befehles, woran er wenig gewöhnt war, höchlich verwundert fort: „ob ich so viel Strenge gegen Sie gezeigt haben würde, wenn es nicht da um dieses Unwürdigen willen gewesen wäre!" (hier wies er auf mich). „Ich muß bekennen, er hat seine Neigung wohl angebracht!"

„Wie!" rief Amalie aus, indem sich auf einmal der Ausdruck ihres Wesens veränderte und sie mich mit einem Blicke der Verwunderung ansah.

„Ich verstehe Sie nicht," sprach sie weiter, meinem Vater ängstlich ansehend.

„Sie verstehen mich nicht?" fragte mein Vater, über die plötzliche Veränderung in ihrem Gesichte selbst verwundert.

Ich hielt den Augenblick geeignet, dazwischen zu treten. „Fräulein kann Sie nicht verstehen,"

sagte ich; „denn hier ist keine Frage von irgend einer Neigung.“

„Gedulde Dich, bis man Dich dazu auffordert, ehe Du Dich in das Gespräch mengst,“ sagte mein Vater mit einem strengen Blicke. „Ist auch diese Zusammenkunft wie alle früheren nur ein Zufall? Du hast mein Vertrauen für immer verloren!“

„Vater!“ sagt' ich; „ich versichere Sie ...“

„Geh!“ sagte er; „ich will nichts mehr hören.“

Ich seufzete und machte mich bereit, diesem Befehle zu gehorchen; als Amalie, die während dieses Wortwechsels in eine heftige Gemüthsbewegung gerathen war und abwechselnd roth und bleich wurde, sich zwischen mich und die Thür stellte.

„Verzeihen Sie, nur noch einen Augenblick!“ sagte sie. „Ich weiß nicht,“ fuhr sie fort, zu meinem Vater sprechend, „wessen ich beschuldigt werde; aber nur das muß ich vor dem allwissenden Gott bezeugen, daß Ihr Sohn sich weder der fraglichen Bekanntschaft, noch der Dienste, welche er mir erwies, zu schämen braucht; daß seine Handlungsweise edel, menschenfreundlich und untadelhaft war, und daß nur feiges Laster seinem Betragen eine falsche Auslegung geben kann.“

Es lag so viel Wahrheit in den Worten, welche sie gesprochen hatte; ihre Stimme, jetzt frei von jener Bitterkeit, welche zuvor darin lag, hatte etwas so Treffendes und Ueberzeugendes; über ihr ganzes

Wesen war ein solcher Adel verbreitet, daß selbst mein Vater davon betroffen wurde. Gewohnt, in die geheimen Falten einzudringen, hinter welchen sich der Betrug verbirgt, und das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, war er jetzt überzeugt, daß Amalie, wenn sie auch in gewisser Hinsicht schuldig, doch die Creatur nicht sei, welche man ihm geschildert hatte. Er dachte einen Augenblick nach, winkte mir zu, daß ich bleiben könnte und fragte dann Amalien schnell:

„Wie ist Ihr Name?"

„Amalie," antwortete sie, indem sie ihre vorige Haltung behutsamen Argwohnes wieder annahm.

„Ihr Familienname?"

„Für den Augenblick trage ich keinen andern Namen, als Amalie."

„Aber Ihr Vater? Er hat sich van Beveren nennen lassen; aber das ist sein wahrer Name nicht. Wie heißt er?"

„Er selbst wird am besten im Stande sein, darauf zu antworten."

„Gut! Aber er ist nicht hier. Wo befindet er sich jetzt?"

„Es ist mir nie in den Sinn gekommen, seinen Fußtritten nachzugehen," antwortete Amalie. „Ich überlasse solches Andern," setzte sie in einem scharfen Tone hinzu.

„Sie scheinen auf diesen Gegenstand nicht eingehen zu wollen," sagte mein Vater, „und ich kann es nicht tadeln, daß Sie Ihren Vater nicht verrathen mögen. Aber Sie werden hoffentlich nicht säumen, mir darauf zu antworten, was Sie selbst angeht. Wo haben Sie meinen Sohn kennen gelernt?"

Amalie sah mich von der Seite an und antwortete in einem ruhigen Tone: „Er wird es Ihnen wahrscheinlich selbst erzählt haben."

Ich dachte einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, daß mein Vater das gewöhnliche Hilfsmittel anwenden würde, Angeklagten ein Bekenntniß abzuzwingen, nämlich, ihnen wahrscheinlich zu machen, daß ihr Mitschuldiger bereits bekannt hat. Mochte er nun in dem vorliegenden Falle zu human sein, als daß er seine Zuflucht zu dergleichen Kunstgriffen hätte nehmen sollen, oder mochte er einsehen, daß ihm solche diesmal nichts helfen würden, kurz er schüttelte bei so hochherziger Fassung, welche Amalie bewies, den Kopf und sagte:

„Junges Mädchen! Ich muß Ihnen väterlich und zugleich mit Nachdruck wiederholen, daß Sie durch Hartnäckigkeit Ihre Sache nur verschlimmern. Sie kommen mit meinem Sohne, Niemand weiß woher, in der Naardner Schuit; Sie verlassen ihn zu Amsterdam, aber nehmen später wiederholt Be-

suche von ihm an; Ihr Vater kömmt und verschwindet wieder von hier, wie ein Gespenst und trägt einen Namen, der augenscheinlich falsch ist. Es finden um Ihretwillen unschickliche Auftritte Statt; — muß dies Alles nicht Verdacht gegen Sie erwecken?"

Von dieser ganzen Rede schien Amalie nur einen Gedanken mit Wärme aufgefaßt zu haben, nämlich den, daß Ihres Vaters Geheimniß von mir nicht preisgegeben worden war.

„Ach, mein Herr!" sagte sie, „Ihr Sohn hat edel, mit Selbstverleugnung gehandelt! hat sich um unsertwillen dem Argwohn und der Verleumdung ausgesetzt! sich das Mißvergnügen der Seinen zugezogen! sich in die größten Verdrießlichkeiten gestürzt! — O! beschuldigen Sie mich," fuhr sie zu mir gewendet fort, „nicht der Niederträchtigkeit, der Undankbarkeit, wenn ich noch jetzt in meinem Schweigen beharre und Sie nicht reinige von der Schande, mit welcher man Sie . . . und auch mich überhäuft hat. Aber Gott weiß es — ich darf noch nicht sprechen." —

„Du sollst den Namen des Herrn nicht mißbrauchen!" murmelte Tante Lenchen den Kopf schüttelnd.

„Und nun, mein Herr!" sagte Amalie zu meinem Vater, „lassen Sie mich in das Gefängniß, in das Spinnhaus bringen; Sie haben die Macht dazu und ich bin außer Stande, zu widerstehen.

Aber ich betheuere Ihnen, nichts Böses verübt zu haben; und es wird Ihnen einst, wenn Sie später von meiner Unschuld überzeugt sind, am Herzen nagen, daß Sie mich hart und ungerecht behandelt haben. Das sind also diese Niederlande, diese Provinzen, die durch die ganze Welt berühmt sind als der Sitz der Bürgerfreiheit? Man verfolgt, man belauert, man verurtheilt ohne Ursache ein unschuldiges Mädchen, deren einzige Missethat ist, daß sie ihren unglücklichen Vater lieb hat und ihn seinen Feinden nicht verrathen will."

„Nein, Fräulein!" sagte mein Vater in einem sanftern Tone, wenn Sie unschuldig sind, haben Sie auch keine Strafe zu fürchten. Ich will nicht weiter in Sie dringen. Es sei fern von mir, eine Tochter in Bezug auf ihren Vater als Werkzeug der Justiz gebrauchen zu wollen. Aber an Ihren Aufenthalt hier knüpfen sich so wunderbare und geheimnißvolle Umstände, daß ich Ihnen nicht vergönnen kann, diese Stadt zu verlassen, bevor sich diese aufgeklärt haben. Sie selbst mögen sich Ihren Aufenthalt wählen und werden dadurch gegen alle Ihnen unangenehme Besuche gesichert sein. Die Dauer dieses Aufenthalts zu verlängern, oder zu verkürzen, wird dann von Ihrem Vater abhängen."

In diesem Augenblicke trat die Dienstmagd ein und übergab meinem Vater ein Briefchen, das ein Unbekannter gebracht hatte, mit dem Auftrage,

es Seinen Edeln Gestrengen unmittelbar seinzuhändigen. Er las es; sein Gesicht verrieth Verwunderung. Er sah Amalien aufmerksam an und sagte dann in einem halblauten Tone:

„Wie ist es möglich, daß ich nicht früher auf diesen Gedanken gekommen bin? Lies dies Briefchen, Ferdinand! Vielleicht wirst Du dich, nach Einsicht desselben, für berecheigt halten, zu sprechen.“

Ich las das Briefchen, welches folgenden Inhalts war:

„Wohledler Gestrenger Herr! So eben giebt der kleine Simon mir die bestimmte Nachricht, daß der Herr van Beveren Niemand anders ist, als der Graf von Talavera, den wir suchen. Es ist kaum zu denken, daß diese Person so lange bei mir im Hause gewohnt hat, ohne daß ich Verdacht gegen sie schöpfte. Er muß jedoch ins Netz laufen; denn es sind überall Wächter ausgestellt. — Ich verbleibe mit tiefer Ehrerbietung

Ihrer Edeln Gestrengen

Diener

Heynß.“

„Das ahnete ich,“ sagte ich, ihm die Schrift zurückgebend; „aber auch diese Mittheilung giebt mir noch keine Freiheit, Ihnen den Anlaß zu unserer Bekanntschaft zu erzählen. Erst nachdem er

entweder ergriffen oder in Sicherheit sein wird, bin ich meines gegebenen Wortes entbunden."

„So!" sagte mein Vater in einem kalten Tone, und nahm dann, sich umwendend, Amalien auf eine höfliche Weise bei der Hand.

„Schwester!" sagte er zu Tante Lenchen, „ich stelle Dir das Fräulein van Lintz vor, die Tochter Käthchen Reckseil's, deren Du dich erinnern wirst."

„Mein Herr!" rief erblaßt und meinen Vater ängstlich ansehend Amalie aus.

„Entschuldigen Sie," fuhr mein Vater fort: „ich hätte vielleicht sagen müssen: Donna Amalia de Talavera. Es schmerzt mich, daß ich gezwungen bin, Ihren Vater, dessen großen Verdiensten ich in vieler Hinsicht huldige, verfolgen zu müssen. Aber die Pflicht, die ich in Bezug auf ihn zu erfüllen habe, wird mich nicht hindern, gegen Sie diejenige Menschenfreundlichkeit zu üben, welche Ihr Unglück mit Recht in Anspruch nimmt. Worin kann ich Ihnen dienlich sein? Sie haben hier noch Blutsverwandte von mütterlicher Seite? Wünschen Sie, daß ich Sie zu ihnen bringe und Sie ihrem Schutze anvertraue?"

„Ach!" sagte Amalie; „wer von ihnen würde sich über die unglückliche Tochter des Schwärmers erbarmen wollen? — Nein! nicht bei ihnen, die vielleicht meinen Vater hassen, oder verachten, will ich eine Zuflucht suchen. Machen Sie mir gütigst

eine recht abgelegene, sichere Wohnung aus (es wird nur auf kurze Zeit sein; an Geld gebricht es mir nicht); und ich werde es Ihnen Dank wissen, mein Herr! — Nur nicht bei Blutsverwandten, die da meinen würden, mir eine Gnade zu erzeigen."

„Hören Sie!" sagte Tante Lenchen, indem sie Amalien bei der Hand nahm; „Sie sollen nicht zu Fremden gehen und auch nicht zu Heynß zurückkehren. Ich habe noch Platz im Hause. Bleiben Sie bei mir: Sie werden finden, daß mein Zelt in Frieden ist. Sie können hier so still leben, als Sie wollen und auf Ihrem eignen Zimmer bleiben, wo Sie weder Sonne, noch Mond zu sehen brauchen, so fern Sie es nicht für gut befinden. Ich werde es den Dienstmädchen sagen, daß sie ohne vorherige Anmeldung Niemanden zu Ihnen lassen."

„Bei Ihnen, theures Fräulein?" sagte Amalie, bog sich weinend über Tanten hin und umarmte sie. „Ach! wodurch habe ich so viel Güte verdient?"

„Ei!" sagte Tante, „steht nicht geschrieben: „Ich war ein Fremdling und ihr habt mich beherberget?" Sie nehmen es also an, nicht wahr?"

„Zu wem würde ich lieber meine Zuflucht nehmen, als zu Ihnen, Fräulein!" entgegnete Amalie. „Sind Sie nicht das einzige menschliche Wesen, das sich meiner angenommen hat?"

„Nicht doch," sagte Tante; „davon kömmt mei-

nem Neffen die meiste Ehre zu. Erinnern Sie sich noch, Neffe?"

„Aber nein!" sagte Amalie, sich auf einmal besinnend. „Nein! das geht doch nicht. Ich vergaß in einer unbedachtsamen Aufwallung von Erkenntlichkeit, daß Ihre Familie um meinetwillen schon Unannehmlichkeiten genug gehabt hat. Nein! das geht wahrhaftig nicht an."

„Und warum nicht?" — fragte Tante. „Von der Familie werden Sie keine Last haben, noch die Familie von Ihnen. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie ganz zurückgezogen auf Ihrem Zimmer bleiben können."

„Ich ehre Ihre Gewissenhaftigkeit, Fräulein," sagte mein Vater; „und doch glaube ich, daß Sie nichts Besseres ergreifen können, als diesen Vorschlag anzunehmen. — Die Welt wird dadurch am schnellsten überzeugt, daß die nachtheiligen Gerüchte, die über Sie im Umlaufe waren, und denen ich selbst Glauben beimaß, lügenhaft sind. — Uebrigens werden Sie hier ganz ungestört leben und Niemand wird Sie mit Besuchen oder Anträgen beunruhigen."

„Nein!" sagte Amalie; „auch um meinetwillen, mein Herr Huyck! darf ich nicht bei Ihrer Schwester bleiben. — Würden die stets am liebsten etwas Schlimmes denkenden Menschen Sie nicht beschuldigen, daß Sie denjenigen in Schutz nähmen, den

Sie verfolgen müßten, indem Sie seine Tochter bei Ihrer nächsten Verwandten einlogirten?"

„Ihre Bedenklichkeit ist nicht ohne Grund," antwortete mein Vater, „und flößt mir Achtung gegen Sie ein; denn nach einer Behandlung, wie Sie soeben von mir erfuhren, ist es von Ihnen mehr als Großmuth, Besorgniß für meinen guten Namen zu zeigen. Aber in diesem Falle werde ich die Leute sprechen lassen, was sie wollen. Ihr guter Name ist von nicht geringerm Gewicht, als der meine und ich sehe kein besseres Mittel, denselben wieder zu befestigen und alles dumme Geschwätz zum Schweigen zu bringen, als wenn Sie den Vorschlag meiner Schwester annehmen."

Amalie gab endlich nach und Tante ließ sogleich ihre Effecten holen, nachdem mein Vater einen Befehl an Heynß geschrieben hatte, selbige zu verabfolgen. Darauf empfahlen wir uns und ließen die beiden Damen allein.

„Sie besitzt denselben hochfahrenden Geist, welcher ihrem Vater so eigenthümlich war," sagte mein Vater, nachdem wir eine Weile schweigend fürbaß geschritten waren. „Ich beklage sie; denn mag sich der Graf unsern Nachspürungen auch noch eine Zeit lang entziehen, er muß doch endlich in die Falle; und was wird dann ihr Loos sein?"

„Vater!" sagt' ich, und faßte ihn bei der Hand, „sind Sie nun nicht mehr unzufrieden mit mir?"

„Ich sehe ein, daß Du in einer fatalen Lage gewesen bist; aber noch begreife ich nicht recht, warum Du in Deinem Schweigen beharrest, da doch Alles entdeckt ist.“

„Um Entschuldigung,“ entgegnete ich; „wenn ich Ihnen sagte, wie und wo ich mit dem Grafen Bekanntschaft gemacht habe, würden Ihre Edeln dann nicht auch wissen, wie und wo ihn finden?“

„Da hast Du nicht ganz Unrecht,“ antwortete mein Vater lachend. „Wohlan! ich sehe Deiner näheren Aufschlüssen entgegen. Jeden Falls aber freut es mich, daß Du nicht in dieses Mädchen verliebt bist.“

Viertes Kapitel.

Das Betragen Fräulein Bläck's gegen Ferdinand klärt sich auf und Amaliens Vater kömmt wieder zum Vorscheine.

Nach dem Mittagsessen rief ich Susannen auf die Seite. „Nun?“ fragte ich, „hast Du etwas erfahren?“

„Ja gewiß!“ antwortete sie. „Ich habe schöne Dinge von Dir gehört, Singnur! Wahrlich meine

Freundschaft für Dich hat mich eine dumme Rolle spielen lassen."

„Wie so?"

„Es ist zwar gut, zwei Sehnen an seinem Bogen zu haben; aber in manchen Fällen ist es weder vorsichtig, noch verständig, und Cats sagt:

Zwei zu gleicher Zeit zu freien,
Sieht man selten wohl gedeihen."

„Was soll das bedeuten? Komm doch zur Hauptsache!"

„Nun, so beichte mir einmal, Ferdinand! Ist jenes Frauenzimmer, welches Du von Deinen Reisen mitgebracht hast, eine Hochdeutsche, oder eine Italienerin? Sie singt gewiß schön! Wie viel kostet Dir wohl monatlich ihre Toilette?"

„Aha!" sagt' ich; „also da sitzt der Knoten! Verleumdung ist im Spiele gewesen und hat Wahres und Falsches so fein durcheinander gemischt, daß selbst die Engel in Zweifel gerathen könnten."

„Antworte mir doch!" sagte Susanne, „ich einfältige Bürgerstochter habe keinen Begriff von jenen neumodischen Französischen Sitten. Sag mir doch, wie würdest Du, hätte der alte Herr Bläck Deine Bewerbung angenommen, es angefangen haben, ohne Vermögen zwei Haushälte zu besorgen?"

„Hast Du diese Thorheiten wirklich geglaubt?" fragte ich.

„Welcher Waffen hätte ich mich bedienen sollen, um sie zu widerlegen? — Was thatest Du in jenem Hause?

Prince, quelques raisons que vous me puissiez dire
Votre devoir làbas n'a point dú vous conduire.

Aber das Schlimmste von Allem ist, daß Du die Unverschämtheit gehabt hast, jenes Geschöpf mit einer frommen anständigen Frau, wie Tante Lenchen in Bekanntschaft zu bringen. Wenn sie erfährt, welche liebe Person sie an sich gezogen hat, dann gebe ich keinen Dreier um Deinen Antheil an der Erbschaft."

„Das hat gute Wege," sagt' ich lächelnd. „Tante weiß Alles, was sie betrifft, und ist bestens mit ihr zufrieden."

„Dann hat sie den Plan, sie zu bekehren," sagte Susanne, „sonst begreife ich es nicht. — Pfui! daß Du so schlecht geworden bist! Es thut mir leid, daß ich mich um Deinetwillen mit Henrietten entzweit habe, die doch wohl volles Recht hatte, Dich verächtlich anzusehen."

„Aber was hat sie Dir denn gesagt?"

„Ich weiß fast nicht, warum ich mir die Mühe geben soll, es Dir wieder zu erzählen; denn Du weißt es besser als irgend Jemand. Es hat schwer genug gehalten, sie zum Sprechen zu bringen, und nachdem sie zu sprechen begonnen, wünschte ich schon, sie schwiege. Kurz! sie hat mir erzählt, wie Du Besuche machtest bei einem jungen Frauenzimmer,

welches bei Heynß wohnt und welches Du von Deiner Reise mitgebracht hast. — (Sie würde es nicht geglaubt haben, wenn sie Dich nicht zu Muiden mit jener Dirne Arm in Arm hätte laufen sehen). — Und wie Du sie hierüber mit schönen Reden besänftigt hättest, und wie Ludwig die Treppe hinunter geworfen worden, und Du seinen Diener gehindert hättest, ihm beizustehen, — und noch gar Mancherlei, so daß ich Maul und Nase aufsperrte und die Kutsche verlassen mußte, ohne ein Wort zu Deiner Vertheidigung hervorbringen zu können."

„Es ist so, wie ich dachte," sagt' ich. „Nun! die Zeit wird mich wohl rechtfertigen, bin ich dies auch jetzt nicht im Stande."

„Ja! aber indessen führt Ludwig die Braut heim; dann hilft Dir Deine Rechtfertigung eben etwas."

„Du hast recht!" sagt' ich nachdenkend, „es ist ein schwieriger Fall! Eine nur theilweise Aufklärung würde wenig nützen, auch wenn ich ihr mittheilte, daß jenes Frauenzimmer, um welches sie sich bekümmert, ihre eigne Cousine und einer anstößigen Aufführung so wenig schuldig ist, daß ihr selbst meine gottesfürchtige Tante, mit Vorwissen meines Vaters, Wohnung giebt."

Was erzählst Du da?" fragte Susanne höchst erstaunt.

„Die lautere Wahrheit.“

„Nun! das geht über meinen Horizont. Du hast wohl nunmehr nicht nur Tanten, sondern auch Papa blauen Dunst vorzumachen gewußt?“

„Wahrlich nicht,“ antwortete ich, und gab ihr von der Sache einen kurzen Bericht, mit Ausnahme des Anlasses zu meiner Bekanntschaft mit Herrn van Lintz, da ich diesen nicht mittheilen konnte, ohne von seinem Aufenthalte in der Meierei zu sprechen, und diese, dacht' ich, könnte ihm vielleicht nochmals Zuflucht gewähren.

„Fürwahr, ein großartiges Abenteuer,“ versetzte sie; es gleicht ja einem Romane auf ein Haar! Aber bei alle dem weiß ich nicht, ob Henriette wohl vollkommen dadurch zufrieden gestellt wird. Ist dies Frauenzimmer auch ihre Cousine und die Tochter eines Grafen, so könnte sie doch noch Deine Geliebte sein, ja vielleicht um so mehr ihre Eifersucht erwecken. Ferdinand — Herzensbruder! ich kann Dir nur schlechten Trost geben. — Gern wollte ich meine von Grootchen geerbte sechsfache Perlenschnur gegen eine Zahl Strickgarn vertauschen, wenn Du Dich nicht in jene böse Geschichte gemischt hättest, die uns nichts als Verdruß verursacht. Papa hat schon eine Woche lang so finster, wie der Riese im Irrgarten davon ausgesehen; Mama ist krank davon; meine gute Laune ist ganz dadurch verdorben; denn wer getraut sich mit innerlich be-

trübten Leuten zu scherzen? Du selbst machst ein Ellenlanges Gesicht und Henriette wird vielleicht aus Verzweiflung ihren Cousin heirathen und ihr Lebenlang unglücklich sein. — Ich wünschte, das jener Herr van Lintz oder von Talavera, wie er heißt, auf dem heißen Roste säße!"

„Das gerade nicht," sagt' ich; „ich wäre doppelt zufrieden, wenn er nur Staatsminister in Spanien geblieben wäre, so daß ich nie etwas von ihm gehört hätte, als durch die Zeitungen. Uebrigens ist Deine Besorgniß gegründet, und wir müssen auf ein Mittel denken, die üble Meinung, welche man von mir hat, zu beseitigen. Mit Vater und Mutter bin ich schon ziemlich im Reinen; Du wirst bemerkt haben, daß sie mich bei Tische wieder so freundlich behandelten, wie zuvor; aber wie Henriette von meiner Unschuld überzeugen, das weiß ich wahrhaftig nicht. Ich bin bei ihr angeschwärzt, und die Verlcumdung gleicht der Holzkohle: brennt sie auch nicht, so macht sie doch schwarz. — Sie allein zu sprechen dürfte mir jetzt schwerlich gelingen, und wenn ich ihr schreibe, fragt es sich, ob ihr mein Brief eingehändigt wird; und gesetzt auch ich könnte sie sprechen oder ihr schreiben, wie soll ich mein Betragen rechtfertigen, so lange ich die Triebfedern meiner Handlungen nicht ohne Ausnahme offenbaren darf? — Es ist fürwahr zum wahnsinnig werden! Warum nur gerade ich, der ich nichts weniger

als ein Sonderling oder überspannter Kopf zu sein und nie Geschmack an Romanen gefunden zu haben mir bewußt bin, in einen solchen Wirbel von Abenteuern geschleudert werden mußte, die so romanesk sind und so verwirrt in einander greifen, daß ich mir zuletzt nicht mehr heraus zu helfen weiß und bisweilen denke, Alles sei nur ein beängstigender Traum, woraus ich am Abend oder Morgen erwachen würde?"

„Ja! das ist in der That höchst unangenehm," sagte Susanne; „aber mit Raisonniren und Reflectiren wirst Du nichts bessern, sondern nur kostbare Zeit nutzlos verschwenden, da ich doch nicht beurtheilen kann, ob und in wie weit sothane Klemme Deine eigene Schuld ist. Henrietten könnte ich wohl schreiben; — Oder noch besser, schreib Du ihr, und überlasse mir nur die Adresse; sonst läufst Du große Gefahr, daß Dein Brief unerbrochen zurück geschickt wird."

„Ja!" sagt' ich, „Du hast Recht, schreiben muß ich; warum sollte ich Bedenken tragen? Ich habe mir nichts vorzuwerfen und brauche zu meiner Rechtfertigung mir nur noch eine Frist von wenigen Tagen zu erbitten. Man verweigert dies den Missethäter vor dem Richterstuhle nicht; wie viel weniger kann mir diese Bitte abgeschlagen werden? — Ich weiß, was ich zu schreiben habe."

„Willst Du nicht erst ein Concept machen?"

fragte Susanne, ehe Du von Mama's bestem Papiere nimmst?" (sie sah, daß ich eine vor mir liegende Mappe öffnete) „Soll ich auch weggehen?"

„Nein Santchen! bleib nur; nur wenn man einen Liebesbrief geschrieben hat, wird man zaudern und nachdenken, und Concepte machen und dennoch fürchten, daß Styl und Ausdruck die flammende Liebe zu schildern, und das Herz der Geliebten zu rühren kaum im Stande sein möchten; aber wenn es darauf ankommt, seinen ehrlichen Namen zu vertreten, dann bedarf man nur reiner, unumwundener Wahrheit, nicht aber gesuchter Worte und schöner Redensarten. Gieb mir das Papier; ich werde Dich lesen lassen, wenn ich fertig bin."

Ich setzte mich und schrieb nachfolgenden Brief, woran ich kein Wort veränderte:

„Fräulein! Ihre Besorgniß war gegründet; Ihr Oheim hat meine Bewerbung um Ihre Hand zurückgewiesen. Es steht mir nicht zu, die Gründe seiner mich bekümmernden Handlungsweise zu untersuchen; aber noch schmerzlicher traf mich heute morgen Ihr kaltes Benehmen gegen mich, das, ich, entschuldigen Sie meine Offenherzigkeit, weit entfernt war zu erwarten, weil ich mir bewußt bin, dasselbe nicht zu verdienen. Als ich auf Heisicht von Ihnen Abschied nahm, schmeichelte ich mir mit dem Gedanken, daß Ihre Edeln meine aufrichtige Liebe nicht verschmäht hatten. Dieser Gedanke machte mein höch-

stes Glück aus und ließ mich auch die Antwort Herrn Bläcks mit ruhiger Fassung ertragen, indem ich mich mit der Hoffnung tröstete, daß die Zeit und mein standhaftes Vetrauen einst über seine Hartnäckigkeit siegen würden, wenn nur Ihre Edeln Ihr Wohlwollen mir nicht entzögen. Wie verändert jedoch fand ich Sie heute in dieser Beziehung! und zwar, wie ich von meiner Schwester vernehme, in Folge einiger über mich umlaufenden Gerüchte, welche Ihre Edeln für Wahrheit nehmen. Ihr Oheim würde es mir übel auslegen, wenn ich Sie gegen seinen Willen über meine Liebe unterhielte; aber nimmermehr kann er mißbilligen, daß ich meinen guten Namen vertheidige. Da es mir noch nicht frei steht, Geheimnisse eines Dritten zu offenbaren, so darf ich Ihnen den Anlaß zn meiner Bekanntschaft mit jener Jungfrau, in deren Gesellschaft mich Ihre Edeln ein Mal zu Muiden gesehen haben, jetzt nicht darlegen; ich kann nur wiederholen, daß mein Verhältniß zu ihr ganz unschuldig ist, und daß ich kein anderes Gefühl, als Achtung vor ihren Geistesfähigkeiten und Mitleiden mit ihrem Unglücke, gegen sie hege. Uebrigens ist sie jetzt mit meines Vaters Vorwissen zu meiner Tante Huyck gezogen, die ganz gewiß keine Leute bei sich aufnehmen würde, deren Betragen tadelhaft ist. — Was die Verleumdung betrifft, welche man über mich ausgebreitet hat, so kenne ich ihren Urheber sehr gut; nur dem Umstand, daß er einer Ihrer

nächsten Verwandten ist, hat er den Erlaß der wohlverdienten Strafe, welche ich ihm sonst zugedacht hätte, zu verdanken.

„Noch eine Bitte, Fräulein! Sollten Ihre Edeln noch Argwohn gegen mich hegen, so haben Sie die Gewogenheit, nur vierzehn Tage lang Ihr End-Urtheil aufzuschieben. Denn ich bin überzeugt, daß es mir nach Ablauf dieser Frist leicht werden wird, mich von aller Schande zu reinigen, und Sie zu überzeugen, daß ich nicht unwürdig bin, mich zu nennen u. s. w." —

„Und denkst Du, daß dieses Stück viel ausrichten wird?" fragte Susanne, als ich ihr den Brief hatte lesen lassen. „Mich dünkt, an ihrer Stelle würde ich nicht besonders erbaut sein über jene Achtung und jenes Mitleiden, welche Du gegen Deinen Schützling fühlst. Das ist zwar keine Liebe, aber es grenzt doch sehr nahe daran."

„An Dich würde ich vielleicht anders schreiben," sagte ich lachend; „aber Henriette wird es nach meiner Ueberzeugung auf die rechte Weise zu würdigen wissen, daß ich den guten Ruf eines unschuldigen Mädchens gleich dem meinigen vertheidige. Hat sie mich lieb, dann wird sie mir glauben und nähere Aufklärung abwarten; thut sie das nicht, dann ist dies ein Zeichen, daß sie mich nicht liebt, und dann werde ich ihre Verkennung mit mehr Gelassenheit ertragen."

Susanne übernahm nun die Absendung des Briefes und ich begab mich auf das Comptoir.

In den Tagen, welche zwischen diesem Gespräche und dem Geburtstage meiner Mutter verflossen, fiel nicht viel vor, was dem Leser interessiren würde. Dreier Umstände jedoch muß ich gedenken; erstens, daß der Kapitain Pulvér absegelte, wodurch ich mehr müßige Zeit bekam; zweitens, daß Heynß, dessen Verhältniß zur Justiz durch Heldings Plappermaul bald allgemein bekannt geworden war, und der also nicht länger geheime Dienste verrichten konnte, die Stelle eines kurz zuvor pensionirten Unterrichters erhielt, mit der Zusage, daß er eine wirkliche Anstellung erhalten solle, sobald es ihm geglückt sein würde, den sich noch immer verborgen haltenden Grafen von Talavera der Justiz zu überliefern. Endlich drittens, daß Susanne von ihrer Freundin ein Briefchen empfing, worin diese in sehr kurzen Ausdrücken zu erkennen gab, sie habe meinen Brief empfangen und glaube gern, daß man mein Betragen in ein ungünstigeres Licht stelle, als es verdiene; da sie aber wisse, wie sehr ihr Oheim, dem sie Alles verdanke, gegen unsere nähere Bekanntschaft sei, so müsse sie mich aus Pflichtgefühl ersuchen, mich aller weitern Bemühungen um sie zu enthalten, und mein Wort mir zurück geben. Diese harte Sprache schlug mich vollends nieder, und ich sah nun ein, daß für den Augenblick nichts weiter zu thun sei, und daß ich

abwarten müsse, ob vielleicht die Zeit in Herrn Bläck's Forderung, daß ich seiner Nichte entsagen solle, oder in ihrer Gewissenhaftigkeit, seinen Willen zu befolgen, einige Veränderung hervorbringen würde.

Einen Tag vor der Feierlichkeit auf Heisicht, reiste ich dahin, um meiner Tante van Bempden, auf ihr Ersuchen, in einigen vorläufigen Einrichtungen behilflich zu sein. — Ich fand Tante in blühendem Wohlsein und, wie gewöhnlich, von Geschäften überhäuft. Kaum gönnte sie sich die Zeit, mich zu begrüßen, sondern lief das Haus auf und nieder, ein und aus, und rief bald die Küchenmagd, um noch einige Veränderungen in der Anordnung der Mahlzeit zu machen; dann wieder das Hausmädchen, um mit ihr die nöthigen Tafeltücher und Servietten heraus zu nehmen und abzuzählen; bald den Kammerdiener, um ihr die Blumen ordnen zu helfen, welche keuchende Gartenknechte rastlos in Töpfen und Körben beitrugen, bald wieder die Scheuermagd, um die Treppen noch ein Mal abzuwischen, welche die Gartenknechte mit den beschmutzten Schuhen verunreinigt hatten. Und dann lief sie wieder in den Gemüsegarten, um den Gärtner zu suchen und ihm noch einige Befehle zu geben oder einzuschärfen; es fehle noch an Stechpalmen zu Guirlanden und Spargelzweigen für die Blumenvasen; Eis aus dem Eiskeller müßte auch noch herbei; es müßten Wege geschaufelt, der freie Platz aufgeharkt werden; die

Hecke der großen Allee wäre noch zu beschneiden und das Wasser des achteckigen Bassins zu reinigen. — Dann ging sie in den Stall und untersuchte, ob die Leitseile gehörig weiß, und die Pferde wohl geputzt und die messingenen und silbernen Geschirre glänzend wären; ob nichts an den Wagen mangele, ob der Sattler die Kissen der Sitze neu gepolstert und die neuen Peitschen geschickt hatte; endlich ob die Tresse um die Hüte der Kutscher und der Lakaien erneuert war; und dann wurde sie wieder hineingerufen, um zwischen ihrem gegenwärtigen Diener und ihrem früheren, der verheirathet, aber als Helfer zu diesem Feste gekommen war und deren Einer die alte Platmenage mit den Drachenköpfen, der Andere, die neue mit den Lorbeerblättern vorgezogen wissen wollte, einen Streit zu schlichten; und so machte sich ihre Gegenwart bald hier, bald dort nothwendig.

„Wohlan, Neffe!" sagte sie, als sie endlich ein wenig über das Gedränge hinweg war oder vielmehr, als die Kaffeestunde der Trinker und die Ruhestunde der Arbeiter in der Ueberhäufung der Geschäfte des Tages eine Parenthese machten; „es freut mich, daß Sie kommen! Mein Kopf ist ganz wüst, und ich weiß nicht, wie ich mit Allem zu Stande kommen soll. Welch ein Wetter haben wir in der vorigen Nacht gehabt! Ich habe kein Auge zugethan und gedacht, daß das ganze Haus einstürze. Es ist heuer ziemlich stürmisch und ungestüm; ich bin nur

froh, daß es jetzt etwas ruhig ist, sonst würde die Partie ganz mißglücken; denn Ihre Aeltern kommen so selten heraus, daß, wenn sie mir ein Mal die Ehre geben, auf Heisicht zu erscheinen, dies gewiß nicht in der Absicht geschieht, um den ganzen Tag im Hause zu sitzen."

„Ja liebe Tante!" sagte ich, „es hat schrecklich gestürmt: es sieht schlimm genug aus für Pulver, der kaum abgesegelt ist; er konnte wohl einen tüchtigen Schaden erleiden."

„Nichts davon," entgegnete Tante, „Sie würden mir all' das Vergnügen, das mir dies Fest verspricht, ganz und gar verderben; — nicht, daß ich über den Schaden so sehr trauern würde, sondern es ist zu bedenken, daß wir hier warm und wohl sitzen und uns erlustigen, während die armen Seemannschaften, die ihr Leben wagen, um uns Schätze zu besorgen, mit Stürmen und Wogen kämpfen! Seit jenem schrecklichen Zuge mit Bläck habe ich mit diesen armen Seelen ein doppeltes Mitleiden. — Aber bei alle dem dürfen wir unsere Zeit nicht versäumen. Sie können, wenn Sie erst Kaffee mit mir getrunken haben, mir einen großen Gefallen thun, wenn es nämlich nicht zu viel von Ihnen verlangt ist."

„Ich komme hieher, um Ihnen behilflich zu sein," versetzte ich, „und es versteht sich also von selbst, daß Ihre Edeln ungescheut über mich verfügen können."

„Sehr wohl!“ sagte sie. „Wohlan! mein Plan war, die Gesellschaft hier zu empfangen, dann sogleich in pleno auf die Meierei zur alten Martha zu fahren, dort ein Vesperbrod zu nehmen, und dann wieder hieher zurück zu kommen zum Essen.“

„Das ist ein sehr guter Plan,“ sagt' ich, „und die Fahrt hin und her über die Haide wird sehr geeignet sein, der Gesellschaft eine gute Verdauung des Frühstückes und einen erneuten Appetit für das Mittagsmahl zu geben.“

„Ganz recht! nun wünschte ich wohl, daß Sie einmal auf die Meierei führen und die da gemachten Vorbereitungen musterten; denn der Zimmermann, der es besorgen sollte, ist ein Naseweiß, der gewiß Alles nach seinem Kopfe und nicht nach meiner Anordnung wird machen wollen.“

„Auf die Meierei!“ wiederholte ich mit einem Gefühl unangenehmer Täuschung.

„Ja, Neffe!“ entgegnete sie, ohne es zu bemerken; „Sie können das braune Chaisenpferd nehmen, das geht einspännig; ich würde Sie wohl hinbringen lassen, aber ich kann Niemanden missen. Sie sind doch nicht bange vor Straßenräubern? Es ist gegenwärtig hier ganz sicher, hat mir der Richter versichert, und übrigens,“ fügte sie scherzend hinzu, „der Hauptmann der Bande ist ja ein intimer Freund von Ihnen! — Es wundert mich noch,

daß dieser Bursche aus dem Nebenzimmer nichts mitgenommen hat, als er Ihnen jenen Besuch machte, den Sie mir noch immer nicht aufgehellt haben."

„Und was soll ich auf der Meierei thun?" fragte ich, um Tante nur bald von dem Gegenstande, den sie berührte, abzubringen.

„Ach! gar viel. Ich habe Alles aufgeschrieben; erstens, damit ich, und zweitens, damit Sie es nicht vergessen sollten. Hier ist die Liste. Ich hoffe, daß nichts darauf fehlen wird. — Aber sagen Sie mir doch erst, was ist das für eine Geschichte mit jenem Frauenzimmer, welches Tante Lenchen zu sich ins Haus aufgenommen hat? Ist das wirklich ein Fräulein van Lintz?"

„Ach, liebe Tante!" antwortete ich, „das ist eine Geschichte, viel zu lang, um sie Ihnen jetzt zu erzählen; fragen Sie mich ein ander Mal darüber, wenn wir ganz in unserer Bequemlichkeit sind."

„Schon gut! dann werde ich Geduld haben. — Aber lieber Ferdinand! Wie haben Sie sich mit dieser Heirath mit Jettchen Bläck übereilt. Ich hatte Ihnen ja gesagt, daß nie etwas daraus werden würde. Hätten Sie nur meinen Rath befolgt und sie bei Zeiten aus dem Sinne geschlage, dann hätten Sie sich diese unangenehme Täuschung erspart. Es thut mir hinterdrein sehr leid, daß ich Sie zusammen in Bekanntschaft gebracht habe."

„Ich erinnere mich nichts mehr von Ihrer Warnung, liebe Tante!“

„Nicht! Wissen Sie unser Gespräch auf dem Strande, ehe wir Ludwig Bläck begegneten, nicht mehr? Damals sagte ich ja schon: „Schlagen Sie das aus den Gedanken. Aber guten Rath vergißt man schnell.“

Nun erinnerte ich mich jenes Gespräches sehr wohl; obgleich ich jene Worte, die Tanten bei dieser Gelegenheit entfallen waren, nicht sehr beachtete, weil sie keine Gründe angeführt hatte, um ihrer Meinung ein Gewicht zu geben. Ich fand jedoch gerathener, auch diesen Punkt ruhen zu lassen, eilte nach einem kleinen Imbiß in den Stall, sattelte den Braunen und trabte durch die Haide hin nach der mir zu wohl bekannten Meierei.

Ich fand auch da keine geringe Lebendigkeit. Den Befehlen Tantens zu Folge war man damit beschäftigt, Latten zu schlagen, die von Baum zu Baum liefen und worüber Segeltuch gespannt werden mußte, um ein Zelt zu bilden, in welchem die Gesellschaft folgenden Tags aufgenommen werden, und gegen die unbeständigen Launen des Herbstwetters gesichert sein sollte. Nachdem ich dem Aufseher dieser Arbeit Tantens Willen, wie ich solchen auf der mitgebrachten Liste ausgedrückt fand, nochmals wiederholt und mich überzeugt hatte, daß der Mann ihre Ansichten vollkommen begriff, und durchaus

nicht gesonnen war, wie sie fürchtete, nur seinem eignen Kopf zu folgen: da sah ich den zweiten Artikel nach, den ich zu besorgen hatte. Er lautete, daß ich die alte Martha fragen müsse, ob der Stall hinlänglich aufgeräumt sei, um alle Pferde unter zu bringen, welche folgenden Tags kommen würden. Ich rief also die alte Frau, die auch sogleich mit einem verwirrten Gesicht auf mich zugelaufen kam und mich sichtbar bestürzt fragte, was mir zu Diensten stehe.

„Ach!“ sagte sie, sobald sie vernommen hatte, was ich von ihr verlangte, „deshalb kann Mefrau ruhig sein, der Stall ist niedlich und schön, und ich habe den schielenden Tys und Peter Goverts schon gesprochen, daß sie Hand mit anlegen helfen; denn da mein Sohn weg ist und weg bleibt, bin ich Arme der Arbeit nicht gewachsen. — Hat mein Herr noch etwas zu befehlen?“

„Einen Augenblick!“ sagte ich und nahm meine Liste zur Hand: „Nummer drei: Sehen, ob die Tische und Bänke gekommen sind. — Ja! die stehen schon unten. — Nummer vier: Marthen fragen, wer ihr helfen wird, Kuchen zu backen? — Ja, wer wird das thun?“

„Ach! Herr meine Zeit! Ist Mefrau darum auch bekümmert. Ei! das würde ich ja wohl allein können und kämen Sie mit Funfzigen. Aber da ist die rothe Else van Krailo und ihre Schwester,

die haben mir schon versprochen, daß sie kommen wollen. Ach, an Hilfe wird es nicht fehlen, sondern Volks genug zusammen kommen. Wo solcher Reichthum ist, da braucht man nicht um Menschen verlegen zu sein. — Und köstliche Kuchen will ich backen, das verspreche ich Ihnen."

„Das bedarf keiner Versicherung," sagt' ich lachend, „ich habe ja dergleichen schon ein Mal hier versucht und weiß, wie sie schmecken."

„Es ist auch wahr," sagte sie, mit einem besorgten Gesicht. „Mein Herr hat mich doch hoffentlich nicht verrathen?"

„Keine Angst," — sagt' ich; „möge es nur nicht wieder geschehen. — Nummer fünf: Nachsehen, wie viel Stühle auf der Meierei, und ob selbige noch brauchbar sind. — Das werden wir geschwind einmal nachsehen," sagt' ich, und eilte schnell nach der Wohnung hin, indem ich bei mir selbst lachte über die sich bis aufs Kleinste erstreckende Fürsorge Tantens. Kaum hatte ich jedoch die Küche erreicht, da kam Martha mit so viel Schnelligkeit, als ihre alten Beine zuließen, hinter mich hergelaufen:

„Was will mein Herr?" fragte sie, und sie richtete unwillkührlich einen Blick nach dem Treppchen, das zu dem Oberstübchen führte.

„Ganz recht!" sagt' ich, ihrem Blicke folgend.

„Da hinauf muß ich. Ich glaube, daß dort Stühle stehen.“

„Um Gotteswillen. Mein Herr! machen Sie mich nicht unglücklich!“ sagte sie mit einer gedämpften Stimme und die Hände ringend; „er ist wieder hier.“

„Was!“ murmelte ich, „ist er denn nicht bei Sinnen?“ Und ich bestieg, fast unwillkührlich, aber doch behutsam, das Treppchen, und sah durch das Schlüsselloch hinein, wo ich nicht nur van Lintz, sondern neben ihm auch den alten Herrn Bläck erkannte.

„Ich weiß wahrhaftig kein anderes Mittel, um Sie unbemerkt von dannen zu bringen,“ sagte letzt Genannter.

„Wir werden uns demnach dazu entschließen müssen,“ erwiederte van Lintz, „in der Hoffnung, daß man mich vor dieser Zeit nicht gefangen nimmt.“

„Und Sie versprechen mir,“ entgegnete Herr Bläck, daß, selbst dies angenommen, Sie ... jene ... die Sache ... nicht bekannt machen wollen.“

„Und warum sollte ich das? Sie sagen ja, daß Ihr Sohn und Ihre Nichte einander lieben!“

Ich hatte mich schon zurückziehen wollen, denn ich schämte mich, den Horcher zu machen; aber diese letzte Frage trieb meine Neugier zu sehr an, als daß ich der Lust hätte widerstehen können, die Antwort abzuwarten.

„Sie lieben einander . . . sie werden ein Paar werden," antwortete, Herr Bläck. „Sie sind an nichts gebunden, wenn ich Sie betrüge. Ich versichere es Ihnen. Vernichten Sie doch dieses . . . dieses unglückselige Stück. — Es könnte in fremde Hände kommen . . . geben Sie es lieber mir, . . . Ich werde . . . :

„Nein! das nicht, Jacob Bläck!" entgegnete van Lintz mit einem spöttischen Lachen. „Wenn ich in Sicherheit bin — und nicht eher — werden Sie es bekommen — und es selbst verbrennen können. Ich weiß, wem ich die Hilfe, die Sie mir beweisen werden, zu verdanken habe, — und kenne meinen Vortheil zu gut, als daß ich darauf verzichten sollte, da es mir nützen kann."

„Ach!" erwiederte Bläck; „Sie werden keinen Mißbrauch davon machen; Sie werden mich nicht mit Schande in die Grube fahren lassen. Ich helfe Ihnen ja, so viel in meinen Kräften steht . . . ich habe selbst mehr gethan, als ich Ihnen versprochen hatte; ich habe nach dem Haag geschrieben . . . all' meinen Einfluß werde ich anwenden, um den Verfolgungen Einhalt zu thun . . . um uns'rer alten Freundschaft willen, machen Sie mich nicht unglücklich!"

„Sie haben mein Wort," sagte van Lintz, „und das muß Ihnen genug sein; morgen werde ich Sie erwarten. Suchen Sie jetzt sich unbemerkt von hier

zu entfernen und den Ort zu erreichen, wo Ihr Wagen hält. Ich will fragen und hören, ob der Ausgang sicher ist."

Mit diesen Worten erhob er seine Stimme, um Marthen zu rufen. Ich zauderte einen Augenblick, bedachte aber, daß van Lintz von ihr doch erfahren würde, daß ich dagewesen sei, und beschloß daher, selbst hinein zu gehen, nachdem ich der alten Frau, die zitternd und bebend hinter mir stand, zugewinkt, daß sie zurückbleiben könne.

„Herr Huyck!" riefen, als ich eintrat, beide, der Eine mit dem Tone der Verwunderung, der Andere mit einem Ausdrucke von Schrecken.

„Um Entschuldigung, meine Herren!" sagt' ich lachend, „wenn ich Ihre Zusammenkunft störe. Aber Mefrau van Bempden hat mich hieher geschickt, zu dem morgenden Feste einige Vorbereitungen zu treffen, und auch in diesem Stübchen, von dem ich nicht wußte, daß es bewohnt sei, habe ich etwas zu thun."

„Ich bekenne," sagte van Lintz, daß ich meine Zeit schlecht gewählt habe."

„Wenn Herr Bläck," fuhr ich fort, indem ich ihn ansah, weil er heftig zitterte und bebte, „sich zu entfernen wünscht, ohne Aufsehen zu erregen; dann werde ich ihn gern eine Strecke Weges begleiten."

„Ihre Edeln sind allzugütig, mein Herr Huyck,"

entgegnete Bläck stotternd; „ich nehme Ihr freundliches Anerbieten dankbar an.“

„Ich hoffe Sie noch zu sehen, wenn Sie zurückkommen,“ sagte van Lintz, indem er mich mit seinen durchdringenden Augen anstarrte.

Ich verbeugte mich und verließ das Zimmer. Herr Bläck folgte mir, und wir gingen beide die Hinterthür hinaus durch den Garten, wo sich Niemand befand, und schlugen den Weg nach dem Walde ein. Ich bemerkte, daß mein Begleiter Mühe hatte, fortzukommen, so sehr war er außer Fassung, und bot ihm deshalb meinen Arm an, indem ich das wunderliche Spiel des Schicksales, mich zum Führer dessen zu machen, der meinen sehnlichsten Wünschen abgesagter Feind war, im Stillen belächelte.

Gern hätte ich ihn um nähere Auslegung der Worte gebeten, welche der Zufall mich hatte hören lassen; aber dieser Punkt war zu delicat, als daß ich ihn ohne schicklichen Anlaß hätte berühren dürfen. Ich bemerkte, daß er seiner Seits etwas auf dem Herzen habe, aber nicht wisse, wie das Gespräch anknüpfen. Mehr als ein Mal öffnete er den Mund, als ob er eine Frage thun wolle; aber die Worte blieben ihm im Halse stecken. Endlich schien er Muth zu fassen und nach einem schweren Seufzer brachte er mit einer matten Stimme und niedergeschlagenen Augen Folgendes heraus:

„Ich kann nicht von meiner Verwunderung

zurückkommen, daß ich Herrn Huyck, den Sohn des Herrn Oberrichters ... in einem Verhältnisse mit Jemandem sehe, der ... der ..." hier schien er nach Worten zu suchen.

„Unsere Verwunderung ist gegenseitig, mein Herr!" sagt' ich lächelnd.

„Ach!" sagte er, mich von der Seite ansehend, als ob er auf meinem Gesichte erforschen wolle, ob ich seinen Worten auch Glauben schenke; „bei mir ist es ein ganz anderer Fall. Ich habe ... ihn früher gekannt ... und Manches mit ihm ertragen müssen."

„Meine Bekanntschaft mit ihm datirt sich aus der jüngsten Zeit," entgegnete ich; „er kann jedoch, was mich betrifft, ruhig sein, ich werde ihn nicht verrathen ... und auch nicht unaufgefordert von Ihrem Besuche sprechen, wenn dies Ihren Edeln einigen Trost geben kann."

„Das ist auch besser," sagte er, durch meine Betheuerung sichtbar aufgeheitert. „Ich habe diesen Gang aus besonderen Rücksichten machen müssen. — Ich bleibe Ihren Edeln indessen sehr verpflichtet; — es thut mir nur leid, daß die Nothwendigkeit erheischte, ... den verehrlichen Antrag meines Herrn ... abzuschlagen ... aber ... das Glück meiner Nichte ... Ihre Edeln fühlen ..."

„Ihre Edeln können nicht erwarten," unterbrach ich ihn, „in mir den Mann vor sich zu haben,

welcher fühlen soll, daß Ihre Nichte mit einem Andern glücklicher sein würde, als mit mir."

„Keineswegs," versetzte er; ich meine nur . . . Sehen Ihre Edeln . . . ich kann mich vorläufig hierüber nicht näher erklären. — Nach Verlauf einiger Jahre, wenn sie mündig und noch frei sein wird, will ich sehr gern Ihr Fürsprecher bei ihr sein; aber gegenwärtig . . ."

„Ich verhehle Ihnen nicht," sagt' ich, „daß, als ich so eben in dem Oberstübchen sprechen hörte, ich einen Augenblick an der Thür gelauscht und Ihre Edeln bei dieser Gelegenheit auf eine Heirath zwischen Ihrem Sohne und Ihrer Nichte anspielen gehört habe."

„Sie haben uns belauscht!" sagte er zitternd und bleich, vor Zorn sowohl, als vor Angst; „das war sehr unrecht von Ihnen, mein Herr! obschon," fügte er hinzu, weil er wahrscheinlich bedachte, daß ich mehr gehört haben könne, als ihm lieb war, und daß er mich zum Freunde behalten müsse, „ich es Ihnen nicht übel nehmen kann; denn Ihre Edeln konnten sich mit Recht ein wenig verwundern, uns da zu finden. Nun ja! Es ist wahr! Ich wollte es Ihnen nur nicht sagen, um Sie nicht zu betrüben. Diese Heirath ist stets mein feurigster Wunsch gewesen, und sie wird, schmeichle ich mir, bald vor sich gehen."

„Unmöglich!“ rief ich aus, ganz niedergeschlagen durch diese Mittheilung.

„Es ist zuverlässige Wahrheit, die jungen Leute lieben einander, und ich verlange nichts sehnlicher, als beider Glück. Glauben Sie mir, mein werther Herr Huyck! und schlagen Sie sich diese Neigung aus dem Sinn. Es giebt schöne und reichere Mädchen genug in unsern Niederlanden. — Doch ich werde meinen Weg nun wohl selbst finden, und bitte Sie daher, sich nicht weiter zu bemühen.“

Wir hatten in diesem Augenblicke das Ende des Buschholzes und einen Fahrweg erreicht, auf welchem in einiger Entfernung Herrn Bläck's Equipage hielt. Ich sah ein, daß er meine Begleitung nun nicht weiter nöthig hatte, und kehrte nach gegenseitigem Abschiedsgruße nach der Meierei zurück.

„Sie sehen,“ sagte van Lintz, als ich wieder bei ihm war, „daß ich aus Mangel eines bessern, meinen alten Zufluchtsort nochmals habe wählen müssen.“

„Ich sehe es,“ antwortete ich kopfschüttelnd; „aber ich fürchte, daß dieser nicht lange mehr sicher sein wird. Sie brauchen nur auf der andern Seite hinaus zu sehen, um sich zu überzeugen, daß die Einsamkeit hier zu Ende ist, und Morgen kommen noch mehr Gäste.“

„Ich werde ihre Ankunft nicht abwarten,“ sagte van Lintz.

„Und hoffen Sie wirklich, unbemerkt zu ent-

kommen?" fragte ich. „Heynß spürt ohne Zweifel jedem Ihrer Schritte nach und wenn er Sie nicht eher hat fest nehmen lassen: so ist es nur, weil ihm noch unbekannt war, daß Herr van Beveren und der Graf von Talavera eine und dieselbe Person sei; aber jetzt weiß er es, und ich zweifle nicht daran, daß er seine Unbedachtsamkeit gut gemacht und kein Mittel versäumt haben wird, um Sie nicht wieder entwischen zu lassen."

„Ich weiß es," antwortete er düster; „ich spiele eine Schachpartie mit Zehn gegen Eins, daß ich matt gesetzt werde; und doch werde ich, so lange mein König noch ein Feld offen findet, das Spiel nicht verloren geben. Wenn jedoch meine Verfolger nicht vor Morgen hier sind: dann laufen sie große Gefahr, das Nest leer zu finden, und dann trotze ich ihren Nachspürungen."

„Sie verlassen also dies Land?"

„Und Ihre Tochter?"

„Für immer, wie ich hoffe. Ich bin ihm wahrlich zu wenig verpflichtet, um es zu betrauern."

„Sie wird . . . mir folgen, hoffe ich," antwortete er seufzend.

„Wissen Sie, wo sie gegenwärtig sich aufhält?"

„Das weiß ich; und, wenn Sie es einst schicklich finden werden, danken Sie dann Ihrer würdigen Tante in meinem Namen für dasjenige, was sie an einer unglücklichen, verlassenen Waise gethan hat. —

Auch Ihnen, mein Herr Huyck! bin ich großen Dank schuldig; denn ich weiß es, mein Aufenthalt in der Stadt und vor allen Dingen der meiner Tochter ist Ihnen die Quelle großer Unannehmlichkeiten gewesen. Ich wünschte, einst auch etwas für Sie thun zu können.“

Ich schwieg einige Augenblicke. Ich hätte ihn wohl fragen mögen, was für ein großes Interesse er an Henriettens Heirath mit ihrem Neffen habe, zumal der Letztere ihm doch keine Ursache gegeben hatte, seine Partei zu nehmen; aber ein Gefühl von Bescheidenheit hielt mich zurück. Offenbar mußte hier ein Geheimniß verborgen liegen, in welches Henriette verwickelt war; aber was ging das mich an? — Während ich so in Gedanken vertieft stand, half mir van Lintz selbst auf die Sprünge.

„Sie haben ohne Zweifel von unserem Gespräche Manches gehört?“

„Das hab' ich,“ antwortete ich; „ich bekenne es zu meiner Schande; aber ich war so erstaunt, Sie hier zu finden, daß ...“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen; es würden noch frömmere Leute, als Sie sind, der Versuchung nicht widerstanden haben. Und was vernahmen Sie?“

„Nicht viel,“ antwortete ich, „es war mir, als ob Sie Chaldäisch sprächen, so geheimnißvoll klangen Ihre Worte.“

„Nicht viel, aber doch etwas! Nicht wahr?“

Schon wollte ich ihm meine Verwunderung darüber zu erkennen geben, was Bläck ihm in Betreff der gegenseitigen Liebe Ludwigs und Henriettens erzählt hatte; aber eine Bedenklichkeit hielt mich zurück. Denn so viel konnte ich aus dem Gespräche schließen, daß van Lintzens Stillschweigen von etwas abhängig sein sollte, was Bläck begangen hatte und an dessen Geheimhaltung demselben viel lag; mit diesem Stillschweigen mußte die Hilfe erkauft werden, die ihm Bläck zusagte. Daher hielt ich mich für unberufen, über die vorgebliche Zuneigung der jungen Leute meine Meinung zu äußern, dadurch bei van Lintz die Absichten Bläck's verdächtig zu machen und vielleicht zu einem Zwiste Anlaß zu geben, der für beide Unheil bringen könnte. Diese meine Zurückhaltung war, obgleich aus edeln Beweggründen hervorgegangen (denn ich brauchte weder Bläck, noch seinen Sohn zu schonen), leider hernach die mittelbare Ursache, daß zwei Menschen ihr Leben verloren.

„Ich wiederhole Ihnen,“ sagt' ich, „daß ich nichts von Ihrem Gespräche begriffen habe. Nur hat es mich gewundert, den sonst ziemlich hochmüthigen Herrn Bläck so ängstlich und verlegen zu sehen.“

„Nicht wahr?“ fragte van Lintz. In der That! es muß wohl für einen Dritten ein gar auffallendes Schauspiel gewesen sein, den reichen Herrn von Güldenhof, den stolzen Amsterdamer Kaufmann,

dessen Wort mehr Gewicht hat, als die Manifeste von einem halben Dutzend Deutscher Angesichts eines armen Schwärmers, der schon in sechs, oder sieben Staaten zum Tode verurtheilt wurde, welchem die Spürhunde der Justiz nachsetzen, als ob er Einbrüche verübt hätte, und der für sein müdes Haupt kaum ein Ruheplätzchen zu finden vermag, erröthen und zittern zu sehen. Aber er weiß es, der reiche Mann, daß ich nur ein Wort zu sprechen brauche, um ihn unglücklicher zu machen, als der arme Schwärmer je werden kann. — Genug hievon; von meiner Hand soll der Vorhang nicht ohne Noth weggezogen werden, da sich bis jetzt Alles so gefügt hat, um ihn geschlossen zu halten. Darum, mein junger Freund! vergessen Sie, was Sie vorhin gesehen und gehört haben mögen."

„O, ich wünschte Alles vergessen zu können, was mir in den letzten Wochen begegnet ist!" sagte ich mit einem Seufzer. „Aber erlauben Sie jetzt, daß ich mich empfehle; denn ein längeres Verweilen bei Ihnen würde Verdacht erregen können; . . . Lassen Sie sich ja von draussen herein nicht bemerken; vom Garten aus kann man fast das ganze Stübchen überblicken. — Da! sagt' ich's doch!

Wir hatten beide gleichzeitig einen Blick in den Garten gethan und hinter einer Hecke den Hausirkrämer Simon entdeckt, wie er die lauernden Augen auf uns richtete. Wir traten zurück und sahen ein-

ander an. Als ich mich dem Fenster wieder näherte, war er verschwunden.

„Sie brauchen nun nicht mehr daran zu zweifeln," sagt' ich; „Morgen, vielleicht diesen Abend noch, ist das Haus umringt."

„Ich habe ihn erkannt," sagte van Lintz. „Es ist derselbe Jude, der mich zu Utrecht verfolgte und den ich damals irre geführt habe. Warum sollte es mir jetzt nicht mehr glücken? — Fast bin ich es aber müde, neue List ins Werk zu setzen. Wäre es mir nicht um meine Tochter, ich hätte mich denen, die mich suchen, schon längst überliefert."

„Ich kann also," sagt' ich, „bei unserm Abschiede nichts Besseres wünschen, als daß ich Sie Morgen nicht mehr hier finden möge."

„Es geschehe, wie das Schicksal über mich beschlossen hat," antwortete er mit Achselzucken. Er drückte mir herzlich die Hand, und nickte mir ein freundliches Lebewohl zu, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen. Wahrscheinlich vermuthete er, daß wir auch jetzt nicht zum letzten Male Abschied nehmen sollten. Ich erwiederte seinen Händedruck, verließ darauf die Wohnung, setzte mich wieder zu Pferde und trabte mit doppelter Eile nach Heisicht zurück.

Fünftes Kapitel.

Ein flinker Vogelsteller läßt auch wohl ein Mal einen Vogel entwischen.

Die von Tante van Bempden erwarteten Gäste stellten sich am folgenden Morgen zur bestimmten Zeit ein. Außer meinen Aeltern nebst sämmtlichen Kindern, bildeten Tante Lenchen und ein halbes Dutzend Neffen und Nichten aus der Stadt, deren Personenbeschreibung hier überflüssig sein würde, da alle möglichen Neffen und Nichten von einem und demselben Schlage sind, das Centrum. Herr Bläck, (dessen Nichte mit eingeladen war, aber wegen Kränklichkeit sich hatte entschuldigen lassen) Ludwig Bläck, van Baalen, und einige andere besondere Freunde sowohl aus der Stadt, als aus der Nachbarschaft, sollten unmittelbar auf die Meierei kommen, ohne zuvor auf Heisicht einzukehren. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Glückwünschen, welche sich die Leser auch ohne mein Zuthun wohl lebhaft vorstellen können, fuhren die nöthigen Wagen vor. Einem jeden wurde, der vorher entworfenen Ordnung unserer Gastgeberin zufolge, seiner Reihenfolge angewiesen und so begaben wir uns insgesammt auf die Meierei, wo wir, ohne vom Wetter eben besonders begünstigt zu sein, ungefähr um zwölf Uhr mit ziemlich hungrigen Magen ankamen. Herr

Bläck war bereits eingetroffen und ging in einer scheinbar ziemlich ruhigen Gemüthsstimmung unter den Eichen auf und nieder. Mein Vater begegnete ihm sehr höflich, wahrscheinlich um die Kälte meiner Mutter, die ihm die schlechte Aufnahme meines Antrags noch nicht vergeben konnte, wieder gut zu machen. Während der Begrüßungen konnte ich nicht unterlassen, bisweilen einen fruchtlosen Blick auf die Wohnung zu richten, wie wenn ich auf den Mauern hätte lesen können, ob es dem verfolgten Abenteurer schon geglückt sei, zu entwischen. Eben so wenig gelang es mir, aus den Gesichtszügen der alten Martha, die ich mit zwei Gehilfinnen in der Küche auf- und nieder trippeln sah, etwas Anderes zu entnehmen, als daß sie mit dem Backen der versprochnen Kuchen, und mit dem Herbeischaffen aller übrigen Bedürfnisse zum Frühstücke ungemein beschäfftigt war.

„Ich habe Ihnen das Leidwesen meiner Nichte zu versichern, daß sie durch eine leichte Unpäßlichkeit verhindert wird, hier zu erscheinen," sagte Herr Bläck zu Tante van Bempden, während meine Aeltern sich mit einigen neuangekommnen Gästen unterhielten.

„Ich hoffe, daß sie keine Folgen haben wird," antwortete Tante, die sehr wohl einsah, was für eine Bewandtniß es mit der vorgeblichen Unpäßlichkeit habe. „Aber mein werther Herr Bläck! Ich höre da von meinem Kutscher, daß Ihre Edeln Ihren

Wagen zurückgeschickt. Er hätte ja sehr gut hier bleiben können. Ich beauftragte deshalb gestern meinen Neffen, dafür zu sorgen, daß alle die Pferde, die zu erwarten waren, hier Unterkommen fänden."

„Ich wollte nicht unbescheiden sein," sagte Bläck in halblautem Tone, als fürchte er, daß diese an sich selbst wenig bezeichnenden Worte verstanden werden möchten. „Mein Wagen ist nur nach . . . Huizen gefahren; wo er ja ebenfalls in der Nähe steht . . ." und zugleich warf er mir einen bittenden Blick zu, der mich vermuthen ließ, daß hinter diesem scheinbar unbedeutenden Umstande mehr stak, und daß er durch mich aus der Verlegenheit befreit zu werden wünsche.

„Ei, Tante! wie steht es?" sagt' ich. „Wenn ich die Gesichter Ihrer jüngern Gäste ansehe, so scheinen mir dieselben ein großes Verlangen nach Ueberzeugung auszudrücken, ob der Geschmack Ihrer Groischen Kuchen dem angenehmen Geruche entspreche, welcher aus der Küche drüben uns entgegenweht."

„Ja! ich wünschte dieses Verlangen je eher je lieber zu befriedigen," sagte Tante; „aber die Gäste sind noch nicht alle angekommen. Ich vermisse noch den jungen Herrn Bläck und Freund van Baalen."

„Ach! was meinen Sohn betrifft," sagte Bläck, „so bitte ich Ihre Edeln, um seinetwillen keine Umstände zu machen. Es ist seine eigne Schuld, wenn er nicht pünktlich ist, und kömmt er auch etwas später,

so wird wohl noch immer etwas für ihn übrig bleiben."

„Nun ja! aber van Baalen!" sagte Tante. „Ihre Edeln wissen, daß, wenn wir anfangen, ehe er da ist, er sich für den unglücklichsten Mann von der Welt halten wird."

„Ach!" sagte Susanne hinzutretend, „das wird er auf jeden Fall, Sie mögen auf ihn warten oder nicht."

„Es würde unbillig sein, ihm übel zu nehmen, wenn er etwas später kommt," sagte ich; „denn wie leicht ist es möglich, daß, da ich heute die Arbeit ihm allein überlassen habe, die Comptoirgeschäfte ihn verhinderten, so früh abzureisen, als er sich vorgenommen hatte?"

„In dem Falle," sagte Tante, „wäre es vielleicht am besten, ihn essend und trinkend zu erwarten, wie das Entchen auf der Weide, um so mehr, da ich auch Herrn Ludwig ankommen sehe."

Ludwig fuhr in diesem Augenblicke wirklich auf dem Hofe vor und erschien bald mit seiner gewöhnlichen Nonchalance in unserer Mitte. Er erröthete nicht, als er meinen Vater grüßte, entschuldigte sich bei Tanten seiner späten Ankunft wegen nur flüchtig, sprach gelegentlich ein Paar Worte mit Susannen und sagte mir ziemlich kalt: guten Tag. Ich gestehe, daß auch mein Gegengruß nichts weniger, als höflich war; aber heucheln konnte ich nicht ge-

gen denjenigen, der mir so viel Verdruß zugezogen hatte, und dessen Gegenwart mir das ganze Vergnügen des Festes verdarb.

Der festgestellten Zeiteintheilung wegen und weil man auf einen Gast nicht alle übrigen warten lassen konnte: ließ Tante nun das Frühstück auftragen. Wir nahmen unsern Sitz unterm Zelte und begannen mit Heißhunger den Fliegen, die, durch die Syrupluft gelockt, als ächte Tafelräuber von unserer Mahlzeit ihren Antheil forderten, die schmackhaften Producte Groilands streitig zu machen. Zu den Fliegen gesellten sich, gleich Harpyen des Alterthums, bald auch noch die gefährlichern Wespen, unter den Anwesenden Angst und Schrecken verbreitend. Namentlich auf eine meiner Cousinen hatten sie es abgesehen, die, von Natur gegen alle Insecten mit Widerwillen erfüllt, jeden Augenblick, wenn nur einer jener unwillkommenen Gäste sich ihrem Teller oder ihrem Weinglase näherte, kreischend aufsprang und mit ihrer Serviette solch lästiger Verfolgung sich zu erwehren suchte. Susanne bemühte sich, sie zu trösten und behauptete, daß Tante diese lieben Thierchen nur deshalb bestellt hätte, um zu zeigen, daß die Landbelustigungen auch ihre Schattenseiten hätten, und um denjenigen, die durch Umstände genöthigt wären, in der Stadt zu leben, Zufriedenheit mit ihrem Loose einzuflößen. Abgesehen von diesen kleinen Unannehmlichkeiten,

ging die Mahlzeit fröhlich ihren Gang und das Gespräch war ziemlich lebendig geworden: da kam von der Bedienung Einer zu meinem Vater und flüsterte ihm etwas ins Ohr, wobei mein Vater eine finstere Miene zog, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn man aus einer angenehmen Gesellschaft zu lästigen Amts-Geschäften abgerufen wird.

„Ist's etwas Unangenehmes?" fragte Tante van Bempden meinen Vater, während die Mutter ihn ängstlich ansah.

„Ich bin sogleich wieder da," antwortete er; „ich bitte Sie, in Betreff meiner außer Sorgen zu sein." —

Nun ging er nach der Scheuer hin.

Besorgt lugte ich ihm nach; denn was anders konnte ich vermuthen, als daß die Abrufung meines Vaters mit der Aufspürung des Herrn van Lintz in Verbindung stehe? Einen Augenblick später ließ mein Vater durch denselben Diener mich rufen, was mich in meiner Vermuthung noch bestärkte.

„Wie! auch Sie gehen schon?" fragte Tante van Bempden.

„Le combat finira faute de combattans," fügte Susanne hinzu. „Die Herren wollen uns sicher eine Ueberraschung machen."

„Ich würde mich nicht wundern, wenn wirklich eine Ueberraschung Statt fände," sagte ich und warf im Aufstehen einen Blick auf Herrn Bläck, der mit

erbleichendem Gesichte unbeweglich auf seinem Platze saß und einen Zug Wasser nach dem andern trank.

Ich fand bei meinem Vater in der Scheuer einen Herrn, der sich nachher als der Richter von Naarden auswies. Ihnen gegenüber stand Heynß, der von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen schien.

„Mein Herr," herrschte Vater, sobald er mich sah, in einem strengen Tone mir zu, „kann mir wohl sagen, wo sich die Person befindet, mit welcher er gestern in der Meierei eine geheime Unterhaltung gehabt?"

„Nein, Vater!" war meine Antwort, „ich habe den Mann, den Ihre Edeln wahrscheinlich meinen, zufällig hier getroffen, da ich für Tante einen Auftrag besorgte, und weiß nicht, wo er geblieben ist."

„Ich sage Ihren Edeln Gestrengen, daß er noch hier sein muß," fiel Heynß ins Wort. „Alle meine Leute, die hier in der Umgegend Wache gehalten haben, erklären, daß keine verdächtige Person an ihnen vorbei passirt sei, und die Diener von Groiland erklären dasselbe... Hätte ich ihn nur als Herrn van Bevern verdächtig gefunden... wer bildet sich aber auch so etwas ein? — Vierzehn Tage lang hat der Mann, den wir suchen, in meinem Hause gewohnt! Es ist zum Tollwerden! — Aber er soll bald in unsern Händen sein!" — Der gute Heynß lief stampfend auf- und nieder, bald von dem

Gedanken, daß man ihn so bei der Nase herumgeführt hatte, gequält, bald durch die Hoffnung, den Grafen in seine Gewalt zu bekommen, ermuthigt.

„Ganz recht! Wenn er nicht weg ist: so muß er sich noch hier befinden!“ sagte der Naardner Richter, welche allerdings logische Schlußfolge er mit einem gewichtigen Kopfnicken begleitete. „Was meinen Sie dazu, Herr Kollege?“

„Da bin ich vollkommen mit Ihnen einverstanden,“ antwortete mein Vater, „und wir werden, glaube ich, am besten thun, das Haus nebst Zubehör noch ein Mal zu durchsuchen, während die Diener alle Ausgänge besetzt halten.“

Hunc procul obscura latitantem parte videbis.

„Was Dich betrifft,“ sagte er mich ansehend, „Du wirst uns begleiten. Wir können mit der Scheuer anfangen.“

Die Scheuer wurde förmlich durchstöbert, da sie aber wenig Schlupfwinkel darbot, hielt uns die Runde nicht lange auf. Von da gingen wir in die Wohnung. Martha, die zwischen ihren Gehilfinnen vor dem Feuer niedergekauert saß, ließ vor Schrecken den Inhalt ihrer Bratpfanne über die Platte träufeln, als sie den Richter mit einer barschen Stimme rufen hörte: „Wo habt Ihr jenen Burschen versteckt, der in diesen Tagen sich hier aufgehalten hat?“

„Ich, mein Herr?“ antwortete sie zitternd. „Ach Gott! ich bin eine arme Wittfrau und wohne hier einsam und allein, seit mein Sohn mich verlassen hat; sollte ich Jemanden hier im Hause gehabt haben?“

„Wir werden diese Treppe hinauf müssen,“ sagte, ohne sich an diese ausweichende Antwort zu kehren, mein Vater, der mich die ganze Zeit im Auge behalten und bemerkt hatte, wie ich beim Eintreten einen Blick auf jenen Winkel warf. — Wir gingen Alle hinauf, aber das Oberstübchen war leer.

„Durchsucht die Bettstellen!“ sagte mein Vater.

Heynß schloß die Thüren auf; aber dahinter war niemand zu finden. Die Decken wurden aufgerollt, und die Kissen in die Mitte und oben aufgeschichtet, wie gewöhnlich geschieht, wenn man von der Schlafstätte keinen Gebrauch macht. Mit dieser oberflächlichen Untersuchung jedoch nicht zufrieden, trug Heynß das sämmtliche Bettzeug auf die Flur heraus.

„Sie machen eine schöne Wirthschaft,“ sagte Martha, die uns gefolgt war; „wenn Sie es nur auch Alles wieder in Ordnung bringen. Ich habe heute wahrhaftig zu thun genug.“

„Diese Tücher sind gebraucht,“ sagte Heynß mit einem triumphirenden Blicke, während er die beiden Beamten auf die Falten aufmerksam machte.

„Nun ja!“ sagte Martha. „Was thut das? Vor Kurzem, am Jahrmarkte, hat meine Schwester in diesem Bette geschlafen, dann meiner Schwester Sohn. Aber sagen Sie Mefrau nichts davon; sie möchte es mir übel nehmen.“

Inzwischen hatte Heynß auch unter den Decken herumgespäht und eine emaillirte Nadel gefunden, dergleichen man auf Halstuchschleifen trägt.

„Und diese Nadel,“ fragte er, „gehört die auch Ihrer Schwester an?“

„Nein, meiner Schwester nicht, aber ihrem Sohne,“ antwortete Martha, die nicht sogleich in Verlegenheit zu bringen war; „der hat sie auf dem Utrechter Jahrmarkte gekauft. Wie wird er froh sein, wenn er sie wieder bekömmt.“ — Sie streckte die Hand aus, um sie zurückzunehmen.

„Oho! nur Geduld,“ sagte Heynß, indem er die Nadel näher betrachtete. „Das ist kein Schmuck für einen Bauernburschen. Was sagen Ihre Edeln Gestrengen dazu?“

„Ich stimme Ihnen bei,“ entgegnete mein Vater; „die Bauernburschen lieben mehr einen massiveren Geschmack. Inzwischen, der Mann, den wir suchen, ist ja doch nicht hier. Giebt es keine Zimmer mehr im Hause?“

„Wir gingen weiter. Alle Zimmer, Boden, Keller und Winkel, selbst die Heuschober und Holz=

schoppen wurden durchsucht; aber Alles umsonst. Endlich befanden wir uns wieder auf dem freien Platze mit der Ueberzeugung, daß der Gegenstand der Nachforschung abermals entwischt sei.

„Ich hätte gedacht, daß Ihre Diener besser auf der Hut sein würden," sagte mein Vater zu seinem Amtsgenossen.

„Sapperlot!" entgegnete dieser; „mein Herr Huyck! Die Kerls haben sich mit Ihren eignen Leuten auf den verschiedenen Punkten vertheilt, und es ist schwer auszumitteln, wer seine Pflicht versäumte. Hätte dieser Jude, der ihn gestern hier sah, es mir nur auf der Stelle angezeigt, statt nach Amsterdam zu gehen, um es Herrn Heynß zu melden, dann hätte ich ihn schon gestern Abend ergreifen lassen. Aber das hilft nun nichts. — Was Euch betrifft, Frau Martha! so gestehet nun gutwillig, sonst sollt Ihr Bekanntschaft mit Ketten und Banden machen. Wo ist der Bursche geblieben?"

„Ach, mein guter Herr! Was soll ich sagen? Ich bin eine arme Wittfrau und weiß nichts von der Sache."

„Ihr könnt doch nicht leugnen, daß jener Herr van Lintz oder wie er heißen mag, bei Euch logirt hat?"

„Was würde es mir helfen," erwiederte sie, „wenn ich auch leugnen wollte? Ihre Edeln Gestrengen glauben mir doch nicht. Aber, sagte ich

nun auch: er ist nach Amsterdam, dann würden Ihre Edeln Gestrengen ja doch meinen, ich wollte Sie foppen."

„Sie hat Recht, College!" sagte mein Vater; „aber Du, Ferdinand! wirst Du Dich mir jetzt noch nicht erklären, welches Interesse Du an dem Grafen von Talavera hast, warum Du Dich fortwährend mit ihm in Gesellschaft befindest, und ob Du nicht vielleicht auch jetzt seine Flucht begünstigt hast?"

Nach meiner Ansicht war die Zeit zum Sprechen gekommen; eine offenherzige Erzählung meiner Abenteuer konnte nunmehr dem Grafen nicht nur schaden, sondern vielmehr von Nutzen sein. „Unsere Begegnungen," sagte ich, „sind immer zufällig gewesen; aber mein Vater, Sie konnten doch nicht verlangen, daß ich den Mann verrathen sollte, der mir das Leben gerettet hat?"

„Das Leben! Wie so?"

„Hören Sie, was ich Ihnen nunmehr offenbaren kann."

Ich war im Begriffe, das Ereigniß mitzutheilen, da kam Tante in Begleitung der übrigen Gäste auf uns zu, beunruhigt über unser langes Ausbleiben und über den Anblick der Gerichtsdiener, die sich von Zeit zu Zeit auf verschiedenen Punkten sehen ließen.

„Was geht denn vor?" fragte Susanne. „Tante klagt schon:

D'armes et d'ennemis je suis environnée." —

„Was will man?" fragte Tante. „Wer von der Gesellschaft soll arretirt werden?"

„Von der Gesellschaft Niemand," antwortete der Naardner Richter; „aber es wird Ihre Edeln nicht wenig befremden, zu vernehmen, daß diese Frau dort sich nicht scheut, Ihre Meierei zu einer Herberge für verdächtige Leute zu gebrauchen."

„So ist es, Schwester!" sagte mein Vater. „Der Baron van Lintz, dessen Du Dich wohl noch erinnern wirst, hat gestern, und wenn ich mich nicht irre, auch noch früher, sein Absteigequartier hier gehabt."

„Nun ja!" sagte Martha, die stillschweigende Frage in Tantens Blicke beantwortend. „Er ist hier gewesen und seine Tochter auch; und nun sind sie, Gott sei Dank, weg und hoffentlich auch frei. Selbst auf die Gefahr hin, daß Mefrau mich in meinen alten Tagen vielleicht verstoßen würden, konnte ich nicht anders handeln, als ich gehandelt habe. Wer sollte jetzt so barbarisch sein, Jemandem, den man an seiner eignen Brust gesäuget hat, und der zu Einem kömmt und sagt: Mutter Martha! sie sitzen mir überall auf dem Dache, und ich kann nirgends einen sichern Zufluchtsort finden! die Thür zu weisen?"

„Sie hat Recht," sagte Tante; „auch kann ich nicht einsehen, daß mein Besitzthum dadurch, daß ein Grande von Spanien darin logirt hat,

entehrt sein sollte. — Dieser arme van Lintz! der so manch Mal mein Cavalier gewesen, was ist aus ihm geworden? —

„Darum dreht es sich ja eben,“ sagte der Naard'ner Richter. „Aller unserer Vorkehrungen ungeachtet, wußte er zu entschlüpfen.“

„Das freut mich,“ sagte Tante Lenchen; „denn es wird seiner armen Tochter, die heute Morgen aus Unruhe über das Loos ihres Vaters bittere Thränen weinte, zum Troste gereichen.“

„Wie! Ist es denn wirklich seine Tochter, die in Deinem Hause wohnt? Du wirst mir das Alles näher erzählen, Schwester!“ sagte Tante von Bempden.

„Sie braucht nicht für die Fehltritte ihres Vaters zu büßen,“ sagte mein Vater, „und ich schmeichle mir, daß sie bei meiner Schwester einen anständigern Aufenthalt gefunden hat, als bei Heynß, und wenigstens keinen lästigen Besuchen mehr ausgesetzt ist.“ Bei diesen Worten sah mein Vater Herrn Ludwig an, der verlegen einen Schritt zurücktrat.

„Wie!“ rief er; „jenes Mädchen...?“ Er endigte die Rede nicht, weil er sich bewußt war, daß die Art und Weise, wie er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, ihm nicht zur Ehre gereichte.

„Edle Gestrenge!“ sagte Heynß, meinen Vater auf die Seite ziehend; „ich habe die Leute alle noch

ein Mal gefragt; sie haben Niemanden von hier sich entfernen sehen, als den Kutscher Herrn Bläck's mit dem Wagen."

„Der Wagen sollte zu Huizen ausgespannt werden," sagte mein Vater leise. „Beeilen Sie sich dahin und hören Sie, ob es wirklich so ist. Herr Bläck und der Graf sind alte Bekannte."

Hierauf begab sich mein Vater mit seinen Amtsgenossen auf die Seite, um über die geeignetsten Maßregeln zu berathen. Der letztere entfernte sich alsdann, und auch Heynß mit den Dienern gingen nach verschiedenen Richtungen ab. Dieser Vorfall hatte indessen das Vergnügen der Gesellschaft nicht wenig gestört, ja selbst die Kinder trugen bei dem Anblicke des stattfindenden Aufruhrs, und der, auf dem Gesichte Vieler zu lesenden Bestürzung, Bedenken, ihrem gewöhnlichen, fröhlichen Lärmen sich zu überlassen. Tante van Bempden bemerkte dies und gab Befehl zum Anspannen, weil sie meinte, daß nur die Veränderung des Schauplatzes die Gemüther wieder zur Ruhe bringen würde. Während der gewöhnlichen Zurüstungen der Damen zur Abreise erzählte ich meinem Vater, wie ich mit dem Grafen bekannt geworden war.

„Wenn Du verkehrt gehandelt hast," sagte er, nachdem er mich ruhig angehört hatte: so wirst Du durch die Verdrießlichkein, welche Du in den letzten Wochen erfahren hast, hinglänglich bestraft sein. Ich

will Dir keine Vorwürfe machen; Deine Lage war schwierig und würde selbst stärkere Seelen, als die Deine, hinsichtlich ihrer Pflicht haben schwanken lassen. — Für jetzt wünsche ich nur, daß das Fräulein Gelegenheit finden möge, Tanten zu verlassen, indem es weder für Dich, noch für sie gut sein würde, wenn sie länger da bliebe."

„Ich versichere Ihnen," sagte ich, „daß ich für sie nicht im Geringsten mehr als Theilnahme fühle."

„Möglich! Aber sie — sie ist unglücklich, und die Unglücklichen schließen sich gern an diejenigen an, welche ihnen Dienste erweisen, — und wenn vollends der Wohlthäter ein nettes Bürschchen und die Empfängerin seiner Dienste ein Mädchen von nicht gefühllosem Herzen ist: dann taucht Solches für keins von beiden, und die letztere ist vor allen zu beklagen. — Also, nun kein Wort mehr über diesen Gegenstand."

Die Uebereinstimmung der Besorgnisse meines Vaters mit denen, welche früher Amaliens Vater geäußert hatte war mir nicht wenig schmeichelhaft, obschon ich mir nicht im entferntesten einbildete, daß gerade ich die Person sein würd, in welche Amalie sich verlieben könnte.

Einige Minuten später kam Bläck's Fuhrwerk zurück. Ein scheinbar unbedeutender Wink, den der Eigenthümer dem Kutscher gab, und welchen der

letzte mit einem Kopfnicken beantwortete, befestigte meine Vermuthung, wie der Graf entkommen sei.

„Wir fuhren nun Alle wieder nach Heisicht, wo wir mit einem Spatziergange im Garten uns die Zeit zu verkürzen und neue Eßlust für das Mittagsmahl zu erwerben suchten. Kaum hatte die Glocke das Zeichen dazu gegeben, da sahen wir Herrn van Baalens Wagen anfahren und ihn selbst mit einem besorgten Gesichte aussteigen.

„Nun, mein werther van Baalen!“ rief Tante ihm zu. „Haben Sie so viel Geschäfte auf dem Comptoir gehabt? Wir rechneten schon beinahe nicht mehr auf Sie.“

„Was hilft das Klagen!“ sagte er Achsel zuckend; „es ist ja mein Loos und ich treffe es immer so unglücklich, daß, so oft ich ausgebeten bin, etwas in den Weg kommen muß. Freund Huyck! Ich habe etwas mit Ihnen zu sprechen, — mit Erlaubniß der Gesellschaft.“

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte ich, indem ich mit ihm auf die Seite ging.

„Eine Kleinigkeit!“ antwortete er. „Unsere Fortuna ist durch den Sturm auf die Ter Schellingschen Sandbänke verschlagen. Die Equipage rettete sich und man ist beschäftigt, die Ladung zu löschen; aber das Schiff, fürchte ich, wird verloren sein.“

„Das ist fürwahr eine Hiobspost!“ sagte ich

bestürzt. „Und sind Ihre Edeln gewiß, daß Niemand das Leben dabei eingebüßt hat?“

„Niemand,“ sagte van Baalen, „und das ist wahrlich ein Wunder zu nennen. Nun hoffe ich nur, daß Pulver klug genug sein wird, eine baldige Gelegenheit zu finden, die Güter weiter zu senden; vor allen den Thee, denn damit ist jetzt noch ein Kapital zu gewinnen; geht aber der günstige Moment vorüber, dann ist innerhalb eines Monates der Markt überhäuft. Wenn es nur nicht so abgelegen wäre; dann könnte man doch noch Jemanden hinschicken und nachsehen lassen, wie die Sachen stehen und was noch zu machen ist, ehe die Strandhüter und Küstenaufseher Alles an sich ziehen.“

„Was meinen Sie, wenn ich nun selbst hinsegelte?“ sagt' ich.

„Ich mochte es Ihnen nicht vorschlagen,“ sagte van Baalen; „aber das würde gewiß brav von Ihnen gehandelt sein. — Wann würden Sie wohl abreisen können?“

„Wenn es nöthig ist, sogleich!“

„Das gerade nicht! Heute würden Sie doch keine Gelegenheit mehr finden, und wir müssen vorher noch dieses und jenes besprechen; denn ich konnte diesen Morgen, zum Sonnabend, nur die Hälfte von denen antreffen, die ich zu sprechen wünschte. Wenn Sie morgen mit dem Harlinger Beurtmann abfahren und dann ein Fischerfahrzeug nach Ter Schelling

nehmen, so wird dies immer noch das beste Mittel zur Ueberfahrt sein; denn die gewöhnliche Route mit dem Postschiffe möchte ich Ihnen nicht anrathen."

Nachdem wir diesen Punkt also geregelt hatten, begaben wir uns wieder in die Gesellschaft, wo wir natürlich aus dem Vorfalle kein Geheimniß machten, und von den Anwesenden Theilnahme-Versicherungen einärndeten. Weder diese noch die frühere Störung war geeignet, die Erwartungen, welche man von diesem Feste gehegt hatte, zu befriedigen.

„Ei, liebe Mutter!" sagt' ich, die gute Frau bei der Hand nehmend; „Ihre Geburtstagsfeier geht eben nicht zum Besten von Statten."

„Ach!" sagte sie, mir einen Kuß auf die Stirn drückend: „beklage mich nicht, ich fühle mich dennoch glücklich; denn ich habe an diesem Tage die Gewißheit bekommen, daß wir Dich unschuldig im Verdacht gehabt haben, und sollte ich denn noch über etwas Anderes betrübt sein können?"

Die Tagesereignisse waren jedoch noch nicht zu Ende; beim Nachtische empfing mein Vater mit der Graveland'schen Schuit ein Paquet aus Amsterdam. Außer einigen Berichten für ihn, enthielt es einen Brief für Tante Lenchen, den er ihr einhändigte. Er war von Amalien, die ihr, unter warmen Dankbezeigungen für die gewährte Aufnahme in ihrem Hause, Nachricht gab, daß sie abgereist sei, um ihren Vater wieder aufzusuchen und mit diesem

die vereinigten Staaten für immer zu verlassen. Außerdem bat sie noch um Entschuldigung, daß sie so ohne Abschied abreise; nicht Mangel an Herzlichkeit, sondern lediglich die Nothwendigkeit, von einer sich darbietenden Gelegenheit eiligst Gebrauch zu machen, möge man darin erblicken.

„Sie machte sich auf und ging hin,“ sagte Tante Lenchen; „aber ich sage: Der Herr hat sie gehen lassen; denn sie folgt ihrem Vater, welchem sie verpflichtet ist, zu ehren und zu gehorchen, obschon er ein Mann Belials sei voll Hader und Ungerechtigkeit!“

„Ich schlug ihr's heil'ge Kreuz, nachdem sie abzog, nach,“ sagte Susanne.

„Ja! auch ich bin froh, daß sie weg ist,“ sagte meine Mutter; „denn sie mag noch so schön und verständig sein, ich halte nichts von diesen fremden Flatterdamen, die so ganz andere Manieren haben, als wir.

Ich mußte lächeln über diesen Ausfall meiner sonst so liebevollen Mutter; aber auch sie war nicht frei von dem zu entschuldigenden Vorurtheile, welches gemeiniglich von allen abgemessenen Gewohnheitsmenschen gegen die gehegt wird, die mit Vorbedacht oder unschuldigerweise vom Alltagsleben und Treiben abweichen. Ich fühlte keine Lust, als Amaliens Vertheidiger aufzutreten, da ich selbst über ihren Weggang innig froh, und weiter über sie zu sprechen

nicht geneigt war; überdies standen schon aus Rücksicht gegen Ludwig, für welchen das Thema auch nicht erbaulich sein konnte, sämmtliche Anwesende davon ab. Alle diese Vorgänge hatten jedoch bewirkt, daß dieses Fest, wenigstens hinsichtlich der Fröhlichkeit Tantens Erwartung nicht ganz entsprach. Namentlich die Herren Bläck, Vater und Sohn, waren ganz in Gedanken versunken und beide schienen mir, als ihr Wagen angemeldet wurde, denselben als eine Erlösung zu betrachten, von welcher sie denn auch nicht anstanden, Gebrauch zu machen. Kurz darauf trat auch ich mit Herrn van Baalen den Rückweg nach Amsterdam an.

Sechstes Kapitel.

Ferdinands Ankunft auf Ter Schelling; merkwürdige Begegnung daselbst.

Den folgenden Morgen ließ ich mir von meinem Compagnon und den übrigen bei dieser Affaire betheiligten Kaufleuten specielle Instructionen ertheilen und versah mich außerdem noch mit einigen Büchern über das Strandrecht aus meines Vaters Bibliothek, um theils für das mir aufgetragene Geschäft mehr Sachkenntniß, theils an Bord zugleich

einigen Zeitvertreib daraus zu schöpfen. Ungeachtet meine Aeltern die Nothwendigkeit meiner Reise einsahen, hegte sie, und besonders meine Mutter, doch nicht geringe Besorgnisse darüber, zumal da kurz zuvor die kleine Wasserpartie so übel abgelaufen war, und die Texelsche Liste eine Menge Unglücksfälle meldete. Nach genommenem Abschied ging ich um sechs Uhr nach dem Beurtmann. Als ich ankam, befanden sich nur erst wenige am Bord, deren Zahl aber allmälig wuchs. Endlich wurde durch Läuten die nahe Abfahrt verkündet, worauf die noch nicht eingeschifften Passagiere keuchend und schnaubend herangelaufen kamen, und ich war nicht wenig verwundert, unter diesen Freund Lucas Helding, in einem dichten Oberrock eingehüllt und mit einem Mantelsacke unter dem Arme, zu erkennen.

„Wie!" rief ich, als er an Bord trat. „Sie hier, Freund Helding? Das habe ich mir nicht träumen lassen, Sie zum Reisegefährten zu bekommen."

„Is es möglich!" rief er seiner Seits aus; „mein Herr Huyck! Nun das ist eine angenehme Ueberraschung! Wie hätte ich hoffen dürfen, an Bord eine so hochzuverehrende Gesellschaft zu finden? Und gehen Ihre Edeln auch nach Harlingen, wenn ich fragen darf?"

„Wohin denn sonst?" antwortete ich lachend; „denn ich glaube nicht, daß der Schiffer uns irgend

wo anders ans Ufer setzen wird; wenigstens würde dies ein schlechtes Zeichen sein; haben Sie dagegen mit Ihrer Frage das Ziel meiner Reise gemeint, dann mögen Sie wissen, daß sich dieselbe noch weiter erstreckt, als Harlingen. Aber was treibt Sie denn nach Frieslands Küste?"

„Ach, mein Herr! eine traurige Veranlassung, die ich aber nicht sogleich erzählen kann." Hier sah er um sich, als wolle er zu erkennen geben, daß er in Gegenwart so Vieler sein Herz nicht ausschütten möge. Später jedoch, als wir unter Segel waren und die meisten Passagiere sich hinunter begeben hatten, theilte er mir im Vertrauen die Ursachen seiner Reise mit. Er hatte nämlich von Heynß, der auf Befehl meines Vaters Nachforschungen anstellte und endlich auf die Spur kam, die Nachricht erhalten, daß seine Tochter Klärchen, nach langem Hin- und Herschwärmen, endlich zu Harlingen in einer Schenke, die gerade nicht im besten Rufe stehe, und gewöhnlich von Schiffern besucht werde, in Dienste getreten sei. Helding faßte, nachdem er dies erfahren, ohne sich lange zu besinnen, den Beschluß, sofort das verirrte Schaf aufzusuchen und, wo möglich, in seine Vaterarme zurückzuführen. Es war ein rührender Anblick, wie er vor dem Zusammentreffen mit seiner Tochter, die seinen unbescholtenen Namen entehrt hatte, bald schauderte, bald mit Ungeduld sich nach demselben sehnte. „Ach!"

sagte er; „ich weiß es wohl, mein Herr Huyck! sie hat gesündigt; aber sie ist doch meine Tochter, mein einziges Kind und war einst das sprechende Bild ihrer nun seligen Mutter. — Gott sei Dank! daß diese die Schande nicht erlebt hat; gleichwohl hätte die brave Frau, wäre sie länger noch am Leben geblieben, unser Kind vielleicht von dem Wege des Lasters zurück gehalten; denn darüber kann ein Vater doch nicht so wachen, wie es eine Mutter thut. Ach! das Unglück ist vielleicht größtentheils meine eigene Schuld, indem ich das Kind nicht genug im Auge behalten habe, oder zu nachgiebig gegen sie gewesen bin; ich hatte sie ja zu lieb. Wenn ich sie nur erst wieder mein nenne und sie Reue zeigt, dann wird sich wohl Alles noch zum Besten wenden und noch eine heitere Zukunft uns blühen."

Diese und ähnliche Dinge zu erzählen, hatte Helding während unserer Ueberfahrt, die volle vier und zwanzig Stunden dauerte, da wir den Wind von der Seite hatten und fortwährend laviren mußten, überflüssige Gelegenheit. Obgleich seine diesfallsige Unterhaltung mich weder erbaute, noch sehr interessirte: so zeugte sie doch wenigstens von seinem guten Herzen, und war mir zehnmal lieber, als seine Discussionen über Poesie, oder seine poetischen Producte selbst.

Es war etwa Abends sieben Uhr, als wir Har-

lingen erreichten. Schon während der Ueberfahrt hatte ich Helding den Rath gegeben, sich an die dortige Obrigkett zu wenden und dieselbe um Unterstützung seines Vorhabens zu bitten; denn ich befürchtete mit Recht, daß die Leute, bei welchen sich seine Tochter aufhielt, sie entweder verleugnen, oder bezüglich ihres Abzugs Schwierigkeiten machen und vielleicht vorgeben würden, daß sie noch Schulden hätte u. dgl. m. Da ich diesen Abend nichts Besseres zu thun hatte, so bot ich ihm meine Begleitung an, die er in der Ueberzeugung, daß mein Name und meine Gegenwart seinem Gesuche ein größeres Gewicht geben würde, dankbar annahm. Nachdem ich, um Morgen mit Tagesanbruch nach Ter Schelling überfahren zu können, zuvor noch einen Fischer gedungen hatte, verließ ich mit Helding das Gasthaus, worin wir abgestiegen waren, und begleitete ihn zum Richter, der sich sogleich zur Mitwirkung geneigt zeigte und einen Diener mit dem Befehle, uns in unserm Nachforschen behilflich zu sein, und wenn man Schwierigkeit mache, die Parteien vor ihn zu bringen, zu unserer Verfügung stellte. Weniger günstig jedoch fiel unser Besuch in dem Weinhause aus, wo wir den Bescheid erhielten, daß die fragliche Person sich allerdings drei Wochen lang hier aufgehalten habe, aber seit ein Paar Tagen mit einem Schiffer, wahrscheinlich einem alten Bekannten, abgereist sei. Diese Nach-

richt schlug, wie man sich leicht denken kann, Helding ganz nieder; denn abgesehen von seiner getäuschten Erwartung, war es bei seinen beschränkten Mitteln durchaus keine Kleinigkeit für ihn, zur weitern Ausforschung seiner Tochter neue Ausgaben machen zu müssen, die eben so fruchtlos sein könnten, als die bis jetzt gemachten. Ich gab jedoch den Muth so bald nicht auf, sondern verhörte die Leute im Weinhause noch eine Zeitlang, und verhehlte nicht, daß ich die Wahrheit ihrer Aussagen bezweifeln müsse.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen," sagte endlich der Wirth und wies auf einen seiner Gäste, „so fragen Sie dort Janck Sickers, der sie mit seiner Schuit weggebracht hat."

Ich sah mich um und erkannte in dem Genannten den Fischer, welchen ich für die Ueberfahrt gedungen hatte. Dieser stand, als er hörte, wovon die Rede war, und bekräftigte die Erklärung des Wirthes, indem er noch hinzufügte, daß er die jungen Leute nach Ter Schelling gebracht habe.

„Wenn sich die Sache so verhält, Freund Helding!" sagte ich, „dann brauchen Sie den Muth noch nicht sinken zu lassen. Da ich zufällig denselben Weg machen muß: so lade ich Sie ein, mich auf meine Unkosten nach dem jetzigen Aufenthaltsorte der Flüchtlinge zu begleiten, und es kann nicht fehlen, wir müssen das verlorne Schaf wiederfinden."

„Ach!“ sagte Helding schwermüthig: „ich fürchte, es wir abermals umsonst sein... dessenungeachtet nehme ich Ihrer Edeln freundliches Anerbieten dankbar an; ... denn ich bin auf eine so weite Reise nicht eingerichtet und könnte daher leicht in Verlegenheit kommen. Wie liegt denn eigentlich das Land, wo wir hingehen wollen?“

„Ach!“ sagte ich und mußte über die geographische Kenntniß des Gelehrten lächeln; „wir haben zwar keinen günstigen Wind, werden aber Morgen Nachmittag wohl dort sein.“

Wir verließen das Weinhaus und begaben uns nach dem Genusse eines guten Abendessens frühzeitig zur Ruhe, damit wir am folgenden Morgen um die verabredete Stunde bereit wären.

Nachdem wir uns pünctlich an Bord eingefunden, entschwand der Hafen von Harlingen gar bald unseren Blicken. Janck Sickers war von Jugend auf mit dem Fahrwasser bekannt und bot, angefeuert durch die Hoffnung auf eine gute Belohnung, seine ganze Geschicklichkeit auf, uns mit der möglichsten Schnelligkeit an unsern Bestimmungsort zu bringen. Unterwegs erkundigten wir uns bei ihm etwas näher über die Person, welche Klärchen auf der Reise begleitet hatte. Er wußte aber nur wenig von derselben zu erzählen, und sagte unter andern, daß der junge Mann von anständigem Aeußeren gewesen sei, von der Schifffahrt viel

Kenntniß verrathen und selbst einmal Hand ans Werk gelegt habe; über seinen Namen und Stand jedoch hätte er nichts verlauten lassen; das Mädchen habe sehr wenig gesprochen und während der ganzen Ueberfahrt sehr betrübt und leidend ausgesehen.

Ungefähr Mittag bekamen wir die Insel zu Gesichte. Es war einer jener schönen, warmen Tage, deren man sich in der ersten Hälfte des Septembers öfters erfreut, und ungeachtet der Wind noch aus Norden wehte, hatte er sich doch etwas nach Osten gedreht und es waren alle Merkmale einer bevorstehenden beständigen Witterung vorhanden. Nicht unfreundlich breitete sich alsobald das Dorf West-Terschelling mit seinem hohen Leuchtthurme vor uns aus, und seine rothen, von der Sonne erleuchteten Dächer, zwischen dem Grün der Linden, stachen gegen die weißen Dünen, die gegen Norden die Insel wie ein Bollwerk schützen, malerisch ab, während eine Menge Loots- und Fischerschiffe, die im Hafen lagen, oder ab- und zufuhren, dem Gemälde Leben gaben. Gegen Nordwesten wurde in einiger Entfernung zwischen den weit hervorragenden Sandbänken ein halb auf die Seite geneigtes und schon von Mast und Tauwerk befreites Wrak sichtbar, welches ich an dem neugemalten, nach uns zugekehrten, Hintertheile für die (diesmal so unglückliche) Fortuna erkannte.

Als wir an den Hafen kamen, sahen wir schon einen großen Theil der jungen Bevölkerung, uns mit der Neugier erwarten, welche die Ankunft von Fremden besonders in Seedörfern zu erwecken pflegt. Die Hände in den Taschen, gafften sie unsere Ausschiffung an. Auch einzelne mehr bejahrte Einwohner waren zugegen und ich wandte mich an einen dieser letztern, mit der Frage, ob sie wohl wüßten, wo Kapitain Pulver zu finden sei.

„Zeig diesem Herrn ein Mal den Weg zu Geurt Reynßen," sagte der Mann zu dem in der Nähe stehenden Knaben; und dieser schlug, nachdem er uns erst noch angesehen hatte, ohne große Uebereilung den weichen Sandweg ein, der uns nach dem Dorfe brachte. Wir folgten unserm Wegweiser, begleitet von der ganzen jungen Bevölkerung, die sich um uns herdrängte, als hätte sie Befehl bekommen, uns einzuführen. Einige trabten voraus, um unsere Ankunft zu berichten, und dies hatte zur Folge, daß wir alsbald Kapitain Pulver in eigner Person uns entgegen kommen sahen.

„Gut, Patron!" rief der Mann aus, als er mich gewahr wurde, sind Sie wirklich selbst gekommen, ei das ist eine häßliche Unterbrechung mit unserm Schiffe! — Es thut mir leid, daß es gerade Ihre Fortuna ist, sie hat ihren Namen schlecht bewährt. Es ist ewig Schade um die köstliche Farbe, die noch daran spendirt worden ist; aber Niemand

kann etwas dazu, wie der Mann sagte, als er seine Frau die Treppe hinunter geworfen hatte. Ein böses Wetterchen war das; ein Wind, daß nicht einmal vier Lakaien einen Korb mit Brautzucker gegen eine Schleuße würden aufgezogen haben; und strandet man in dem Fahrwasser dort drüben, dann heißt es: Tröste Dich, wenn Du nur das liebe Leben davon bringst! und wir wollen daher unserm lieben Herr Gott danken, daß Niemand seinen Durst für immer löschen mußte, als zwei Ziegen. — Wie freue ich mich, Patron! Sie wohl zu sehen!"

„Und wie steht es mit dem Schiffe und der Ladung?" fragte ich. „Ist der Schaden groß?"

„O! was die Ladung betrifft," antwortete Pulver, „die ist größtentheils geborgen; aber das Schiff, — „Tröste Dich," sag' ich. — Das wühlt immer mehr in den Sand, und obgleich Ihre Edeln es heute noch haben sehen können, so wird es doch Morgen ganz und gar zu Grunde gehen."

„Also ist doch die Ladung in Sicherheit; — das macht mir Freude."

„Wohl mag es Ihnen Freude machen; aber was hilft es? sagte der Mann, als er Zuckerplätzchen nach Hause brachte und der Kaffee schon getrunken war. Ich habe, seitdem unser Eigenthum hier ins Packhaus gebracht worden (und das Packhaus ist auch darnach!) kaum so viel darüber zu sagen, als ein Küchenjunge über die Knöchelchen, welche die Katze

benagt hat. Unter andern Umständen würde ich sogleich eine herrliche Gelegenheit benutzen, den Thee, woran noch ein Kapital zu gewinnen ist, weiter zu senden; aber dermalen heißt es: Hand von der Butter! Sie werden sich nun von Johann Kalebas schon eine Vorstellung machen; und es ist nur gut, daß Ihre Edeln hier sind, um ein Auge auf das Segel zu haben; denn Ihre Edeln werden wohl anders respectirt werden, als meine Wenigkeit. — Und wer ist denn dieser Herr? wenn ich fragen darf? denn unbekannt macht unbeliebt." Hier wies er auf Helding.

Nachdem ich ihm kurzen Bescheid gegeben, traten wir zusammen in die Wohnung des obengenannten Geurt Reynß, der neben der Eigenschaft eines Unterstrandaufsehers, auch den Posten eines vorsitzenden Schöppen bekleidete und also eine der wichtigsten Personen der Insel war. Ueber der Hausflur prangte die frühere Zierde eines Schiffskieles: der Oberleib eines dicken Meergottes, mit rothen Bausbacken und blauem Barte. Dieses plastische Meisterstück sollte der Unterschrift zufolge den Gott Neptun vorstellen, und schien in seiner übergebogenen Haltung die Vorübergehenden einzuladen, bei Freund Reynß den Branntwein zu versuchen, während auf der Thürpfoste die Worte gut Logis eine anderweite Speculation dieses gemeinnützigen Insulaners andeuteten.

Mit diesem Reynß also mußte ich hauptsächlich

über den Zweck meiner Ankunft sprechen; nebenbei hoffte ich, daß er besser als irgend Jemand im Stande sein würde, über Heldings Tochter Auskunft zu geben.

Reynß, ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, aber noch stark und kräftig, mit grauen, Schlauheit und Ueberlegung verrathenden Katzenaugen, empfing uns mit zuvorkommender Freundlichkeit, die jedoch etwas lau wurde, als Pulver ihn von meinem Namen, Stand und Antheil an dem gestrandeten Schiffe in Kenntniß gesetzt hatte, worauf er nachzudenken schien, in wie weit ich fähig sei, mich blenden und beschwatzen zu lassen. Sein Gesicht heiterte sich jedoch wieder auf, als ich für Helding und mich selbst Logis bei ihm bestellte; wahrscheinlich berechnete er sogleich, daß zwei Herren aus Amsterdam jedenfalls eine tüchtige Zeche bei ihm machen und ihn als Wirth dafür entschädigen würden, was er als Strandaufseher durch meine Ankunft einzubüßen genöthigt war. Er bot uns Pfeifen an und begann ein Gespräch über Wetter und Wind, während seine Tochter Stühle herbei trug und auf unsern Befehl einige Butterbrote besorgte; denn Seeluft und Reise hatten uns hungrig gemacht. Pulver fing dann die Erzählung von seinem erlittenen Schiffbruche an, welche ich jedoch, da im Laufe dieser Geschichte schon zweimal von derartigen Scenen ziemlich umständlich die

Rede war, in allen Einzelheiten wieder zu geben Bedenken trage. Schon damals konnte ich sehen, was später die Mannschaft der Fortuna bekräftigte, daß Schiffer und Steuermann ihre Pflicht bis zum Aeußersten erfüllt, und das erlittene Unglück nur der Gewalt des Sturmes, der das Fahrzeug auf den Robbeplatz warf, wovon es unmöglich wieder flott gemacht werden konnte, zu verdanken hatten.

Es entging mir nicht, daß Helding, während der ziemlich langen und durch allerlei Anmerkungen und Episoden abgebrochnen Erzählung des Schiffkapitains, wie auf Kohlen saß und fortwährend fragen zu wollen schien, wenn doch die Reihe auch an seine Angelegenheiten kommen würde. Im Begriff, dieselben zur Sprache zu bringen, wurde ich durch die Ankunft einer neuen Person davon abgehalten. Es war ein dürrer magrer Bursche, dessen unbedeutende Gestalt gegen die muskulöse Figur Reynßens und der Ter Schellingschen Fischer, die ich am Hafen gesehen hatte, stark abstach. Auch war er nicht in Frieß und Flausch gekleidet, wie die übrigen Dorfbewohner, und sein Rock und Hut, wiewohl von altmodischer Form, zeigten mehr die Tracht des Festlandes, oder eine Nachahmung desselben. Sein, durch die Blattern stark entstelltes Gesicht hatte wenig Einnehmendes; seine aufgeworfnen Lippen dagegen und seine hohe Brust schienen kein geringes

Maß von Selbstvertrauen und Verachtung Anderer anzukündigen.

„Nun, Vogt! bist Du da?“ fragte Reynß, dem neu Angekommenen die Bruderhand zureichend. Dieser trug Bedenken, seine magere Hand dem kräftigen Drucke des Wirthes preiszugeben und reichte ihm nur einen Finger zu.

Ich stand einen Augenblick in Zweifel, ob der Name Vogt, womit der Unbekannte soeben angeredet wurde, sein Familien-Name oder eine Abkürzung des Titels Landvogt wäre. Denn ich wußte, daß dieser letzte Posten von einem der Bürgermeister von Enkhuizen bekleidet wurde, und konnte um so weniger glauben, daß ich diesen vor mir sah, da der Ton und das Benehmen Reynßens gegen den neu Angekommenen eine Vertraulichkeit anzeigte, wie sie nur zwischen guten Bekannten Statt findet.

„Willst Du eine Pfeife rauchen?“ fuhr Reynß zu dem Unbekannten fort, der uns von der Seite ansah. „Das sind Amsterdamer Herren, die kommen hieher wegen der Fortuna,“ und dann zu uns gekehrt: „das ist der Vogt,“ sagte er.

A tous seigneurs tous honneurs. Ich stand auf und grüßte den Würdenträger, der sich, nachdem er mir kurzweg „guten Tag“ gewünscht hatte, zu Reynßen in folgenden abgebrochnen Worten wendete:

„Nicht rauchen . . . wenig Zeit . . . Kranke be-

suchen . . . Rath zusammen gewesen . . . wie befindet sich die Patientin?“

„Nicht vom besten,“ war Reynßens Antwort. „Ich wollte, daß sie mir vom Halse geblieben wäre.“

„Haben Sie eine Kranke hier im Hause?“ fragte ich.

„Ja!“ antwortete Reynß. „Eine Frau vom festen Lande. Der Doctor hat sie schon aufgegeben.“ Hier wies er auf den Vogt, und jetzt wurde es mir auf ein Mal deutlich, daß dieser nicht der Landvogt selbst, sondern sein Substitut sein müsse, der mit diesem Amte zugleich die Eigenschaft eines Arztes verband. Ich dachte jedoch über diesen Punkt nur flüchtig nach, denn die Worte des Wirthes hatten meine Aufmerksamkeit auf einen neuen Gegenstand gelenkt.

„Vom festen Lande?“ wiederholte ich, „und wann angekommen?“

„Vor einigen Tagen.“

Helding war todtenblaß und sah mich und den Wirth abwechselnd an.

„Und ihr Name?“

„Ihr Begleiter — hoffentlich ihr Mann, — nennt sie Klärchen; und das ist Alles, was ich weiß.“

„Ach meine Tochter! mein Klärchen!“ rief Helding, während ihm große Thränen über die Wangen rollten. „Wo ist sie? bringt mich zu ihr.“

„Beruhigen Sie sich, mein guter Helding!“

sagt' ich. „Sie hören, daß sie unwohl ist; Ihre unerwartete Erscheinung würde nachtheilige Folgen haben. Was sagt der Herr Doctor dazu?"

„Hm!" murmelte dieser. „Hirnentzündung ... galligtes Blut ... Phantasiren ... Gemüthsbewegungen vermeiden ... abstinentia et quies."

„Ihre Edeln," erwiederte ich, „halten also dafür, daß ihr Vater, den sie lange nicht gesehen hat, ohne Vorbereitung nicht zu ihr gelassen werden darf."

„Hm! hm! — noch nicht — erst sehen — Urtheil zurückhalten — gleich entscheiden," antwortete der Arzt.

Helding zu überzeugen, daß er sein ungeduldiges Verlangen nach seiner Tochter bezwingen müsse, kostete mir Mühe; aber nach einigem Widerstande gab er nach und versprach, sich ruhig halten zu wollen, wenn ich den Arzt zu seiner Tochter begleiten und ihm über den Zustand derselben genauen Bericht erstatten wolle. Da die Wohnung mir nicht sehr groß vorkam, fürchtete ich, daß die Kranke vielleicht das zunächst anstoßende Zimmer bewohne und etwas von unserm Gespräche gehört, oder die Stimme ihres Vaters erkannt haben könne; allein diese Besorgniß schwand, als der Doctor auf ein abgesondertes Häuschen, welches ebenfalls Reynßen gehörte, und wohin man durch eine Hinterthür und ein Gärtchen gelangte, mit mir zuschritt.

Wir fanden die Kranke in einem ziemlich reinen Bette, vor welchem, mit dem Rücken nach uns zugekehrt, Jemand saß, der ihre Hand in der seinen hielt, während er auf die andere den Kopf stützte. Er hatte seine Jacke ausgezogen und diese, wahrscheinlich, um die Kranke zu erwärmen, auf das Fußende des Bettes gelegt. Bei unserm Eintreten erhob er sich, und ich erkannte, — obwohl nicht ganz unerwartet, — Sander Gerritz — oder mit anderen Worten: den Schwarzen Peter.

„Platz machen!" — sagte der Doctor, „wie geruht? — noch phantasiren?"

„Sie ist ruhiger, aber sehr schwach," sagte Sander, mit einem Seufzer; „sie liegt ganz bewußtlos und hat noch kein Wort mit mir gesprochen," und dann, als er mich erkannte: „mein Herr Huyck!" rief er voll Staunens aus.

„Unglücklicher! Ihr hier?" sagte ich Kopfschüttelnd. Aber lassen Sie uns ein wenig auf die Seite treten, damit der Arzt die Kranke prüfen kann!"

„Der Arzt nahm den Platz ein, den Sander räumte, und fühlte Klärchens Puls, die noch kein Zeichen gab, daß sie unsere Gegenwart bemerkt habe und mit dem Gesicht nach der Planke zugekehrt lag. Ich flüsterte mittlerweile Sandern ins Ohr:

„Ihr Vater ist gekommen."

„Gott! auch dies noch!" sagte er und bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Sollte sie im Stande sein, ihn zu sehen?„

„Ach! was würde es helfen? Sie kennt Niemanden, selbst mich nicht.“

„Fieber weg!“ sagte der Doctor aufstehend; „Ruhiger . . . meliora symptomata . . . Gerstenwasser trinken . . . Citronensaft . . . Syrup senden . . . Morgen wieder kommen.

„Sollte es möglich sein!“ rief Sander, erfreut sich nähernd, aus. „Befindet sie sich wirklich besser?“

„Noch schwach,“ sagte der Arzt. Stärkungsmittel eingeben. Recept verschreiben?“ Mit diesen Worten holte er Feder und Tinte aus der Tasche und setzte seine Vorschrift auf.

„Klärchen!“ flüsterte Sander, indem er sich über das Bett hinbog. „Erkennst Du mich nicht?“

Klärchen richtete bei dieser Anrede den Kopf ein wenig auf, so daß ich ihr schräg ins Gesicht sah. Die Züge derselben waren zwar noch schön und regelmäßig, aber die Farbe der Wangen und die lichtrothen Streifen und Flecken unter den Augen und an der Nase hin zeigten, daß eine ausschweifende Lebensweise, noch mehr als die Krankheit, ihre frühern Reize vor der Zeit zerstört hatte.

„Wo bin ich?“ fragte sie mit matter Stimme und rieb sich mit der flachen Hand die Stirn. „Wie komme ich hieher? Ich bin sehr krank gewesen, glaube ich; aber jetzt ist es besser; ich möchte wohl etwas trinken.“

„Hier hast Du zu trinken,“ sagte Sander und setzte ihr eine Tasse an den Mund. „Befindest Du Dich wirklich besser, meine Liebe?“

„So! Bist Du noch da, Sander?“ erwiederte sie. „Das ist gut; — aber wie komme ich doch hieher? Ich bin etwas in Verwirrung gewesen und habe viel gelitten... Aber es ist sonderbar, ich fühle nirgends Schmerzen mehr.“

Ungeachtet der Erklärung des Arztes konnte ich die Hoffnung, die er Sandern eingeflößt hatte, nicht theilen. Das Aufhören aller Schmerzen, verbunden mit dem starren Blicke der halb gebrochnen Augen, schien mir ein untröstliches Kennzeichen zu sein und ich fürchtete, daß Helding seine Tochter nur wieder finde, um sie auch sogleich wieder zu verlieren.

„Wer ist der Herr?“ fragte sie, auf mich zeigend.

Ich sah diese Frage als eine schickliche Gelegenheit an, sie auf den Besuch ihres Vaters vorzubereiten und kam also der Antwort, die Sander geben wollte, zuvor.

„Ich komme aus Amsterdam,“ sagt' ich, „und habe einen Auftrag an Sie von Jemandem, der Sie von Herzen lieb hat.“

„Jemandem in Amsterdam, ... der mich lieb hat!“ wiederholte sie mit einem Ausdrucke von Zweifel und Schmerz. „Wer ist es, der mich lieb hat in Amsterdam? Ach Gott! es giebt wohl Einen,

der mir einst gesagt hat, daß er mich liebe, ... aber es war ein Verführer ... er war die Ursache meines Verderbens und Elendes."

„Derjenige, von dem ich spreche," fuhr ich fort, „ist Jemand, der nie etwas anders, als Ihr Glück gewollt hat. Ueberlegen Sie einmal, giebt es Niemanden in Amsterdam, den Sie aus Natur- und Pflichtgefühl lieb haben, und den ihm bereiteten Kummer vergüten sollten?"

„Was!" sagte sie mit erhöhter Stimme, „von meinem Vater kommen Sie! von meinem Vater! .. hörst Du, Sander? ... Dieser Herr kömmt von meinem unglücklichen Vater! Und denkt er noch an seine schlechte, nichtswürdige Tochter, die ihn so tief kränkte? — Und weiß er, daß ich noch lebe? — Ach! wäre ich doch gestorben! dann brauchte er sich nicht mehr zu betrüben über ein Geschöpf, welches seinen ehrlichen Namen mit Schande bedeckte!"

„Unglückliche!" sagte ich; „unser Vater im Himmel ist ja langmüthig gegen diejenigen, welche Reue zeigen; sollte Ihr irdischer Vater dieses Vorbild nicht nachahmen? Sie sind ihm nie aus den Gedanken gekommen und er verlangt nichts sehnlicher, als Sie an sein Herz zu drücken und Alles zu vergeben."

Sie weinte; — Sander weinte; ich war ebenfalls tief gerührt. Der Doctor legte sein Recept in eine große lederne Brieftasche und sagte im Auf-

stehen: „Keine Gefahr ... alten Herrn rufen ... getrost hieher kommen."

„Wer? welcher alte Herr?" fragte Klärchen mit Lebendigkeit.

„Wenn Ihr Vater sich hier befände," sagte ich, „würden Sie dann Kräfte genug besitzen, ihn wieder zu sehen?"

„Mein Vater — hier? Großer Gott! nur seine Verzeihung laß mich noch erbitten, dann will ich ja gern sterben. — Aber ich wünsche etwas Unmögliches."

„Nicht so unmöglich, wie Sie denken," sagte ich, als der Arzt zurückkam, begleitet von Pulver, der Helding führte; denn dieser hatte Mühe, sich auf den Füßen zu halten, so bebte er.

„Wo ist sie? Wo ist mein Kind?" rief der alte Mann, indem er mit ausgestreckten Armen und wankenden Schritten ins Zimmer trat. Sie hatte sich in ihrem Bette halb aufgerichtet und Sander konnte nur mit Mühe verhindern, daß sie nicht aus dem Bette sprang und sich ihrem Vater zu Füßen warf. Helding fiel ihr um den Hals und schluchzete laut.

„Verzeihung, mein Vater!" war Alles, was sie hervorbringen konnte, während Sander, von Rührung überwältigt, sein Gesicht in die Hände verbarg.

„Verteufelt!" sagte Pulver, sich eine Thräne aus den Augen wischend, „ich sitze lieber eine ganze

Nacht bei schlechtem Wetter am Bramsegel, als daß ich einer solchen Scene beiwohne."

„Halt Dich ruhig, liebes Kind!" sagte Helding, während seine eigene Stimme bebte. „Gott sei gelobt, daß ich Dich wieder habe. Wir wollen über das Vergangene nicht mehr sprechen und nur an die Zukunft denken. Werde nur bald wieder besser, dann kehrst Du mit mir nach Amsterdam zurück, und wir werden einen stillen, genügsamen Haushalt führen, wie ehedem."

„Nein, Vater!" sagte sie traurig den Kopf schüttelnd, „nach Amsterdam zurückkehren, das wird nicht gehen — hier sagt mir etwas" (auf ihr Herz zeigend), „daß es mit mir nicht lange mehr dauern wird. Habe ich doch nicht einmal diesen unverdienten Segen mir träumen lassen, daß ich vor meinem Tode meinen Vater noch einmal sehen und seine Verzeihung erlangen würde? Ach!" fuhr sie, ihn ansehend, fort: „Ihre Haare waren nicht grau, als ich Sie verließ. — Wehe mir! ich habe sie Ihnen gebleicht! — Aber lieber Vater! Sie müssen auch ein freundliches Wort zu Sandern sprechen. Er hat mich zu Harlingen wieder gefunden und, ungeachtet aller meiner Schlechtigkeit, noch lieb und wollte mich mitnehmen, obgleich ich ihm sagte, daß ich durch meine Verirrung seiner Liebe mich unwürdig gemacht habe. Auch, als ich krank wurde, verließ

er mich nicht, sondern pflegt mich so redlich, wie eine barmherzige Schwester.

„Sander Gerritz!" rief Helding erstaunt aus, als der Jüngling ihn mit einem traurigen Blicke ansah.

„Sander Gerritz!" wiederholte Pulver, nicht weniger verwundert. „Sanderchen, was Henker! . . ." Hier schwieg er, da ich ihm zuwinkte, daß er sich nicht um fremde Angelegenheit bekümmern möchte.

„Sander Gerritz!" wiederholte auch der Doctor, als auch er sich dieses Namens erinnerte, zog gleichzeitig eine andere Brieftasche, als die für seine Recepte hervor und blätterte in einigen darin befindlichen Papieren.

„Ach! mein guter Monsieur Helding!" sagte Sander. „Ihre Edeln wissen, ich habe Ihre Tochter immer lieb gehabt. Ich würde sie auch gern zur Frau genommen haben, ungeachtet alles dessen, was geschehen ist; — aber Herr Huyck weiß, daß ich nicht hier bleiben kann, daß . . ., daß es besser für sie ist, mit ihrem Vater nach Amsterdam zurück zu kehren."

„Ja, mein Herzchen!" sagte Helding, „kehre mit mir nach Hause zurück, wir werden schon Brot für Dich finden. Ich habe noch viel vermögende Beschützer, die uns nicht im Stiche lassen werden: als da sind, der würdige Herr Huyck, die Herren Bläck . . ."

„Bläck!... Bläck!..." wiederholte Klärchen mit einem Ausdrucke von Abscheu; „lieber das Schlimmste über mich ergehen lassen, als Jemandem, der Bläck heißt, etwas zu verdanken haben."

„Wie!" rief Helding; „was haben Dir denn diese Herren gethan?"

„Ach! Sprechen Sie nicht davon," entgegnete Klärchen. „Ist nicht Ludwig Bläck der Stifter meines Unglück's? Hat er nicht, als der gute Sander auf der See war, mich mit süßen Worten verführt und mich überredet, meinen braven, besten Vater zu verlassen? Hat er mich nicht arm und nackt, in Schande verlassen und gezwungen, da ich nicht nach Hause kehren durfte, um ... O Gott!"

„Und warum durftest Du nicht zu mir zurückkehren?" fragte Helding. Wußtest Du denn nicht, daß das Herz des alten Mannes immer für Dich offen stand?"

„Ludwig Bläck!" murmelte Sander, „war er der Schurke, der Dich verführte? Ach! daß ich ihm doch hier hätte, um ihm seine Niederträchtigkeit zu bezahlen!"

„Ach! ich schämte mich, so zurückzukehren," sagte Klärchen; „und dadurch ist das Uebel immer ärger geworden... Das ist die Ursache, daß ich sterben muß, noch so jung und durch meine eigne Schuld! — Aber ich habe von den Zweien, die ich am meisten beleidigt habe, Vergebung erhalten, von

meinem Vater und von Sander, und das tröstet mich. — Da ich auf Dein Bitten Harlingen verließ, war ich noch leichtsinnig und dachte nur an das Glück, wieder mit Dir zu sein; aber jetzt habe ich eine bessre Einsicht bekommen . . . ich war nicht werth, Deine Frau zu sein — und ich darf keine Schande bringen in das Haus meines Vaters. — Es ist für mich, für Sie beide besser, daß ich sterbe."

„Pfui! so sollst Du nicht sprechen," sagte Helding, „nicht wahr, Doctor?"

„Gewiß nicht!" antwortete dieser und steckte seine Papiere wieder ein. „Nicht sterben — wieder gesund werden — nicht so viel sprechen! — femina animal loquax — zu sehr ermüden. — Hm! Sonderbar — Sander Gerritz! — diesen Namen mehr gehört — hm! — Brief vom Vogt — Seeraub — einbrechen — Jaco — nicht finden — zu Hause liegen — hm!" Diese letzten Worte sprach er nur halb laut und murmelnd aus, so daß sie von den Meisten, die zu viel mit Klärchen beschäftigt waren, als daß sie auf ihn hätten achten können, nicht oder nur halb verstanden wurden.

„Weg da! Sie müssen sich nicht so anstrengen," sagte ich zur Kranken, „noch sich das Schlimmste vorstellen; versuchen Sie lieber ein wenig zu schlafen; denn Sie haben Ruhe nöthig. Was dünkt Ihnen, Herr Kapitain! wenn wir die guten Leute ein wenig

allein ließen. Unsere Gegenwart ist hier doch überflüssig."

„Ja!" sagte der Doctor; „hier zu voll — Ruhe nöthig — ich auch weg — viel Geschäfte — Stärkungsmittel bereiten — Archiv nachsehen — Kranke besuchen — zwei Klistire — Aderlassen — zwei Bauern in Streit liegen — Brief an den Vogt schreiben — Maike Janß linken Arm zerbrochen — hingehen.

Mit diesen Worten ging er weg, ich folgte ihm mit Pulver und bald gesellte sich auch Sander zu uns, der wahrscheinlich fühlte, daß ihm die Bescheidenheit gebot, Vater und Tochter eine Weile allein zu lassen. Auf dem offnen Platze, der die zwei Wohnungen von einander schied, hielt ihn Pulver an:

„Nun sollst Du mir doch nicht leugnen," sagte er, „daß Du Sander Gerritz bist und daß ich Dich auf dem Landgute der Mefrau van Bempden angeredet habe."

„Still!" flüsterte ich aus Besorgniß, der Doctor, der eben in das Wirthshaus trat, möchte ihn hören.

„Nein, gewiß nicht, mein guter Schiffskapitain!" antwortete Sander, ihm die Hand reichend. „Aber laß es unter uns bleiben. Ich habe diesen Namen schon lange und aus billigen Gründen, abgelegt."

„Daran hast Du nicht Recht gethan," entgegnete Pulver. „Man muß sich der Flagge nicht schämen, unter der man Jahre lang gefahren hat. Ei Mann! als ich Dich dort unter den Seeräubern vor zwei Ankern fest ließ, hoffte ich nicht, daß Du je wieder in unserm Lande an Bord kommen würdest. Nun Berge und Thäler begegnen einander nicht, aber wohl Menschen. Und wo hast Du herumgeschwärmt, wie der alte Floh zum jungen sagte?"

„Ja, Kapitain, das will ich wohl später einmal erzählen," antwortete Sander, „wo ich gewesen bin, darauf kömmt wenig an," setzte er mit einem Seufzer hinzu. „Es wird eher zu überlegen sein, wo ich hin muß, wiewohl ich erkläre, daß es mir in diesen traurigen Augenblicken ziemlich gleichgiltig ist."

„Ja!" sagte ich, ihn zur Seite ziehend, „Sie müssen auf Ihrer Hut sein. Dieser Doctor ist zugleich Substitut des Vogtes, und, so viel aus des Mannes Worten zu verstehen ist, schließe ich, daß er schon Berichte über Sie hat, und daß die Insel Ihnen keinen sichern Aufenthalt bietet."

„Ich weiche nicht von dannen, so lange Klärchen in diesem Zustande bleibt," sagte Sander, „und was diesen Meister Doedes anlangt, vor dem habe ich gerade keine große Furcht. Ich weiß wohl noch ein Hausmittelchen, um ihm die Augen zuzudrücken."

Hierauf öffnete er die Thür des Gasthauses,

wir traten ein und fanden dem Doctor schon weggegangen. — Ich ersuchte Reynßen, für eine gute Krankenwärterin zu sorgen, worauf er mir versicherte, daß seine Frau und Tochter sich schon bereits erklärt hätten, diesen Posten zu übernehmen und daß übrigens nichts fehlen solle, ihren Zustand so viel als möglich zu mildern.

Nicht ungeneigt, ein wenig Luft zu schöpfen, schlug ich Pulvern einen Spatziergang vor, wo wir unsere Sachen würden besprechen können. Wir begaben uns, nach Verabschiedung von Sandern, auf den Strand und ich fragte ihn, was verlangt würde und wie wir unser Gut am besten wegbringen, und Zänkereien und Prozesse vermeiden könnten.

„Ja!" antwortete er; „Was soll ich sagen? Wer in der Schuit ist, muß mitfahren, und es hilft nichts, daß man mit grobem Geschütz gegen dies Völkchen zu Felde zieht, und sie mit Commissarien oder Commissionsräthen zur Pilotage bedroht; denn darauf geben sie gerade so viel, als ein Wallfischfänger für einen todten Schellfisch. Sie liegen hier außer der Schußlinie, und stoßen sich nicht daran, wenn sie Briefe und Befehle erhalten; sie denken: haben ist haben; und wollen Sie nicht nach ihrer Pfeife tanzen, dann lehren sie es Ihnen zu Ihrem Schaden. Ich habe es noch lieber mit stattlichen Seeräubern zu thun, als mit einem solchen Schlage Volks. Da liegt nun der Hyson und der Souchong im Pack-

hause und ich habe heute Morgen noch vom Kapitain Holmfeld, der auf der Rhede vom Vlie liegt, ein Briefchen erhalten, daß er diesen Thee leicht bergen und nach Kopenhagen mitnehmen könne, eine Gelegenheit, so schön, als man wünschen kann; aber nun will der verhaßte Strandaufseher die Waaren nicht verabfolgen lassen, als gegen ein Drittel des Werthes für Bergegeld, während ihm allen Verordnungen und Gesetzen zufolge nicht mehr als der sechs und zwanzigste Theil zukömmt."

„Obgleich er auf so viel ein Recht hat," sagte ich, „dann ist hier weniger die Frage von geretteten, als vielmehr von geborgenen Gütern, da Sie mit der Mannschaft fast Alles gethan haben. — Indessen, wenn es damit abgemacht wäre . . . es ist uns viel werth, unser Gut zurückzubekommen."

„Dann ist noch," fuhr Pulver fort, „eine Kleinigkeit von anderthalb Procent für den Strandaufseher und noch eine Rechnung von Unkosten für gebrauchte Fahrzeuge und Wagen und Trinkgelder, daß Einem die Augen davon überlaufen."

„Das ist doch etwas grob," sagt' ich; „denn wofür verlangt man ein Drittel Bergegeld, wenn man noch eine Extrarechnung für Unkosten macht? Aber können wir, abgesehen von der Frage über den Betrag, unsere Güter nicht herauskriegen, wenn wir einen Bürgen stellen?"

„Ei ja!“ sagte Pulver. „Rechne darauf (wie der Schulmeister sagte, als er dem Jungen statt einer Schiefertafel einen Schillingskuchen in die Hand gab). Sie werden kein Gut verabfolgen lassen, bevor und ehe eine vollkommne Abrechnung Statt gefunden hat.“

„Das werden wir sehen,“ entgegnete ich. „Wann segelt der Dänische Schiffer ab?“

„Sobald gute Gelegenheit da ist, und, wie ich das Wetter ansehe, so dreht sich der Wind immer mehr und er wird den Hafen bald verlassen. Er hat mir selbst berichtet, daß, wenn er einigermaßen könne, er nach Maklyk Oud segeln würde und dann wolle er unsern Thee im Vorbeifahren mitnehmen.“

„Vortrefflich! Besorgen Sie also für nächsten Morgen auf jeden Fall ein Fahrzeug, um die Ladung einzuschiffen und überzubringen, ich werde indessen mit dem Strandaufseher sprechen, was ich von dem Burschen verlangen kann.“

Mit diesem Plane setzten wir unsern Spaziergang noch eine Strecke Weges fort und sprachen über gleichgiltige Dinge, bis wir es für gerathen hielten, wieder umzukehen. Kaum waren wir wieder ins Dorf gekommen, da sah ich den wichtigen Mann, der das Amt eines Substituten-Vogts und eines Arztes vereinigte, aus einem der Häuser kommen, und, sobald er uns erblickte, seine Richtung auf uns zunehmen.

„Wenn Ihre Edeln diesen Mann zum Freunde bekommen können, dann wird Alles gut gehen," sagte Pulver. „Er ist hier so viel als die Admiralsfahne, nach der Alles sieht, dieser Meister Doedes; und sie müssen wohl Achtung vor ihm haben, denn setzen sie ihm den Fuß quer: so pfeffert er es ihnen als Doctor ein, wenn er sie nicht als Vogt kneipen kann."

„Gefunden!" sagte Doedes (mit welchem Namen ich nun diesen Mann kannte), sobald er uns sah, und zu gleicher Zeit klopfte er auf seine Tasche. „Gut Gedächtniß — Mousieur Weerglas — Sander Gerritz — Straßenräuber — Seeräuber — Brief vom Vogte — binden, — ans feste Land schicken — hm!"

„Was sagen Ihre Edeln?" fragte Pulver erschrocken. „Ist Sanderchen ein Räuber? — Ach, dann hat es der verruchte Don Manuel auf seinem Gewissen, denn ein beßres Kalb von einem Jungen habe ich nie am Bord gehabt. Aber so geht es; Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten."

„Und sind Ihre Befehle so streng?" fragt' ich, nicht ohne einiges Leidwesen zu fühlen über das Loos, welches Sandern über dem Kopfe schwebte."

„Befehle — hm! hm! — Der Schelling ein Freiplatz — refugium — Staaten nicht achten — verfallen Privilegium — Befehl streng."

Ich schwieg und sah ein, daß es besser für mich sei, diesen Punkt nicht weiter zu berühren. Erstens hatte ich meine volle Genüge davon, mich mit anderer Leute Sachen zu befassen; und zweitens kam es mir vor, daß Meister Doedes, seines entschiedenen Tones ungeachtet, mit sich noch nicht ganz einig war, ob er das alte Recht einer Freistätte, worauf Ter Schelling Anspruch machte, nicht in jeder Hinsicht geltend machen sollte und ich hielt es, als Sohn des Oberrichters für unschicklich, mich in einen so kitzlichen Streit zu mischen, was mir später wahrscheinlich übel genommen werden könne. Ich fand es also gerathener, den Mann über meine eignen Angelegenheiten zu sprechen und theilte ihm in kurzen Worten die Ursachen meines Hieherkommens mit, wie auch das unstatthafte Verlangen des Strandaufsehers.

„Hm'" sagte er Kopfschüttelnd, „geht den Strandaufseher an — mich nicht — sich vor Schöppen beklagen — gut Recht aussprechen!"

„Ja," sagt' ich, „aber mir wäre es lieber, die Sache ohne Erkenntniß in Friede und Freundschaft beigelegt zu sehen und darum wünschte ich, Ihre Vermittlung hierin anzusprechen!"

„Hm! — mich nicht hinein mischen — meine Sachen nicht — aber — wenn die Sache in Ordnung ist — nicht vergessen: — den Zehnten mir bezahlen — zum Gewinn der Gemeinde — altes Recht von Ter Schelling — hm!" —

„Wie!“ rief ich, „noch mehr Gefälle! Das Recht ist ja abgeschafft durch einen Beschluß der H. H. Staaten.“

„Hm! — Edict vom 12. Dezember 1663 — Narrheit — Staaten ihre Macht überschritten — hm! — ausharren.“

„Wie!“ rief ich, „Sie, die hier die Stelle des Landvogtes vertreten, würden dem Edicte der Staaten wiedersprechen, wodurch einem Unwesen des Mittelalters Maß und Ziel gesetzt ist?“

„Hm! — Vogt — Enkhuizen — niemals hieherkommen — Geld ziehen — nichts ausrichten — Doedes die ganze Arbeit verrichten — Staaten alte Weiber — die Insel nicht kennen, — im Haag leicht Beschlüsse abfassen — Ter Schelling schwere Abgaben — viel Unglück, — spärliches Einkommen — Leben wagen bei Schiffbruch — qui onera, etiam fructus.“

„Ich will gern zugeben,“ versetzte ich, „daß die braven Leute, die das Ihrige gethan haben, um der Mannschaft der Fortuna Beistand zu leisten, oder die zum Unterbringen der Ladung mit gewirkt haben, auf Belohnung Anspruch haben, und die soll ihnen auch werden; aber ich werde nie in die Verpflichtung stimmen, ein so hohes Bergegeld zu bezahlen, wie von uns gefordert wird, noch Recognitionsgelder, die abgeschafft sind. Wenn der Strandaufseher nicht vernünftig mit sich sprechen läßt: so

dünkt mich, daß Sie, mein Herr! mir Recht verschaffen müssen, und wenigstens nicht zu der bereits bestehenden eine neue Abgabe fügen."

„Hm! — Sache des Strandaufsehers — kein Interesse dabei — negotium a me alienum — vor die Rechtsbank — sieben Schöppen — gut Recht — nach Hause gehen." — Mit diesem Bescheide verließ er uns und begab sich in seine Wohnung, vor der wir in diesem Augenblicke standen.

„Gut Recht. — Ja das können Ihre Edeln denken," sagte Pulver. „Wir kommen beim Teufel zur Beichte. Bei alle dem, ich glaube, daß wenn Ihre Edeln dem Manne für seine Artigkeit ein kleines Trinkgeld versprochen hätten . . ."

„Das in aller Ewigkeit nicht," sagt' ich. „Denken Sie, daß ich die Justiz bestechen will?"

„Nun!" versetzte Pulver. „Wir werden sehen, was daraus wird, sagte der Blinde, und wie weit Ihre Edeln mit Reynßen kommen werden . . . aber, daß Sanderchen ein Räuber geworden ist, das thut mir doch in meiner Seele wehe."

Jetzt waren wir an das Gasthaus zurück und ich trat jetzt mit dem Strandaufseher in Unterhandlung; aber auch hier fand ich es unmöglich, den Mann von seiner Forderung abzubringen; die, nach seiner Meinung, auf gut Recht und altes Herkommen gegründet sei; so daß ich, da ich doch den Thee versenden wollte, am Schlusse noch froh war, ihn in

meinen Vorschlag eingehen zu sehen, nämlich die Forderung, wie auch die 10 pr. Ct. Recognition unter Protest zu bezahlen, während Pulver, der indessen der Verabredung gemäß eine Schuit bestellt hatte, mit der Nachricht zurückkam, daß der Hocker Kjöbenhafen, Kapitain Holmfeld, sich schon am Maklyk Oud befinde.

Siebentes Kapitel.

Kjöbenhafen bringt den Thee an Bord. Viele Vorbereitungen, den Leser zu überraschen.

Der Zustand der Kranken, worüber mir Helding von Zeit zu Zeit Bericht erstattete, hatte sich indessen nicht verbessert; sie schien von Stunde zu Stunde schwächer zu werden und es zeigten sich die Merkmale einer baldigen Entbindung. Ihr Geist blieb jedoch hell und klar und sie hatte sich mit mehr Ruhe, als sich erwarten ließ, mit dem Prediger unterhalten, der sie auf ihr Verlangen besucht hatte. Sander, der zum Vogt vorgeladen war, kehrte von da zurück und wich nicht von ihrer Lagerstätte, während Reynßens Frau und Tochter abwechselnd bei ihr waren und mit aller Herzlichkeit

die Dienste erwiesen, die eine Frau mehr im Stande ist, als ein Mann, wahrzunehmen. Ja, sie hatten sich sogar erboten, die Nacht hindurch bei ihr wach zu bleiben.

Obgleich für Helding in einem besondern Zimmer ein Bett aufgeschlagen war, so zog er es doch vor, wie man sich leicht denken kann, die Nacht im Krankenzimmer hinzubringen. Ich für meine Person begab mich mit Pulvern nach dem Abendessen in die angewiesene Schlafkammer, wo wir uns in zwei einander gegenüberstehende Betten zur Ruhe begaben. Ich war jedoch auch jetzt noch nicht im Stande die ungestörte Ruhe zu genießen, wenigstens schenkte mir, nachdem ich mich kaum eingehüllt hatte, ein lautes Geschwätz, Fluchen, Singen und Saufen, das mir so deutlich in die Ohren schallte, als ob es in meiner Schlafkammer selbst Statt fände, die unangenehme Ueberzeugung, daß meine Bettstelle neben dem sogenannten allgemeinen Heerde stand und davon nur durch einen dünnen Verschlag geschieden war. Nachher bemerkte ich, daß das Gasthaus von einer Anzahl Matrosen und Fischern besucht wurde, die sich ziemlich laut ausließen, und deren gemeine Sprache verwirrt durch einander klang. Unter diesen Stimmen war eine, welche ich mehr gehört zu haben glaubte, aber ich konnte mich nicht besinnen, wo und wann dies gewesen sei. Dies Alles hielt mich vom Schlafe ab und ich konnte nicht umhin, das Loos

Pulvers zu beneiden, der, entfernter von dem Geräusch, oder mehr daran gewöhnt, eingeschlafen war, sobald er die Federn gerochen hatte und mit einer lauten Baßstimme schnarchte. Ich tröstete mich jedoch mit dem Gedanken, daß diese Geschäftigen nicht die ganze Nacht in meiner Nähe bleiben, sondern auch bald ihr Quartier suchen würden, und beschloß inzwischen Geduld zu haben.

In der That, die Gesellen zogen allmälig einer nach dem andern ab und ich hörte Reynßen jeden seiner Seits eine gute Nacht wünschen. Sie waren alle weg, bis auf Einen, als dieser, derselbe dessen Stimme mir bekannt vorgekommen war, zum Wirthe so sprach:

„Ei! Wie steht es? ist dieser Bursche mit seiner Friesjacke nicht mehr hier, der mit jenem blassen Mädchen hier eingekehrt ist?"

„Ja wohl!" antwortete Reynßen; „aber ich weiß nicht, ob er wohl jetzt zu sprechen ist, denn seine Liebste ist sehr krank. Es wird schwer halten, daß sie den Morgen erlebt."

„Das D . . . nicht. Sagt ihm, daß er hieher kommt, daß Dries da ist und ihn sprechen muß."

„Dries!" wiederholte ich bei mir selbst, während mir der kalte Schweiß über den Leib lief. Ich wunderte mich nicht länger, daß mir die Stimme bekannt vorgekommen war. Ich richtete mich im Bette auf und spannte alle Aufmerksamkeit, um

kein Wort zu verlieren, so wie ich früher mein Bestes gethan hatte, um nichts von dem Gespräche zu hören.

„Nun! ich will ihn zwar rufen," sagte der Wirth, „aber ich zweifle jedoch, daß er hieher kommen wird." Mit diesen Worten verließ Reynß das Zimmer. Dries trommelte mit den Fingern auf die Tafel fort und trillerte ein Liedchen; ich dagegen war über den sonderbaren Zufall, der mich aufs neue in die Nachbarschaft dieses so gefährlichen Raufboldes brachte, ganz bestürzt und überdachte bei mir selbst, ob es auch rathsam sein möchte, ihn anzugeben. Bald jedoch hörte ich die Thür, welche nach dem Hinterhause führte, wieder aufgehen.

„Gut!" klang Driesens Stimme dem Eintretenden entgegen. „Lagst Du verteyet, *) daß Du so lange nöthig hattest, die Anker zu lichten?"

„Was willst Du?" fragte Sander mit finstrer Stimme.

„Was ich will? — Curiose Frage! Haben wir nicht verabredet, hier einander zu treffen. Weshalb anders bist Du hier angelandet?"

„Es ist wahr!" antwortete Sander mit einem tiefen Seufzer. „Aber es war schon verrathen, daß ich hieher kommen würde. Ich bin zum Vogt vorgeladen gewesen . . ."

---

*) Hinten und vorn vor Anker liegen.

„Nun gut! Und er hat Dich wieder absegeln lassen; sonst würdest Du jetzt nicht mit mir hier sprechen. — Was wollte er?“

„Er hat mir zu erkennen gegeben, daß er Befehl empfangen hat, mich in Verwahrung zu nehmen; aber zugleich, daß diese Insel von Alters her für solche, die hier ein stilles Leben führen und für ihr gutes Betragen Bürgschaft leisten, eine Freistätte war.“

„Zum T . . .“ sagte Dries; „wir würden Bürge für einander werden können.“

„Ich habe ihm einen guten Bürgen auf die Tafel gelegt,“ versetzte Sander; „und den hat er im Archiv deponirt, so daß wir als beste Freunde geschieden sind.“

„Meiner Seele,“ sagte Dries, „ich möchte ihm wohl auch einen solchen Bürgen geben; aber dann ist es nöthig, daß ich denselben erst herbeischaffe, und darüber müssen wir nun zusammen Schiffsrath halten.“

„Ich danke Dir,“ sagte Sander, „ich habe schon genug auf meiner Rechnung und verlange nicht, mein Sündenregister zu vergrößern.“

„Wie, was!“ rief Dries aus; „ist der Mann ein Kind geworden? Schlag die Grillen aus dem Sinne; nimm ein Glas Branntwein, und versauf alle närrischen Gedanken darin. Setz' Dich

Bursche. Denkst Du, daß ich hieher vor Anker gekommen bin, um Butten zu fangen?" *)

Es war einen Augenblick still, ich hörte Stühle schieben, und ich bemerkte, daß sich beide an die andere Seite des Verschlages, der uns schied, gesetzt hatten.

„Junge!" sagte Dries; „es ist ein so schönes Werk für uns da. Das Packhaus ... ich habe dort schon lavirt ... mit einem Tritt ist die Thür hinein ... köstlicher Thee, Mann, und keine Havary — und Jooschen liegt mit seinem Schiff im Hafen. In einem Nu ist es fort, ohne daß Jemand Lunte riecht, oder Verdacht auf uns hat."

„Das wird nie geschehen!" entgegnete Sander. „Dieser Huyck ist ein guter Schlag von Menschen und ich werde nicht zugeben, daß Jemand Hand an das legt, was ihm gehört."

„Huyck sagst Du? Welcher Huyck?" fragte Dries sichtbar verwundert.

„Der Sohn des Oberrichters," antwortete Sander. „Er ist gestern angekommen und logirt hier im Gasthause."

„Zum Geier! das wäre? — Ei dann würde ich doppelt Lust haben, diesen Streich auszuführen; denn ich habe mit diesem erbärmlichen Sandhasen noch eine alte Rechnung abzumachen, und wenn ich

---

*) In der Schifferſprache ſo viel als: ſich abweiſen laſſen.

ihm auf die eine oder andere Weise Havary besorgen kann, dann werde ich es, hol' mich der T...., nicht lassen."

„Du wirst es doch lassen," sagte Sander, „oder wir bleiben keine guten Freunde."

„Dann ist es etwas Anderes," entgegnetee Dries. „Ich danke dafür, mich hier zu verteyen, und diesem Meister Doedes vertrau ich so viel, als einer morschen Planke, und habe auch keinen andern Plan, als ihn mit dem Vormarssegel zu bezahlen. Er wird, wenn er unsere Bürgschaft in den Klauen hat, sich gerade so viel Gewissenssache daraus machen, uns auszuliefern, als ich dies Glas Branntwein zu trinken. Höre! ich weiß etwas, das uns heraus hilft. Das Boot ist hier doch vom Schiffe und wir müssen sehen, wie wir weiter kommen. Heute Abend ist auf Maklyk Oud ein Hocker vor Anker gekommen, der wohl nicht vor übermorgen wieder in See geht. Was meinst Du, wenn wir diesem einmal einen Besuch abstatteten und die Reise auf eigne Faust machten?"

„Hör', Dries!" sagte Sander, „ich bin zwar hieher gekommen, um mit Dir und den übrigen Kameraden zu überlegen, was wir zu thun hätten; aber ich habe meine Gedanken geändert. Was Du vorhast, ist mir gleich viel, ich werde Dir keinen Strohhalm in den Weg legen; aber rechne nicht auf mich oder meine Hilfe."

„Was höre ich, wie bin ich mit Dir dran? Bist Du bekehrt oder hast Du einen Schatz gefischt? — Und würdest Du uns nun verrathen, da wir Deine Hilfe am meisten nöthig haben?“

„Ich wiederhole es, daß ich Dich nicht verrathen werde, sondern still Deinen Gang gehen lasse, das muß Dir genug sein. Die Gründe, warum ich mich nicht, wie ehedem, an Deine Spitze stelle, sind Dir, dünkt mich, ziemlich gleichgiltig. Ich will nicht, und damit basta.“

„Zum Henker,“ sagte Dries unwillig. „Hat jene Dirne Dich überredet? Es ist auch ein Kindchen danach! Und wie willst Du, daß ich diese Botschaft den Kameraden überbringen soll? Sie werden es ja nicht glauben. Und was für einen Cours wirst Du ferner halten. Oder bist Du ein heimlicher Verräther geworden?“

„Was ich thun will, oder thun werde, das ist meine Sache,“ sagte Sander; „ich habe gehört, was Du zu sagen hattest, und wünsche Dir gute Nacht; ich kann mich jetzt nicht länger mit Dir aufhalten. Leb wohl.“ Mit diesen Worten stand er auf.

„Aber was Deckfel! Ist das der Schwarze Peter, den ich sprechen höre? oder ist er es nicht?“ fragte Dries, indem er aufstand und ihm folgte. „Bedenk' doch, ein splitternagelneues Fahrzeug, und eine reiche Fracht, — Du bist jetzt etwas ängstlich unter Deinem Röckchen wegen der Krankheit dieses

sonderbaren Mädchens; aber denk einmal darüber nach und wenn Du Dich noch dazu entschließest, dann gieb mir nur Morgen ein Zeichen davon. Wir ankern so lange dabei ..." hier ging seine Stimme in ein leises Flüstern über, welches ich nicht verstehen konnte. Sander schien jedoch keine genügende Antwort zu geben; denn ich hörte zum Schlusse Driesen mit einem schweren Fluche weggehen unter dem Ausrufe: „Du verdammst es? Gut, so geh' denn und laß Dich aufhängen!" — Einen Augenblick später hörte ich ihn die Hausthür hinausgehen, die er mit Gewalt hinter sich zuschlug. Sander seiner Seits ging gleichfalls weg.

Ich überlegte die Sache. Nach dem Wenigen, das ich verstanden hatte, zu urtheilen, kam es mir nicht unwahrscheinlich vor, daß Dries und seine Helfershelfer die Absicht hatten, das Dänische Fahrzeug zu überfallen und zu erobern; aber der Gedanke flößte mir einige Ruhe ein, daß sie die Unternehmung zu gewagt ansahen, um sie ohne Anführung und Mithilfe Sanders zu machen. Ich hielt es indessen für meine Pflicht, sowohl den Kapitain des Schiffes, als auch die Beamten von Ter Schelling auf den geschmiedeten Plan aufmerksam zu machen, und es that mir leid, daß ich den Namen des Ortes, wo die Bösewichter zusammen kamen, nicht hatte verstehen können. Auch war ich wegen der Kaufwaaren, die im Packhause lagen, nicht ganz ohne

Besorgniß; aber ich schmeichelte mir, daß darauf vor der Hand kein Anschlag gemacht werden würde und daß ich auf jeden Fall an Sandern eine Stütze hätte, um diese Güter, wenn sie auch gestohlen würden, wieder zurück zu bekommen. Lange noch hielt mich die Bestürzung über den Vorgang, und die Betrachtungen darüber, vom Schlafe ab, bis daß endlich die Ermüdung den Sieg davon trug, und ich das Glück hatte einzuschlummern. Alsdann war mein Schlaf auch so fest, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand, ehe ich erwachte. Ich bemerkte, daß Pulver schon aufgestanden war und, wahrscheinlich aus Bescheidenheit, das Zimmer verlassen hatte, ohne mich zu wecken. Ich kleidete mich schnell an und beeilte mich ins Vorhaus, um ihn aufzusuchen. Ich fand jedoch weder ihn, noch Reynßen; aber auf mein Rufen kam des letztern Frau angelaufen.

„Sucht mein Herr meinen Mann und den Kapitain?“ antwortete sie auf mein Fragen. „Ach die sind schon bereits drei Stunden am Packhause. Sie wollten meinen Herr nicht aufwecken, mein Herr schlief so ruhig.“

„Ein schöner Grund!“ sagt' ich unzufrieden. „Denken sie, ich sei auf Ter Schelling gekommen, um zu schlafen? Und wie steht es mit der Kranken?“

„Sie schläft!“ antwortete Frau Reynßen. „Das arme Lamm wird es nicht lang mehr machen. Ach, es ist erbaulich zu hören, so ergeben und gelassen,

wie sie ist; und der alte Mann ist so sehr betrübt und der andere auch, daß man nicht mit trocknen Augen beiwohnen kann. Gestern gab der Meister noch alle Hoffnung, daß es sich machen würde; aber heute Morgen hat er auch gar keinen Glauben mehr daran.“

„Wie! — ist der Arzt auch schon hier gewesen?“ fragte ich, je länger je mehr unzufrieden mit mir selbst, daß ich mich verschlafen, und auf Pulver, daß er mich nicht geweckt hatte. Ich fühlte die Nothwendigkeit, auf der Stelle nach dem Packhause zu gehen; vorher stattete ich jedoch einen kurzen Besuch bei der Kranken ab und trug Helding auf, Alles zu bestellen, was er zu ihrer Erquickung, oder Labung nöthig halten möchte. Sandern zog ich auf die Seite und gab ihm zu erkennen, daß ich ihn einen Augenblick allein zu sprechen wünschte.

„Ich habe gestern Nacht Ihr Gespräch mit Dries gehört,“ sagte ich, sobald wir uns allein befanden.

Er erröthete und sah eine Weile vor sich nieder. „Wohlan!“ sagte er alsdann, den Kopf stolz erhebend; „dann werden Ihre Edeln auch gehört haben, daß ich genossene Wohlthaten zu erkennen weiß.“

„Das habe ich, und danke Ihnen, für die ritterliche Art und Weise, wie Sie meinen Thee beschützt haben,“ sagt' ich. Ich beklage Sie, armer Mann! Sie wollen zwar den guten Weg einschlagen, wissen aber nicht, wie solches anfangen. Ist es nicht so?“

„Ach mein Herr! muß ich es Ihnen bekennen?" sagte Sander, während er wieder vor sich hinsah und wehmüthig den Kopf schüttelte. „Ihre Edeln haben bessere Gedanken von mir, als ich verdiene. Da ich auf dieser Insel landete, war es nicht mit dem Vorsatze, mich zu bessern. Es ist wahr, das Leben, welches ich in Groiland führte, war mir zuwider; denn ich war nicht zu einem gemeinen Straßenräuber erzogen. Nein! das Leben und der Beruf in West-Indien, die waren mehr für mich geeignet; und doch selbst dazu wäre ich nie gekommen, hätte mich das Beispiel Don Manuels nicht dazu angefeuert. Aber er hatte meiner damals noch schlummernden Einbildungskraft einen neuen Weg angewiesen, er hatte mich gelehrt, dasjenige als etwas Großes und Erhabenes anzusehen, was ich vorher für sündlich und schändlich gehalten hatte. Ihm zu folgen, mit ihm auf dem Ocean zu streiten, Tod und Vernichtung zu verbreiten, das war mir eine Wollust, ein Verdienst geworden. Seine Feinde waren auch die meinen, und wenn ich es schon als ein hochgeprießenes Vorrecht ansah, als sein Lieutenant seine Mannschaft anzuführen, wie mußte mein Hochmuth dann nicht steigen, als ich, nach seinem Weggange, mich selbst zum Oberhaupte erhoben sah! — Ich weiß, daß das Handwerk, welches ich trieb, ungesetzlich und unerlaubt war, daß der Tod mich erwartete, wenn ich erwischt wurde; — aber von der andern Seite:

ich war mächtig, und unabhängig, ohne Jemanden, der mir zu befehlen hatte. Ich schätzte mich höher, als einen Seeadmiral; denn dieser mag zwar der erste auf der Flotte sein, er darf jedoch diese Flotte nur dahin führen, wohin es ihm die Herren Staaten befehlen. Nun gut! — es war das Leben, es war jener hohe Rang, wonach ich verlangte, den ich wieder gewinnen und Klärchen Theil daran nehmen lassen wollte; denn ich habe sie, ungeachtet ihrer Untreue, und ungeachtet alles dessen, was geschehen, immer lieb behalten, und der Gedanke an sie war der einzige, der mich bisweilen quälte, als ich in West-Indien war. Aus diesem Grunde hatte ich Driesen mit seinen Kameraden hieher bestellt. Meine Absicht war — und er weiß es zu gut, dieser Schelm — wo möglich ein gutes Seefahrzeug wegzunehmen und dann würde ich, wenn ich erst auf offner See war, den Weg nach dem Meere von Maracaribo und zu meinen alten Kameraden wohl wieder gefunden haben."

„Und," sagt' ich, „um Ihren irrigen, vorurtheilsvollen Wunsch zu erfüllen, würden Sie mit kaltem Blute die Mannschaft des Schiffes, das Sie bedurften, ermordet haben?"

„Das ist Alles vorüber," fuhr Sander fort, ohne auf meine Frage zu antworten. „Ich habe Klärchen wieder gesehen; ich bin Zeuge ihrer Leiden, ihrer Reue gewesen, ich habe gefühlt, daß ich noch

zu weichmüthig war, um . . . vergeben Sie mir, . . . eine Rolle durchzuführen, die ein Herz von Stahl fordert. Ich habe von meinem Vorhaben abgesehen, — und kenne meine Kameraden hinlänglich. Sie werden es ohne mich nicht unternehmen dürfen, viel weniger zur Ausführung bringen; sie werden sich zerstreuen — und der Himmel gebe, daß ich nie wieder von ihnen höre."

„Und Sie?" fragte ich. „Was sind Ihre weitern Pläne?"

„Kann ich an die Zukunft denken, so lange sie dort mit dem Tode ringt?" fragte er in einem etwas verweisenden Tone.

„Ja, das können und müssen Sie," antwortete ich nach einigen Augenblicken des Zweifelns. „Sie müssen Ihr Leben bessern und das dürfen Sie keinen Augenblick aufschieben. Sie müssen dies Land verlassen, wo sie nicht länger als ein ehrlicher Mann leben können; aber die Welt steht Ihnen offen. Gehen Sie nach Rußland, da werden tüchtige Leute, wie Sie, die das Seewesen verstehen, mit offnen Armen aufgenommen. Bieten Sie dort Ihre Dienste an und Sie werden durch die Welt kommen; ist es auch nicht in einer hohen Stellung, dann wenigstens in einer solchen, deren Sie sich nie zu schämen brauchen."

„Sie meinen es gut mit mir, mein Herr Huyck!" sagte Sander gerührt. „Ich werde Ihre Worte

überlegen; aber verlangen Sie nicht, daß ich mich jetzt gleich entschließe. Ich muß erst Klärchen die Augen zudrücken; dann vielleicht ... Gott segne Sie, mein Herr Huyck!“

Mit diesen Worten wandte er sich ab und kehrte nach dem Krankenzimmer zurück. Seine Erzählung hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.

„Schon wieder ein Schlachtopfer falscher Ehrsucht,“ dachte ich bei mir selbst, als ich das Gasthaus verließ. „Dieser Sander hätte ein braver und nützlicher Mensch werden können, wenn ihm sein Unglücksstern nicht das all zu verführerische Beispiel Don Manuels vor Augen gestellt hätte, und dieser wird einst am Tage des Gerichts, außer seiner eignen Schuld, auch die Missethaten zu verantworten haben, deren sich dieser Unglückliche schuldig gemacht hat.“

Unter solcherlei Gedanken war ich an dem Lagerplatze der gestrandeten Güter gekommen und sah von ferne den braven Schiffskapitain, der schwitzend und keuchend seinen Matrosen Befehle gab, während sie unter seiner Aufsicht die Theekisten auf ein Paar Wagen ladeten, Reynßen stand vor der offnen Thür des Packhauses und sah ihnen zu. Sobald Pulver mich ansichtig wurde, kam er auf mich zu und rief:

„Es ist Alles abgewaschen, Patron! so wie der Küchenjunge sagte, als er die Hemden des Kapitains hatte über Bord fallen lassen. Ich habe den Thür-

wärter heute Morgen schon aus dem Bette geklopft, und er hat an Reynßen ein wahres Meisterstücke gemacht, und wenn nicht Ihr Leben, doch das Geld bezahlt. Jetzt bringen wir die Waare nach Kjöbenhafen. Sehen Sie einmal Patron! es ist eine Lust anzusehen, — es ist kein Tropfen Wasser an den Thee gekommen. Nun auf jeden Fall, das würde denen, die ihn trinken müssen, die Mühe des Setzens *) erspart haben."

„Und trinken Sie das Zeug jetzt wirklich zu Amsterdam?" fragte Reynßen näher tretend. „Es ist bei Euch eine rare Kost, ich habe es einst gesehen; aber mich würde nie danach gelüsten."

„Pah!" sagt' ich; „mit der Zeit werdet Ihr Insulaner wohl auch Geschmack daran finden, wenn er erst etwas allgemeiner wird. Aber was ich sagen wollte, Kapitain! Sie haben mir einen schändlichen Streich gespielt, daß Sie mich so haben schlafen lassen. Ich weiß, Sie thaten es aus gutem Herzen, aber ich bin kein Freund davon."

„Ach Patron! Sie schliefen so ruhig, ich wollte Sie nicht aufwecken, wie der Dieb sagte, als er dem Husaren-Offizier die Uhr vom Nachttischchen nahm und der Offizier ihn am Kragen packte. Wir, Reynßen und ich, konnten dies ja Alles aufs Beste abmachen."

---

*) Kochen.

„Mit Erlaubniß!" sagt' ich zu diesem. „Sie kennen die Leute, die gestern Abend spät in Ihrem Hause waren?"

„Nein!" antwortete Reynßen; „sie sind erst seit ein Paar Tagen bei mir angekommen; der Eine will, wie er sagt, Füllen kaufen; der Andere hat ein Geschäft mit kurzen Waaren; und ein Dritter ist Matrose, der auf Urlaub ist; und ein Vierter ist zum Vergnügen mitgegangen; aber was geht das mich an? So lange sie mich bezahlen, frag' ich nicht, wer sie sind, oder wie sie heißen. Uebrigens, Ter Schelling ist eine Freistätte von Alters her; hätten sie auch etwas verbrochen, so darf ihnen hier Niemand etwas zu Leide thun."

„Ich weiß nicht," sagt' ich, „ob die Vereinigten Staaten Viel auf Ihre Freistätte geben würden. Aber würde es Ihnen einerlei gewesen sein, wenn sie, wie Anfangs ihre Absicht war, das Packhaus geräumt hätten?"

„Was der Guckuk!" sagte Reynßen erstaunt. „Führten diese lieben Jungen solche Dinge im Schilde?"

„Oder was würden Sie davon denken," fuhr ich fort, der ich mit Vergnügen wahrnahm, welchen Eindruck meine Rede machte, „wenn sie einmal in der folgenden Nacht das Fahrzeug überrumpelten, das jenseits auf der Rhede liegt, die Mannschaft

niedermachten, über Bord würfen und mit dem Schiffe auf- und davon gingen?"

„Mit unserm Thee davon gehen!" rief Pulver aufspringend.

„Würden Sie dann wohl zufrieden sein," fügte ich hinzu, „das vorgebliche Recht einer Freistätte geltend gemacht, und dadurch zur Ermordung jener Unglücklichen, die sich dort sicher wähnten, und das feste Vertrauen hegten, daß eine gute Justiz für sie wache, Anlaß gegeben zu haben?"

„O diese Schelme!" rief der Wirth entflammt, „haben sie solche Absichten? Wart! darüber werden wir doch mit dem Vogte sprechen müssen; denn verstehen Sie, der muß die Sache doch entscheiden. — Und haben sie so offenbar und so laut über ihre Pläne gesprochen, daß Ihre Edeln es hören konnten? — Aber wenn haben sie das doch gethan? denn so lange ich im Zimmer war, ist darüber kein Wort vorgekommen."

Ich besann mich einen Augenblick, ehe ich antwortete; denn obgleich ich es höchst nöthig achtete, daß Dries und seine Helfershelfer ergriffen würden, so wünschte ich doch Sandern zu schonen. „Hört!" sagt' ich endlich; „wie ich dahinter gekommen bin, das ist gleich viel, und das werde ich zu seiner Zeit wohl der Justiz entdecken. Sorgen Sie indessen dafür, daß man auf diese Bursche ein wachsames Auge hat und sie in ihren Gängen beachtet. Das

muß, dünkt mich, hier auf dieser Insel nicht schwer sein."

„Nein, fürwahr!" sagte Pulver lachend. „Sie müßten in einen Kaninchenbau kriechen, sonst wüßte ich nicht, wo Sie sich hier verstecken wollten."

„Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, hat an einem halben Worte genug," sagte Reynßen, „und mein Herr wird für seinen Fingerzeig bedankt. Ja wohl, Ter Schelling ist eine Freistätte, aber es braucht darum kein Bubennest zu werden. Nun! ich gehe und sehe zu, ob ich den Vogt finden kann. Bis dahin also Adieu." Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ mich mit Pulver bei den Frachtwagen.

„Was meinen Sie, Patron?" fragte Pulver, als er weg war. „Würden Ihre Edeln wohl Lust haben, Veränderungshalber die Schuit nach Kjöbenhafen zu begleiten? Es ist hier doch nicht viel Besonderes zu sehen. Kapitain Holmfeld ist ein hübscher Mann, der uns gut aufnehmen wird, dessen können Sie gewiß sein, und dann können Ihre Edeln ihm die Kisten selbst anempfehlen. Das hat immer mehr Gewicht, als wenn ich es thue."

Diesen Vorschlag ergriff ich mit Vergnügen, da der Aufenthalt auf Ter Schelling doch nicht so viel Erfreuliches hatte, daß er nicht einige Veränderung zugelassen hatte. Ich ließ durch einen Matrosen meinen Mantel holen, und nach wenig Minu-

ten war ich mit Pulver und einem Theile der Mannschaft unsrer Fortuna auf dem Fahrzeuge, welches die Theekisten nach dem Dänischen Schiffe überfahren sollte. In einer kleinen halben Stunde waren wir aus dem Hafen und auf die Rhede gekommen; Kapitain Holmfeld stand auf der Treppe und erwartete unsere Ankunft. Nicht weit von ihm standen zwei, in Mäntel gehüllte Personen, die sich gleichfalls nach uns umsahen.

„Es scheint, daß Passagiere an Bord sind," sagt' ich zu Pulver.

„So kömmt es mir auch vor," antwortete Pulver. „Ja das ist kein Wunder. Es machen gegenwärtig sehr viel Leute diesen Curs. Nun! wir werden sehen."

Wir lagen also bald neben dem Kauffahrteischiffe. „Alles wohl! Alles wohl!" klang es jetzt hin und her. „Hier bringe ich Ihnen einen ganzen Wintervorrath," rief Pulver seinem Collegen zu, „so duftend, daß Ihr Schiff wohl ein Jahr danach riechen wird."

„Er ist mir willkommen," gab Kapitain Holmfeld, ein starker, vierschrödiger Däne, in gutem Holländisch zur Antwort. „Aber Sie kommen ja auch an Bord mit diesem Herrn, den Sie da bei sich haben?"

„Ja wohl!" sagte Pulver, indem er die Leiter bestieg. „Das ist einer meiner Patron's, den ich

mitbringe; er wird Ihnen hoffentlich auch nicht hinderlich sein."

„Im Geringsten nicht," antwortete Holmfeld, während zwei seiner Matrosen denen unsers Fahrzeuges ein Paar Handstangen zureichten, die mir beim Hinaufsteigen zu einer Lehne dienen sollten.

„Nun Sie bleiben doch zum Essen?" fuhr der Kapitain fort. „Ich gehe vor Morgen nicht unter Segel. Schicken Sie nur Ihre Schuit weg und lassen Sie dieselbe heute Abend wiederkommen; oder sonst werde ich Sie auch wohl durch die Schaluppe an Wall bringen lassen; denn der Wind legt sich und wir bekommen Stille."

„Was mich betrifft," sagt' ich, nachdem ich Pulver eben angesehen hatte, „ich nehme Ihr Anerbieten gern an, um so lieber, da ich von Ihrer Küche bessere Gedanken habe, als von der Ter Schelling'schen Kost."

„Nun! Das ist mir lieb," versetzte Holmfeld. „Gut! gut! Es ist eine Masse von Kisten, die Sie mir da überbringen, wenn ich sie nur alle unterbringen kann. — Und stehen Sie dafür ein, Kapitain! daß keine Havary daran ist?"

„Sie können sie selbst besehen," sagte Pulver; „es ist kein Tropfen Wasser daran gekommen."

Die Kisten, die indessen an Bord übergebracht worden waren, wurden mit Genauigkeit besehen, vorläufig auf dem Verdecke zusammengesetzt und

mit Segeln bedeckt, bis daß man auf dem Zwischendeck einen schicklichen Platz dazu fertig hätte.

„Ich brauche Ihnen die Sorge für die Waaren, die ich mitbringe nicht anzuempfehlen," sagte ich zu Holmfeld; „aber was ich Ihnen zuerst ans Herz legen muß, das ist die Sorge für Ihr eignes Schiff; denn es könnte wohl leicht geschehen, daß Sie in folgender Nacht einen Besuch erhielten, der Ihnen nichts weniger, als willkommen wäre." — Ich erzählte ihm mit wenig Worten den Plan, wovon ich Nachricht bekommen hatte und fügte hinzu, daß die Behörde von Ter Schelling, nach meinen Gedanken, wohl die nöthigen Maßregeln nehmen würde, um jenem Anschlage vorzubeugen.

„Das wünsche ich," sagte Holmfeld; „aber auf jeden Fall danke ich Ihnen mein Herr für die Warnung, und wenn man es sich einfallen ließe, so etwas zu versuchen, so würde man auch erfahren, daß Kapitain Holmfeld Hände am Leibe und flinke Gäste am Bord hat. Aber sie werden es nicht so weit kommen lassen. — Lassen Sie gefälligst den Passagieren nichts davon merken. Diese Personen möchten sich nur unnöthigerweise darüber beunruhigen; gleichwohl bin ich, was den alten Herrn anbelangt, nicht bange, daß er mich im Stiche lassen würde. Es ist ein Kerl, wie ein Baum der in seinem Leben die Plankenflur mehr belaufen hat. Das sagte ich sogleich, als er an Bord kam: keine Land-

ratte würde so leicht über das Verdeck gelaufen sein."

„Das ist auch wahr," sagt' ich; „Sie hatten, dünkt mich, Passagiere am Bord, wo sind die geblieben? Ich hoffe nicht, daß sie bange vor mir sind."

„Gewiß nicht?" sagte Pulver, sich in das Gespräch mischend. „Wir werden sie nicht aufessen, wie die Matrosen sagten, als sie die Rumfäßchen aus der Speisekammer gestohlen hatten."

„Sie sind nur hinunter gegangen," sagte Halmfeld. „Es scheinen hübsche Leute, nur etwas scheu vor fremden Gesichtern. Wir wollen sie jedoch fragen lassen, ob sie nicht ein Täßchen Kaffee mit trinken wollen. Zu, Melis! lauf schnell hinunter und frag, ob mein Herr und die Jungfer uns mit ihrer Gesellschaft beehren wollen. Sag, daß es Niemand fremdes ist, als der Kapitain von der Fortuna und mein Herr Huyck."

Wir begaben uns hierauf in die Kajütte, wo Kaffee, Brot und Butter aufgetragen wurde, und kaum hatte Pulver seine messingne Tabaksdose hervorgeholt und eine Pfeife gestopft: da ging die Thür auf und ich erkannte in den eintretenden Passagieren — Amalien und ihren Vater. Ich stand einigermaßen verlegen, doch war meine Verwunderung über ihre unerwartete Erscheinung weniger groß, als bei frühern Gelegenheiten; ich glaube, daß ich an

dergleichen Ueberraschungen schon gewöhnt worden war. Da ich nicht wußte, in wie weit dem Kapitain ihr Name und ihre Verhältnisse bekannt waren, begnügte ich mich damit, sie freundlich zu grüßen, während jedoch ein Lächeln, daß ich nicht verbergen konnte, einem Dritten verrathen haben würde, daß ich sie früher gekannt hätte. Ich beschloß, meine Handlungsweise nach der ihrigen einzurichten, da sie doch durch den Kajüttenjungen Bericht erhalten hatten, wen sie oben finden würden, und sich also vorbereiten konnten, wie sie sich gegen mich benehmen wollten. Aber wenn ich auch schwieg und mich zusammennahm, es war Jemand in unserer Gesellschaft, auf den der Eintritt der neu Angekommnen einen Eindruck machte, der sich nicht so leicht unterdrücken ließ. Der gute Pulver hatte sie nämlich kaum zu Gesichte bekommen, so sprang er von der Bank, auf der er saß, daß die frisch gestopfte Pfeife in Stücken flog und mit einem guten Theile Tabak, Asche und Feuer daneben, auf den Boden rollte. Er starrte Vater und Tochter abwechselnd mit offnem Munde an und schlug dann die Hände zusammen, daß es klappte.

„Was Henker!“ rief er endlich aus; „bin ich recht, oder unrecht?“

„Wie so?“ fragte Holmfeld. „Kennen sich die Freunde einander?“

„Diesen Herrn kenne ich,“ sagte van Lintz, ohne

eine Miene zu verändern, und drückte mir, nachdem er auf mich zugekommen, die Hand.

„Nein, aber ...“ versetzte Pulver. „Bei meiner Seligkeit würde ich darauf schwören können — und doch ist es wohl nicht möglich. Aber wenn ich nicht wüßte, daß es kein Traum ist und daß wir hier wirklich auf Maklyk Dud bei Ter Schelling lägen, auf dem Hocker die Stadt Kjöbenhafen, Kapitain Holmfeld, dann würde ich denken, daß wir uns auf dem Meere der Antillen befänden.“

„Das ist etwas weit von hier,“ sagte van Lintz mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt, während er einige Funken austrat, welche aus Pulvers Pfeife auf der Flur zerstreut lagen.

„Gut! gut!“ fuhr Pulver fort. „Hätten wir jetzt nur Sanderchen hier, der könnte bezeugen, ob es je eine solche Aehnlichkeit gegeben hat. — Und die Jungfer auch, — ganz dasselbe freundliche Gesichtchen, obschon etwas größer und bleicher, als damals. — Nein! nun kann ich doch nicht mehr daran zweifeln.“

„Es ist keine Unmöglichkeit, daß wir einander früher gesehen haben,“ sagte van Lintz in einem kaltem Tone; „aber ich kann mich Ihres Gesichts nicht erinnern.“

„Leicht möglich!“ sagte mein Begleiter. „Kapitain Pulver zu Ihrem Dienste, früher Kapitain der Compagnie auf dem Prinz zu Pferde, jetzt des

Hauses van Bempden, van Baalen et Comp. auf der Fortuna, die, Gott behüte sie, drüben im Sande begraben liegt. — Und haben Ihre Edeln also dem ... Handwerke Lebewohl gesagt? — Nun! das ist rühmlich — es war doch wenig damit zu verdienen."

Amalie sah zitternd und bebend, erst ihren Vater, dann mich mit einem flehenden Blicke an. Jener behielt jedoch denselben kalten Ton und fuhr zu Pulver fort:

„Ich weiß nicht," sagte er, „was Sie meinen. Mein Name ist Bos und ich bin nie auf den Antillen gewesen."

„Ihr Erinnerungsvermögen betrügt Sie, Freund Pulver!" sagt' ich, „ich kenne diesen Herrn sehr wohl, und die Aehnlichkeit, die Sie finden, kann weder schmeichelhaft, noch angenehm für ihn sein."

„Nun! ich will es also dahin gestellt sein lassen," sagte Pulver; „ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich geirrt habe, wie der Soldat sagte, der seinen Obersten über den Haufen schoß. Es ist mehr Aehnlichkeit, als gewöhnlich; aber jene Zusammenkunft auf dem zwölften Grade nördlicher Breite schwebt mir immer vor zum Malen. Ich muß Ihnen dies doch einmal erzählen," sagte er, indem er eine frische Pfeife stopfte.

„Augenblicklich!" sagt' ich, der ich dem Gespräche eine andere Wendung geben wollte. „Wir

sitzen kaum und haben noch Zeit genug. — Sie haben es gut getroffen, Kapitain Holmfeld! Wären Sie ein Paar Tage früher von Amsterdam abgesegelt, dann wären Sie dem Sturme auch nicht entgangen."

„Ich hatte nicht erwartet, mein Herr Huyck, Sie hier zu treffen!" sagte van Lintz, der sich indessen mit seiner Tochter niedergelassen hatte. „Wahrscheinlich hat Sie das Unglück hieher geführt, das über Ihr Schiff gekommen ist. Wann sind Ihre Edeln von zu Hause abgereist?"

Ich beantwortete seine Fragen und gab ihm von meiner Reise eine ziemlich vollständige Beschreibung, weniger aus Interesse an meiner Bekanntschaft, als vielmehr, um zu verhüten, daß das Gespräch nicht wieder auf den frühern Gegenstand zurückkäme. Als ich geendigt hatte, fragte Amalie:

„Sie haben also Ihre Fräulein Tante noch vor Ihrer Abreise gesprochen?"

„Ja!" antwortete ich; denn ich sah wohl ein, was sie mit dieser Frage beabsichtigte. „Sie war sehr wohl, und hatte Nachricht von Ihnen erhalten."

„Ich ersuche Sie, dieselbe freundlichst von mir grüßen zu wollen," erwiederte sie. „Wenn ich einmal an dem Orte meiner Bestimmung angekommen bin, werde ich nicht versäumen, ihr zu schreiben und nochmals für ihre Güte zu danken."

„Sie erzählten soeben," sagte van Lintz, „von der Mühe, die Sie gehabt haben, um Ihr Eigenthum, und dann wohl noch gegen Bezahlung eines schändlichen Bergegeldes, aus den Händen des Strandaufsehers wieder zu bekommen; aber Sie können noch vom Glücke sagen, daß Ihr Fahrzeug nicht auf einer Stelle gestrandet ist, wo herrliche Rechte auf die Seetriften und der Strandfund ausgeübt werden; denn dann hätten Sie wohl ganz unverrichteter Sache heimkehren können."

„Oder an einem Orte, wo Seeräuber wohnen," merkte Pulver an; „denn alsdann wäre nicht allein Schiff und Ladung, sondern auch Leben und Freiheit in Gefahr gewesen."

„Ich habe," fuhr van Lintz fort, ohne sich um Pulvers Anmerkung zu kümmern, „in der Nähe Beispiele gesehen, wie die Kniffe und Gewaltthätigkeiten bis aufs Aeußerste getrieben wurden, die man sich gegen hilflose Schiffbrüchige erlaubte, und wie in einem Lande, das sich der Freiheit und Aufklärung rühmt, die Gewinnsucht auch in dieser Hinsicht alle Menschlichkeit erstickt. Ich war in meiner Jugend sehr bekannt und sogar genau verwandt mit einem Herrn, dessen wahren Namen ich verschweigen werde, da einer von seinen Söhnen noch heute ein ansehnliches Staatsamt bekleidet, und dem ich also den Namen Murél geben will. Dieser Herr van Murél lebte auf seinem großväterlichen Schlosse, das an

der Nordküste unseres Landes liegt. Aber von dem Ansehen, das seine Vorfahren behauptet hatten, war ihm nur wenig geblieben und es fehlte ihm überdies an Mitteln, seinen Stand gehörig aufrecht zu erhalten. Er hatte zwar Grund und Eigenthum genug, und die zurücktretende See vergrößerte sein Gebiet jährlich. Aber um dies zu bebauen hätte er die Kosten einer Eindeichung aufwenden müssen, und das war er nicht im Stande; um so mehr da er keine Neigung und keine Lust hatte, von seinen Einkünften etwas zurückzulegen, sondern sie verzehrte, so wie sie eingingen, ja noch ehe er sie empfangen hatte. Was ihm noch am meisten einbrachte, war das Strandrecht. Was auf seinen Untiefen angespült wurde, oder auf dem Grunde sitzen blieb, war gute Prise; und da krähte nie ein Hahn danach. Wehe den armen Schiffbrüchigen, die Hilfe oder Unterkommen bei ihm suchten; denn sie konnten sich glücklich schätzen, wenn sie mit Aufopferung aller ihrer geretteten Habseligkeiten frei kamen, und wenn er sie nicht wieder auf die See schickte, wo sie kaum gerettet worden waren. — Aber es war nicht immer Sturmwetter, und es blieben nicht immer Fahrzeuge in dem Bereiche des Murél'schen Schlosses auf dem Grunde sitzen; deshalb hatte mein Vetter eine ziemlich wunderliche und ganz eigene Manier zu sorgen, daß dies geschah, und die Gelegenheit so vortheilhaft, als möglich für sich zu machen. Er glich manchen

Spielern, die, wenn das Glück ihnen nicht günstig ist, Rath wissen, ihm ein Wenig in die Hände zu arbeiten und einen Stoß vorauszugeben. So hatte er z. B. immer ein Boot mit Lootsen auf der See, die bereit waren, den vorüberfahrenden Schiffern ihre Dienste anzubieten. Aber wehe denen, den sie anführten; denn der konnte sicher sein, daß sein Fahrzeug aufs Trockne gerieth und daß die Ladung in das Magazin des Herrn von Murél überging. Lange Zeit war dies Mittel mit gutem Erfolge gekrönt worden; aber zuletzt rochen die Schiffer den Braten und bedankten sich vor Herrn van Muréls Lootsen. Nun mußte auf eine andere Weise Rath geschafft werden. Den Lootsen wurden ein halbes Dutzend handfeste und wohl bewaffnete Kerle beigesellt und wenn dann ein vorübersegelndes Schiff an Bord geendert wurde, dann war es wohl genöthigt, sich ihrer betrüglichen Leitung zu übergeben und den geforderten Zoll zu bezahlen."

„Unbegreiflich!" rief ich aus. „Und dies wurde geduldet?"

„Ich würde es nicht glauben, viel weniger erzählen," fuhr van Lintz fort, „wenn ich es nicht gesehen hätte; aber ich habe selbst, ich darf es jetzt wohl bekennen, mehr als einem jener Züge beigewohnt. Ich war damals noch sehr jung, hatte keinen rechten Begriff von dem Mein und Dein und es fiel mir nicht ein, daß mein Oheim etwas Unstatt-

haftes oder Ungesetzliches befehlen würde, um so mehr, da er mich oft von seinen Vorfahren unterhielt, die, wie er behauptete, zu den Nordischen Seekönigen gehört hatten, deren Loosung war, auf dem Ocean keine Freunde anzuerkennen."

„Dann haben Ihre Edeln doch so ein Bißchen an der Seeräuberei gethan," sagte Pulver, „und ich war eben nicht so ganz außer Curs, daß ich Sie für den Andern ansah, der ein wirklicher Seeräuber war."

„Und ließ die Landesregierung solche greuelige Dinge ungehindert ihren Gang gehen?" fragte Holmfeld mit Erstaunen, das auch mich ergriffen hatte.

„Was soll ich sagen," entgegnete van Lintz. „Herr van Murél war der beste Patron nicht und gewiß keine Katze, um sie ohne Handschuhe anzufassen. Seine Creditoren bezahlte er nicht und lachte sie aus, wenn sie ihn vors Gericht citirten. Einst kam ein Gerichtsbote aus Groningen mit der Absicht, auf seine Güter, sowohl bewegliche, als unbewegliche, Beschlag zu legen; aber kaum war er dem Schlosse nahe gekommen, da ließ Herr van Murél die Burg schließen und verweigerte ihm den Zugang. Als der Gerichtsbote hierauf verlangte, eingelassen zu werden und mit lauter Stimme seinen Auftrag mittheilen wollte: da ließ Herr van Murél ihm ankündigen, daß er sich eilig von seinem Grund und Boden entfernen solle, und daß er ihn im entgegen-

gesetzten Falle ohne irgend eine Form von Proceß würde aufhängen lassen. Der Amtsdiener ließ sich diese Drohung nicht wiederholen und dankte dem Himmel, als er sich wieder außer der Grenzen jenes Gebietes befand. — Und derselbe Herr van Murel saß im Rathe der Hochedel Mögenden und war einer von den Landesverwaltern. Preise wer Lust hat, nach diesem Vorbilde, die Freiheit, welche man in dieser Republik genießt," fügte Herr van Lintz mit einem spöttischen Lächeln hinzu.

„Mit Erlaubniß," sagt' ich; „gerade der Umstand, daß Ihre Edeln diesen besondern Fall anführen und als etwas fast Unglaubliches erzählen, beweist, daß es einzig in seiner Art ist, und daraus also keine Folgerung zum Nachtheile uns'rer Staatseinrichtung im Allgemeinen gemacht werden kann."

Pulver trat, als ein guter Patriot meiner Ansicht bei; Holmfeld dagegen behauptete, daß sein Passagier Recht hätte, und daß in den Vereinigten Staaten von jener hochgerühmten Freiheit eigentlich Niemand Genuß hätte, als einige bevorrechtete Familien. Hieraus entstand ein ziemlich lauter Wortwechsel, dem van Lintz dadurch ein Ende machte, daß er mir vorschlug, seinen Aufenthalt unten einmal zu besehen. Ich nahm dies bereitwillig an, um so mehr, da ich bemerkte, daß Amalie sehr nach der freien Luft verlangte. Der Dampf, den die

beiden Schiffer ausbliesen, hatte in der That das Gemach so erfüllt, daß man den Rauch schneiden konnte.

Achtes Kapitel.

Herr van Vos, van Bevern, Vliesritter, Baron van Lintz, Graf von Talavera, Seeräuber Don Manuel u. s. w.

Mir leuchtete wohl ein, daß Herr van Lintz das Besehen seines Zimmers an Bord nur als Vorwand gebrauchte, um Gelegenheit zu finden, mich allein zu sprechen. Wir durchliefen denn auch die engen Schlafplätze nur flüchtig, und begaben uns, als wir auf einer andern Treppe wieder emporstiegen, nach dem Vorderdeck.

„Es freut mich," sagt' ich, „daß ich Sie beide hier in Sicherheit und aller Verfolgungen überhoben sehe."

„Ja, mein Herr!" sagte van Lintz, indem er mit dem Finger auf den blanken Strich deutete, der sich zwischen Vlieland und Ter Schelling hinzog und die Grenze zwischen dem weiten Meere und dem Binnengewässer zu machen schien; „dort ist das offne Fahrwasser und der Weg zur Freiheit."

„Traurig genug," sagt' ich, „wenn man dieselbe fern vom Vaterlande suchen muß."

„Mein Vaterland!" wiederholte er mit einem bittern Lachen. „Was nennen Sie mein Vaterland? Ist es die unglückselige Grafschaft, wo ich geboren bin und wo die Einsylbigkeit eines unbedeutenden Pflanzerlebens nur durch kinderhafte Nachbar- oder Familienstreitigkeiten abwechselt? Sind es jene sieben Provinzen, die, getheilt durch Sitten und Interesse, fortwährend mit einander in Proceß liegen, und wo einige dünkelhafte Kaufleute, die man in andern Ländern kaum des Tisches der Lakaien würdig achten dürfte, unverschämt die Herrschaft führen und die Welt regieren wollen? Ist es jenes Spanien, das mich vogelfrei erklärt hat? Ich bin ein Weltbürger, mein Herr!"

Ich hielt es für unnöthig, diesen ungerechten und unbilligen Ausfall zu beantworten, mit dem übrigens Amalie, wie ich sah, nicht einverstanden war; denn sie schüttelte den Kopf und sah ihren Vater wehmüthig an.

„Ich verstehe Dich, meine Tochter!" sagte er zu ihr gewendet. „Ich weiß, was Du denkst, obgleich Du es zu sagen fürchtest. Du beschuldigst mich in Deinem Herzen, daß ich Menschen und Staaten ungerecht beurtheile, und daß ich die Widerwärtigkeiten, die Dich und mich trafen, in vieler Hinsicht selbst durch meine Handlungsweise veran-

laßt habe. Es ist möglich, ich habe mich nie vor ungerechter Herrschaft beugen wollen, noch vor Gesetzen, welche die Willkühr giebt. — Aber hievon genug. Die Augenblicke sind kostbar und brauchen nicht verschwendet zu werden. Ich bin Herrn Huyck nunmehr Rede und Antwort schuldig, und will ihm die Umstände aus meinem Leben mittheilen und aufklären, welche ihm noch dunkel vorkommen mögen. Ich gedachte dies durch einen Brief zu thun; unsere Wiederbegegnung bietet mir eine bequemere Gelegenheit dar, mich dieser Sache zu entledigen."

Nachdem ich über diese Aeußerung meinen Beifall zu erkennen gegeben und er sich auf eine Lavette gesetzt hatte, erzählte er Folgendes:

„Ich stamme aus einem adeligen Geschlechte der Grafschaft Zütphen, das jüngste und jetzt einzige übrig gebliebene von einer Anzahl Kindern. Mein Vater, der Baron van Lintz, brachte seine Tage auf seinem abgelegenen Landgute hin. Er besaß keine eigenen Mittel, um in der großen Welt eine Rolle zu spielen, und die katholische Religion, zu der er sich bekannte, schloß ihn von einträglichen Aemtern aus. Auch ich schien also bestimmt, eben so wie meine Brüder, still und zurückgezogen als ein Landedelmann fortzuleben; aber vom Schicksale war es anders beschlossen. Meine Mutter, die zur herrschenden Kirche gehörte, hatte im Haag und anderwärts

viele und ansehnliche Blutsverwandte, und diese, die in mir eine mehr als gewöhnliche Anlage zu bemerken glaubten, ermunterten sie, auf meine Erziehung mehr Sorge und Aufwand zu verwenden, als meinen Brüdern zu Theil wurde. Sie übernahmen unter einander die dazu erforderlichen Ausgaben. Obgleich ich durch meine Fortschritte ihren Erwartungen ziemlich gut entsprach, und mir eine Kenntniß von Dingen und Personen erwarb, welche mir auf meiner folgenden Laufbahn wohl zu Statten kam: so hatte ich doch keine Lust, ein Gelehrter zu werden, wie sie verlangten. Ich neigte mich mehr zum Seedienste, wozu ich, — das wird wohl an Jemandem sonderbar genug erscheinen, der wie ich in einer Land-Provinz geboren war, — einen besondern Hang fühlte, der noch durch den Beifall verstärkt wurde, den ich während meines Aufenthaltes bei meinem Oheim Murél, mir jährlich auf der Nordsee erwarb und wovon ich soeben das Eine und das Andere erzählte. Dieser mein Oheim van Murél, war der einzige, der meine Neigung billigte. Wider Willen meiner übrigen Blutsverwandten, die es lächerlich fanden, daß ich eine Laufbahn betreten wollte, worauf ich es, meiner Religion willen nie weit bringen würde, wurde ich durch seine Bemühungen als Junker angestellt, und nach ein paar Dienstjahren sah ich mich, entweder durch Begünstigung meiner Beschützer, oder weil ich es wirklich verdiente, zum

Lieutenant befördert. Das war nun sehr gut; aber nun war ich auch zu dem Range gestiegen, wo der Schlagbaum niederfiel. Kleingeistige Staatseinrichtungen mußten mich hindern, hier zu Lande es je weiter zu bringen.

Ich lernte unterdessen zu Amsterdam die Töchter des pensionirten Kapitain Reefseil kennen, verliebte mich in die jüngste und sah mich bald glücklich durch ihre Gegenliebe. Die Religionsverschiedenheit war jedoch ein Hinderniß, welches, wiewohl es meine Aeltern weniger beachtet haben würden, (da, wie ich bemerkte, meine Mutter sich ebenfalls zur reformirten Kirche bekannte) für den alten, streng katholischen Reefseil unübersteiglich war. Zu der Täuschung, die ich hiedurch erfuhr, kamen noch die Verdrießlichkeiten, welche mich täglich quälten, wenn ich jüngere oder weniger tüchtige Offiziere mir lediglich deshalb vorgezogen sah, weil sie zur herrschenden Kirche gehörten. Ich hatte dies früher beim Antritte meiner Laufbahn weniger beachtet, aber da ich es erfuhr, wurde es mir unerträglich. Ich war, da mir meine Geburt übrigens den Zugang zu den vornehmsten Familien verschaffte, mit dem Spanischen Gesandten in Bekanntschaft gekommen und dieser öffnete mir die günstigsten Aussichten, wenn ich mich entschließen könnte, in den Dienst Sr. Katholischen Majestät zu treten. Dieser Vorschlag kam mir um so anlockender vor, weil ich sah, daß ich auf diese Weise meine

zwei sehnlichsten Wünsche, den Besitz meiner theuern Cornelia und einen höhern Rang in der Gesellschaft, würde erreichen können. Ich überredete sie, mit mir zu fliehen, bat um meine Entlassung, ließ mich in der Kapelle des Gesandten heimlich trauen und reiste mit meiner Gattin, versehen mit guten Empfehlungsbriefen von ihm, nach Spanien. Dort wurde ich gut aufgenommen. Man hatte gerade geschickte Seeoffiziere nöthig und es dauerte nicht lange, da sah ich mich als Befehlshaber einer Kriegsbrigg angestellt. Anfangs ging mir Alles gut von Statten; ich hatte das Glück, meinem neuen Vaterlande wichtige Dienste zu erweisen und genoß eine schnelle Beförderung. Durch zufällige Umstände gerieth ich auch in diplomatische Verhältnisse, und ein vortheilhafter Vertrag mit Portugal brachte mich in der Gunst des Königs noch höher. Ich wurde Admiral, Grande von Spanien, Vliesritter, Graf von Talavera, mit einem Worte, ich sah Wenige mir gleich, und nur den König über mich erhaben. Mein einziger Schmerz war, daß meine Gattin die mir gewordene Ehre nicht hatte theilen können. Sie war kurz nach meiner Ankunft in Spanien, nachdem sie mir eine Tochter geschenkt hatte, gestorben.

Mein Glück, (und wie konnte dies anders sein?) hatte bei Vielen Neid erweckt, und man suchte mich von der Höhe, die ich erstiegen hatte, wieder zu stürzen. Täglich kamen dem Könige geheime Zu=

trägereien zu Ohren; man klagte mich der Geldverschwendung an, des Mißbrauches meines Ansehens, kurz zahlloser Missethaten, welche ich, so fern sie mir wären öffentlich vorgehalten worden, mit Leichtigkeit hätte wiederlegen können, aber gegen welche ich mich, so lange ich sie nicht kannte, nicht vertheidigen konnte. Lange Zeit widerstand der König dem heimlichen Treiben meiner Hasser, aber endlich fing er an zu schwanken; sein Vertrauen auf mich nahm ab. Ich bekam eine Gesandtschaft nach Mexico. Ich sah ein, daß diese Entfernung einer Verbannung gleich stand; aber es war nichts zu thun, als zu gehorchen. Ich achtete es jedoch für gut, mich gegen die Umstände decken zu müssen und sandte daher verschiedene werthvolle Papiere, auch einige Berichte, welche zu meiner Rechtfertigung dienen könnten und auch einige, wobei ansehnliche Leute aus Spanien betheiligt waren, mit einer sichern Gelegenheit nach Holland mit Befehl, sie bei einem Notar zu deponiren unter der Bedingung, sie Niemandem auszuhändigen, als auf meine schriftliche Anweisung. Ich reiste also nach Mexico und nahm meine Tochter, die nach dem Tode ihrer Mutter in ein Kloster gebracht war, mit. Meine Abwesenheit gab meinen Anklägern ein geräumigeres Feld und sie versäumten die Gelegenheit nicht. Ein halbes Jahr hatte ich in der neuen Welt hingebracht, als ein Fahrzeug die Nachricht brachte, daß ich nach Spanien zurück

gerufen werde, um mein Betragen zu rechtfertigen. Ich mußte gehorchen; aber kaum war ich mit meiner Tochter an Bord des Transportschiffes gekommen, da wurde mir mein Degen abgefordert und ich sah mich als Gefangener behandelt. Auf der Rückreise wurde unser Fahrzeug von Seeräubern angefallen und genommen, Alles mußte über die Klinge springen und ich hatte meine Erhaltung und die meiner Tochter nur dem Umstande zu verdanken, daß einer der Räuber, der früher unter mir gedient hatte, mich erkannte. Als man mich nach dem Schlupfwinkel der Freibeuter führte, traten mir mein Oheim Murél und seine Erzählungen vor den Geist. Ich faßte den Beschluß, mich an dem undankbaren Spanien zu rächen und von jetzt an als ein Nordischer Seekönig zu leben. Ich ließ meine Absicht meinem Beschützer merken. Dieser jubelte Beifall zu, und als er am Wall meinen Namen, die schändliche Behandlung, die ich zum Lohne meiner Dienste erfahren hatte, und meinen Beschluß, mich zu ihnen zu gesellen, den Seeräubern mittheilte: da wurde ich einstimmig zu ihrem Oberhaupte gewählt. Was in den Jahren, die ich in dem Meere von Paramaribo verlebte, von mir ausgeführt worden ist, übergehe ich am liebsten. Es sei genug, daß ich an Spanien für die mir zugefügte Beleidigung fürchterliche Rache nahm und der gute Kapitain, der dort seine Pfeife raucht, kann Ihnen erzählen, wie gefürchtet in dem

Mexicanischen Meerbusen und in dem Meere der Antillen der Name Don Manuels war."

Hier fiel ich dem Erzähler in die Rede. — „Sie wollten Rache an Spanien nehmen," sagt' ich; „aber kam jenes Rächen von Beleidigungen, die ihnen die Großen des Reichs zugefügt hatten, nicht auf das Haupt unschuldiger Kaufleute und Schiffer, die vielleicht zuvor Ihren Namen mit Ehrerbietung genannt und Ihr Regiment gesegnet hatten? Mußte auf diese Weise nicht der Unschuldige die Zeche bezahlen?"

„Ich bekenne, daß Ihre Anmerkung richtig scheint," sagte van Lintz; „aber ist dies nicht bei jedem Kriege der Fall? Büßen die Soldaten, die in der Schlacht fallen, die armen Landleute, deren Erndte vernichtet und weggeraubt wird, die Bürger, die ihre Wohnungen geplündert und verwüstet sehen, nicht für die Missethat der Fürsten, in deren Rathsversammlung der Krieg beschlossen ist? Auch ich, ich hatte Spanien, und Allen, die es mit Spanien hielten, den Krieg erklärt, und ich strafte den undankbaren Fürsten in seinen Unterthanen. Sie werden mir vielleicht einwenden, daß ich — nach gewöhnlichem Begriffe — ein Räuber war und kein Fürst von Gottes Gnaden; aber ich erkenne diesen Unterschied nicht an, der von einer parteiischen Ansicht gemacht wird. Ich war Suverain, ich herrschte mit unumschränkter Macht über die

Meinen und der einzige Unterschied zwischen meiner Partei und mir bestand darin, daß ich nur über fünf Hundert, er über funfzig Millionen gebot; aber desto stolzer schien es mir, seiner Uebermacht zu trotzen."

„Ich werde mich hierüber in keinen Streit einlassen, der uns zu weit führen würde," sagt' ich lächelnd über die Scheingründe, womit van Lintz seine Handlungen zu entschuldigen suchte. „Ich sehe es bei alle dem für ein Glück an, daß sich nicht Jeder berufen fühlt, eine derartige neue Gesellschaft zu stiften und auf Raub und Todschlag auszugehen. Indessen scheint diese zeitliche Herrschaft, wie glänzend sie auch gewesen sein möge, Ihnen doch zum Ueberdruß geworden zu sein; Ihre Edeln haben, glaube ich, dieselbe freiwillig verlassen."

„Freiwillig!" wiederholte Amalie und schmiegte sich an ihren Vater an. „Ja gewiß, mein Herr Huyck! Freiwillig, und aus Widerwillen gegen die Lebensweise, die wir führten. Ach! glauben Sie ja nicht, daß es mit diesen Ansichten ernstlich gemeint sei, die mein Vater eben äußerte. Nein! die Umstände, der Zwang der Räuber, in deren Macht wir uns befanden, nöthigten ihn, zuerst ihr Oberhaupt, oder ihr Schlachtopfer zu werden, und das Gefühl von Rachsucht kam dann noch hinzu; aber ich habe zu oft mit inniger Theilnahme bemerkt, wie das Leiden von Unschuldigen, wie ihm die Beute, die

von Unglücklichen gemacht worden war, bittere Stunden und schlaflose Nächte kosteten, wie ihm der Umgang mit seinen wüsten Gesellen zuwider war, und wie der Gedanke, daß ihr Handwerk in Gottes Augen strafbar sei, ihm jeden Augenblick den Busen beengte. Um Vergebung, mein Vater! wenn ich so freimüthig spreche; aber Ihr Herz war besser, als Ihre Thaten; und oft habe ich auch nachher die Stunde gesegnet, in der Sie den Beschluß faßten, jener Lebensweise für ewig Lebewohl zu sagen."

„Ich werde wenigstens immer die Stunde segnen, die mir Dich zur Tochter gab," sagte van Lintz, Amalien freundlich über die Wangen streichend; „und ich will gern bekennen, daß ich ohne Dich diesen Beschluß, wovon Du sprichst, nicht so leicht gefaßt haben würde; denn möge mein Beruf ungerecht gewesen sein oder nicht, ich war in vieler Hinsicht daran gebunden, und man muß Seemann gewesen sein, mein Herr Huyck, um sich den Alles überwiegenden Genuß vorzustellen, den man hat, wenn man mit einem guten Schiffe unter den Füßen, und an der Spitze einer kühnen und vor Nichts bangen Mannschaft, die Meere beherrscht und keinen Herrn anerkennt. Aber genug hierüber; ich verließ also meine neuen Unterthanen und übertrug den Befehl über das Corps einem Jünglinge, der mit demselben Kapitain Pulver, der mich eben wieder erkannte, in meine Hände gerieth. Sie haben den Burschen

gesehen. Jener war es, der an jenem Abende nahe bei Naarden am Wege ..."

„O!" rief ich aus, „ich habe ihn seitdem genug wieder gesehen, und was noch mehr ist, er befindet sich in diesem Augenblicke keine halbe Stunde von hier, Ihre Edeln würden ihn zur Noth mit einem gewöhnlichen Fernrohre sehen können. — Aber darüber nachher; ich will Sie nicht unterbrechen in Ihrer Erzählung."

„Das Uebrige," entgegnete van Lintz, „ist von wenig Bedeutung. Ich zog wieder nach Europa und kam daselbst wohlbehalten an. Da bot ich meine Dienste in verschiedenen Häfen an, aber es hatte sich schon das Gerücht, wenigstens die Vermuthung verbreitet, daß der Graf von Talavera und der Seeräuber Don Manuel ein und dieselbe Person seien und ich bekam auf meine Anträge überall abschlägliche Antwort. Endlich gelang es mir, Unterhandlungen mit dem Russischen Hofe anzuknüpfen. Es wurde jedoch, um diese Sache ins Reine zu bringen, für nöthig erachtet, daß ich mit dem Gesandten des Zaaren im Haag und seinem Agenten in Amsterdam eine persönliche Zusammenkunft hätte. Ich kam deshalb nach den Niederlanden, wurde aber schon an den Grenzen gewarnt, daß man mich in Holland als Deserteur ansehe, weil ich in dereinst ohne Erlaubniß weggegangen, und daß überdieß der Spanische Gesandte meine Auslieferung verlange. Man

rieth mir also, wenn ich es wagen wolle, unter einem angenommenen Namen hinzugehen. Ich hatte in der Grafschaft meinen alten Vater wieder gesehen, aber leider! nur, um ihm die Augen zu schließen; meine Mutter, alle meine Brüder waren schon lange gestorben. Von allen meinen nächsten Verwandten war Niemand mehr am Leben, als Martha, meine alte Amme, die, wie ich vernahm, jetzt die Meierei nahe bei Naarden bewohnte. Ich machte also den Plan, mich dort verborgen zu halten, bis ich Nachricht erhielt, ob ich mich nach Amsterdam wagen dürfte, und indessen meine Tochter dahin zu schicken, um die wichtigen Papiere zu holen, welche der Notar Bouveld in den Händen hatte. Das Uebrige ist Ihnen bekannt." —

„Nur das Eine weiß ich nicht," antwortete ich, „wie Sie beide jetzt hieher kommen, und welches Ihre Aussichten für die Zukunft sind."

„Sie wissen," entgegnete van Lintz, „daß mir Herr Bläck aus Ursachen, die für Sie kein Interesse haben, einen Dienst zugesagt hatte. An dem Morgen, als jenes Fest auf der Meierei Statt finden sollte, sorgte er dafür, daß er eine halbe Stunde vor den andern Gästen da war, und, in seiner Kutsche verborgen, fuhr ich nach Huizen, wo mich ein Boot erwartete, das mich nach dem Buier des Herrn Bläck brachte, auf welchem ich nach diesem Fahrzeuge geschmuggelt wurde, das theilweise von ihm

befrachtet ist, und wo er für mich und meine Tochter Plätze ausgemacht hatte. Amalie, im Stillen von unserm Plane benachrichtigt, war in Amsterdam schon zu Schiffe gegangen und es gelang uns also doch noch, der Verfolgung und der List des Agenten Ihres Herrn Vaters zu entkommen. Jetzt, an dem Orte uns'rer Bestimmung, schmeichle ich mir, Gelegenheit nach Rußland zu finden, wo der Himmel mir vergönnen möge, meine Tage nach so viel Wechsel von Freude und Schmerz in Frieden zu schließen und meiner armen Tochter die Ruhe zu verschaffen, deren ihre zerrüttete Gesundheit bedarf. Nehmen Sie, mein Herr Huyck, inzwischen nochmals meinen herzlichen Dank an. Ich weiß, daß die Bewahrung unsers Geheimnisses Ihnen eine Quelle von Verdruß gewesen ist."

„Nein, mein Vater!" sagte Amalie, „Sie wissen noch nicht Alles — ach! Sie wissen nicht, welch' Leid wir Herrn Huyck unwillkürlich verursacht haben. Seine süßeste Hoffnung, sein sehnlichster Herzenswunsch ist durch unsere unglückliche Bekanntschaft in Gefahr gewesen, auf immer zerstört zu werden. — Ja!" fügte sie mit noch innigerem Gefühle hinzu, da sie sah, daß ich schweigend vor mich hinstarrte, während ihr Vater uns beide mit einiger Verwunderung ansah; „ein Paar Worte, die Fräulein Lenchen Huyck fallen ließ, haben mich aufmerksam gemacht und nicht eher ruhen lassen, bis Alles

aufgehellt war. Man gab mir nämlich zu verstehen, wie Sie, mein Herr Huyck, Fräulein Bläck liebten, wie dieselbe Sie mit Gegenliebe belohnte, wie ihr Oheim dieser Verbindung zuwider war, und wie Lästerzungen, die ihr unser Verhältniß als sündhaft vorstellten, sie zu dem Entschluß gebracht hatten, Ihnen allen weitern Anspruch auf sie zu benehmen."

„Wie!" rief van Lintz aus, indem er mich mit einem Blicke ansah, worin sich das äußerste Erstaunen spiegelte; „bestand zwischen Ihnen und Fräulein Bläck ein engeres Verhältniß? ... der Nichte des alten Bläck?"

„Ich kann es nicht leugnen," antwortete ich; „aber jetzt, da Ihre Abreise mich meines Versprechens entbunden hat, schmeichle ich mir, mein Betragen auch bei ihr rechtfertigen zu können."

„Für Ihre Rechtfertigung werde ich sorgen," sagte van Lintz, indem er aufstand und unruhig auf dem Verdeck auf- und niederging. „Verflucht sei das Versprechen, das mir der alte Sünder abgepreßt hat! Aber bin ich denn daran gebunden, da es sich ergiebt, daß er mich belogen hat? — Er hat mir erzählt, daß die Heirath zwischen seinem Sohne und seiner Nichte eine ganz bestimmte Sache sei."

„Ich weiß," sagt' ich, „daß dies sein Wunsch war, und man glaubt gern, was man wünscht; aber bis jetzt hat es mir nicht geschienen, daß die beiden

jungen Leute geneigt wären, die durch ihn gehegte Hoffnung zu erfüllen. Was jedoch die Ursache anlangt, warum er so hartnäckig auf diese Verbindung besteht, so kann ich sie mir nicht denken."

„Aber ich desto besser," rief van Lintz. „Er hat mich belogen, ich wiederhole es, aber er soll nicht denken, daß man mich straflos zum Spielball nimmt. Ich werde ihm schreiben: — er wird Ihnen seine Nichte geben — und überdies eine gute Aussteuer, oder ich werde ihm die Maske wegnehmen und ihn an den Pranger stellen, den scheinheiligen Betrüger. Ich habe die Mittel dazu und er weiß dies."

„Wie!" fragte ich, meiner Seits erstaunt, „Ihre Edeln würden im Stande sein . . ."

„Ich bin die Ursache Ihres Verdrusses," sagte van Lintz, „und es ist nicht mehr, denn billig, daß ich wieder gut mache, was ich verdorben habe. Seien Sie ruhig, das Herz eines jungen Mädchens läßt sich nicht zwingen; aber, wenn es nur an der Zustimmung von Jacob Bläck fehlt, — er wird sie geben, das schwör' ich Ihnen zu. Die Schwierigkeit wird nur darin bestehen, seine Nichte von dem Ungrunde ihres Verdachtes zu überzeugen."

„Ach!" sagte Amalie, während sie mich mit einem bezaubernden Lächeln ansah und zugleich einige Thränen wegwischte, von denen ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte: „eine Frau schenkt der Un-

schuld dessen, den sie lieb hat, so gern Glauben. Lassen Sie Herrn Huyck den Muth nicht verlieren; er wird bei seiner Zurückkunft, schmeichle ich mir, keine Mühe haben, seine Henriette zu überzeugen, daß er außer ihr nie Jemanden geliebt hat."

„Wie!" sagt' ich, durch diese Hoffnuug, die sie mir gab, angenehm geschmeichelt, und zugleich durch die Bestimmtheit ihres Versprechens überrascht: „Sie glauben wirklich . . ."

„Ich bin dessen gewiß," sagte sie; „aber," fuhr sie fort, indem sie sich halb umwendete: „nun nicht mehr über diesen Gegenstand."

„Nein!" sagte van Lintz, als er sah, daß sie heftig angegriffen war: „zu etwas Anderem. — Sie sagten mir soeben, daß Sie meinen ehemaligen Lieutenant Sander Gerritz, oder den Schwarzen Peter, wie er sich nachher nennen ließ, auf Ter Schelling gelassen hätten?"

Ich befriedigte in dieser Hinsicht die Neugier des Herrn van Lintz. Meine Erzählung erregte seine und seiner Tochter Theilnahme und beide gaben den Wunsch zu erkennen, daß Sander sie auf der Reise begleiten, und eben so wie van Lintz selbst Gelegenheit suchen möchte, im Dienste des großen Zaar eine neue und ehrenvollere Laufbahn zu beginnen. An der Zustimmung Sanders war nicht zu zweifeln; denn ich war überzeugt, daß er für seinen ehemaligen Herrn noch die alte Anhänglichkeit hegte, und ich

getraute mir, ihn überzeugen zu können, daß, wenn Klärchen auch am Leben bliebe, sie doch für ihn verloren sei. Es blieb also nur noch übrig, daß sich Kapitain Holmfeld zur Aufnahme eines neuen Passagiers verstände; und wir hatten gerade die Absicht, ihn deswegen zu sprechen, natürlich wollten wir die Umstände, deren zu erwähnen, nicht rathsam war, verschweigen: da kamen beide Kapitains auf uns zu.

„Nun! Wollen die Freunde ein frisches Lüftchen schöpfen?" fragte Pulver, und dann zu van Lintz gewendet, der eben aufstehen wollte: „Bleiben Sie sitzen, mein Herr! bleiben Sie in Ihrer Bequemlichkeit, wie der Habicht zur Taube sagte, während er sie rufte. Sie möchten wohl sehen, wo die Fortuna geblieben ist? — auf dem Grunde, mein Herr! und die Fische sitzen vielleicht schon in der Kajütenkammer, Karte zu spielen."

„In der That!" sagt' ich, den Blick nach der Sandbank gerichtet, wo ich den Tag zuvor die Trümmer noch erkannt hatte und jetzt nichts mehr zu sehen war. „Sie ist verschwunden! Wie ist es möglich, in einer so kurzen Zeit?"...

„Ach!" sagte Pulver, „der Sand ist hier in ewiger Bewegung und ein Lootse braucht keine drei Wochen krank zu sein, um das Fahrwasser zu verlieren. Wir liegen hier auf Maklyk Oud jetzt zwar noch völlig geborgen und haben Wasser im Ueberflusse;

aber Jost weiß, wie es in einigen Jahren sein wird, wenn die verwünschte Robbeplat noch weiter geht."

Pulvers Furcht war gegründet; denn in demselben Augenblicke, wo ich schreibe, ist die Rhede für gewöhnliche Fahrzeuge schon lange unzugänglich geworden und bietet nur bei hohem Wasser den Fischern einen vorübergehenden Zufluchtsort an.

„Sehe ich recht?" fragte Kapitain Holmfeld, der inzwischen mit seinem Fernrohre nach der Seite des Vlie hingesehen hatte. „Ist das nicht derselbe Buier, welcher Herrn Bos an Bord gebracht hat, der dort jenseits anlegt? Belieben Ihre Edeln einmal zu sehen?"

„Wirklich!" sagte Herr van Lintz, nachdem er seiner Seits hingesehen hatte; „ich habe nicht viel darauf geachtet, aber da Sie es sagen, glaube ich es selbst."

„Ihre Edeln haben doch nichts vergessen?" fragte Pulver.

Nichts von so großem Werth, daß man es mir nachbringen würde. — Ja wahrlich . . . je mehr ich ihn betrachte; — sehen Sie ein Mal selbst, mein Herr Huyck . . ."

„Es ist der Buier von Ludwig Bláck!" rief ich aus, als ich durch das Rohr sah und den grünen Schnabel mit vergoldetem Schnitzwerk erkannte, an dem der silberne Schaum emporspritzte; — und darauf

van Lintz bei Seite ziehend: „wußte er um das Geheimniß Ihrer Abreise?“ fragte ich ihn.

„Das gewiß nicht,“ antwortete van Lintz; „und wüßte er auch davon, so würde er wenigstens die Unverschämtheit nicht haben, mir aufs neue unter die Augen zu kommen.“

„Es würde doch sehr zufällig sein,“ sagte ich, „wenn auch er gerade in den Sinn bekommen hätte, diesen Curs zu kommen. Auf jeden Fall werden wir Geduld haben müssen und abwarten, was es giebt.“

Wir beobachteten so eine geraume Zeit, ohne daß uns das Fahrzeug merklich näher kam; denn es war durch den Gegenwind genöthigt zu laviren und uns bald sein Vordertheil, bald seinen, mit zierlichem, im Sonnenglanze funkelnden Laubwerke prangenden Spiegel zu zeigen. Endlich rief man uns von unserer Beobachtung ab mit dem Berichte, daß die Mahlzeit aufgetragen sei und wir begaben uns in die Kajüte. Wir hatten uns gesetzt und Pulver hatte kaum einen Löffel Suppe genommen, da fing er wieder von der großen Aehnlichkeit zwischen Herrn Bos und seinem alten bekannten Seeräuber an, und wir mußten, mochten wir wollen oder nicht, sein Zusammentreffen auf dem Meere der Antillen hören und zugleich, wie er auf Ter Schelling seinen alten Bekannten Sander wieder gefunden hatte. — Ich nahm hieraus Anlaß, Herrn van Lintz, nach einem

geheimen Winke, die Frage vorzulegen, ob er nicht einen Diener nöthig hätte, und ihm Sandern als solchen zu empfehlen:

„Was Henker, Patron!“ rief Pulver aus; „wollen Ihre Edeln jetzt aus Sandern einen Hausknecht machen? Ist das eine Arbeit für einen Jungen, der in See gewesen ist und sich als Steuermann herumgetrieben hat?“

„Darum würde er mir um so lieber sein,“ antwortete van Lintz. „Ich habe Jemanden nöthig, der das Seewesen versteht; denn, unter uns gesagt, meine Reise steht mit der Seefahrt in Verbindung, und ich bin in meinem Leben auch weiter gewesen, als auf Mutters bunter Schürze, — und wenn jener Sander Gerritz ...“

„Ihre Edeln haben seinen Namen gut behalten,“ sagte Pulver, dessen Vermuthen wieder erwachte und durch die Seemannsausdrücke, welche van Lintz gebrauchte, bestärkt wurde; „und ich will mein Leben auf einem morschen Zwergmaste zubringen, wenn es heute das erste Mal ist, daß Ihre Edeln denselben haben nennen hören. Nun! — dem sei wie ihm wolle. Herrmann Pulver ist auch nicht auf den Kopf gefallen, und ich weiß, was ich denke, wie der Bursche im Narrenhause zum Aufseher sagte.“

Van Lintz wollte antworten und ich sah den Augenblick kommen, wo eine Erklärung unvermeidlich wurde, als wir auf ein Mal ein großes Gedränge

an Bord vernahmen und das Geräusch eines Fahrzeuges, das neben dem unsern hinsegelte, währendem das Hin- und Herrufen und Sprechen uns vermuthen ließ, daß Jemand an Bord gekommen war.

„Kapitain Holmfeld! ich höre fremdes Volk," sagt' ich. „Seien Sie nur auf der Hut, man möchte Ihren Buier kapern, ehe Sie es sich versehen."

„Es wird vielleicht dieser Don Manuel sein, von dem soeben der Kapitain erzählte," sagte Holmfeld lachend, indem er aufstand.

„Nein! da will ich wohl meinen Kopf daran setzen, daß dies nicht der Fall ist," sagte Pulver; „wiewohl ein Bekannter von ihm, das wäre leicht möglich," und er sah van Lintz mißtrauisch von der Seite an, während Holmfeld die Kajüte verließ, um zu sehen, was es sein könne.

„Es ist, so wahr ich lebe, der Buier Herrn Bläck's, der von uns weggeht," sagte van Lintz, der zum Fenster hinaussah. „Was soll dies bedeuten?"

Noch hatte er nicht ausgesprochen, da ging die Thür auf. Kapitain Holmfeld trat ein, ging einen Schritt zur Seite und ließ Jemanden durch, dessen Anwesenheit wir eben so wenig erwarteten, als wünschten — Ludwig Bläck.

Neuntes Kapitel.

Juble nicht vor der Zeit.

Die Ankunft dieses unwillkommnen Gastes brachte bei den Personen, die sich in der Kajüte befanden, keine geringe Bestürzung hervor. Amalie wurde todtenblaß, ihre Knie wankten und sie hielt sich mit beiden Händen an der Lehne ihres Stuhles fest, um nicht zu fallen. Ihr Vater war erstaunt und warf Ludwig einen Blick voll Zorn und Verachtung zu, und ich sah der Zukunft mit Besorgniß entgegen, überzeugt, daß die Erscheinung des Letztern nichts Gutes prophezeihe und zu ärgerlichen Auftritten Anlaß geben würde, um so mehr, da ich ich das Lächeln bemerkte, das auf seinen Lippen schwebte.

„Ich habe die Ehre, die Gesellschaft demüthig zu grüßen," sagte er mit einem spöttischen Blicke auf van Lintz; aber der Ausdruck seines Gesichts änderte sich und er wurde blaß, als er mich erkannte.

„Lassen Sie sich nieder, mein Herr Bläck!" sagte Holmfeld. Wahrlich, wir waren weit entfernt, Ihren Besuch zu erwarten. Das ist hübsch von Ihnen."

„Und warum nicht?" sagte er, indem er seine Unerschrockenheit wieder annahm und setzte sich zu-

gleich auf den ihm angebotenen Stuhl neben Amalien, die den ihrigen zurückschob, „ich bin ja ein Freund davon, auf dem Wasser herumzuschwärmen. Aber lasse sich Niemand stören. Bleiben Sie ruhig, meine Herren! Ich halte, so wie ich sagte, viel von Lustreisen, und überdies, ich wünschte mich bei diesem Herrn (zu van Lintz gerichtet) für die Ehre zu bedanken, die er meinem Buier dadurch erwiesen daß er denselben zu seiner Ueberfahrt benutzt hat. Und Herr Huyck auch hier! aber das wundert mich weniger; wo Feuer ist, sieht man den Rauch — und wenn man solche Zugpflaster hat ..." hier sah er höhnisch lächelnd auf Amalien.

„Mein Herr!" sagte van Lintz mit Nachdruck; „ich bin hier nur Passagier an Bord und der Kapitain kann zulassen, wen er will; aber ich muß Ihnen sagen, da es mir scheint, daß Ihnen unsere Gegenwart allhier bekannt war, daß Ihr ungewünschter Besuch das Maß von allen Ihren Unbescheidenheiten gegen mich voll macht."

„Sehen Sie, Herr Graf! oder welchen Namen Ihre Edeln jetzt zu tragen belieben," sagte Ludwig: „Ihre Edeln können das so übel nicht nehmen. Es hat, wenn ich recht unterrichtet bin, auch eine Zeit gegeben, wo Ihre Edeln uneingeladen zu Solchen an Bord kamen, die Sie zu St. Velten wünschten. Da ist Kapitain Pulver, der weiß ein Liedchen davon zu singen.

„Es ist meiner Seele nicht anders, als ich dachte,“ sagte Pulver. „Ja! ja! Pulver läßt sich keine Perrücke für einen Käse verkaufen, wie ich sagte.“

„Und Sie, Kapitain Holmfeld!“ fuhr Ludwig zu dem erstaunten Schiffskapitain fort, „Sie mögen auch wohl zusehen, ob Ihr geehrter Passagier Ihr Schiff einmal nach der Bay von Venezuela würde schicken können.“

„Elender!“ rief van Lintz, der vor Wuth ganz blaß war und sich kaum halten konnte. „Was haben Sie vor? Was bedeutet Ihr Kommen und die Sprache, die Sie führen?“

„Ich begreife nichts davon,“ sagte Holmfeld. „Ihr eigener Vater, mein Herr Bläck! hat mir diese Leute anempfohlen und sie an Bord nehmen lassen.“

„Mein Vater ist, mit Erlaubniß gesagt, ein alter Träumer,“ sagte Ludwig; „aber er hätte wohl anders gehandelt, wenn er gewußt hätte, daß jener Herr, der einen so hohen Ton führt, ein Deserteur und ein Seeräuber ist.“

Es folgte auf diese Worte ein Augenblick von allgemeiner Stille. Van Lintz rollten die Augen fürchterlich im Kopfe, der Schaum stand ihm auf den Lippen, und er hätte ohne Zweifel Ludwig gepackt, hätte sich Amalie, die einem Ausbruche zuvorkommen wollte, nicht vor ihn gestellt und ihn umfaßt.

„Mein Herr mag sein, wer er will,“ sagte

Holmfeld, nachdem er sich eine Weile bedacht hatte; „er ist mein Passagier; ich habe die Ueberfahrt bezahlt erhalten, und ich gestatte nicht, daß er an meinem Bord beleidigt wird.“

„Gut gesprochen!“ sagte Pulver. „Ob er ein Deserteur gewesen ist, weiß ich nicht; aber, wenn er auch ein Seeräuber war, so kann ich bezeugen, daß er mich auf eine bescheidene Weise behandelt hat und mich ungehindert ziehen ließ, obgleich er mich ohne Gnade aufhängen lassen konnte.“

„Mit Ihnen spreche ich nicht,“ entgegnete Ludwig, „und was Kapitain Holmfeld betrifft, so mag er sich über das, was er sagt, zweimal bedenken; denn es würde wohl geschehen können, daß er sonst von unserem Comptoir keine Güter mehr bekäme.“

„Hören Sie,“ sagte Holmfeld, seinerseits warm geworden; „mein Herr Vos, oder wie er sonst heißen mag, ist unter dem Schutze Dänischer Flagge, und Niemand wird ihn weiter beleidigen. Und was Sie betrifft, Singnur! der Sie hierher kommen und Händel suchen, ich rathe Ihnen, sich bald von meinem Gebiete fortzupacken, oder ich lasse Sie ins Vorunter stecken und nehme Sie mit nach Dänemark. Was Wetter! bin ich nicht Herr auf meinem Schiffe?“

Ludwig biß sich in die Lippen. „Ich gehe,“ sagte er in einem schneidenden Tone, „und werde Bericht nach Amsterdam bringen, daß Kapitain Holm-

feld Verbrecher entwischen läßt, und daß der Sohn des Oberrichters das Abschiedsgläschen mit ihnen trinkt."

Ich hatte mich Vorsichtshalber nicht in den Zwist gemengt; aber diese persönliche Beleidigung konnte ich natürlicherweise nicht hingehen lassen. „Mein Herr Bläck!" sagte ich, „ich habe bis jetzt geschwiegen, aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie hier eine elende Rolle spielen."

„Mit Ihnen habe ich jetzt nichts zu schaffen," sagte er; „aber später werden Sie mir für diese Worte Genugthuung geben."

„Ich hätte Ihnen diese schon lange abgefordert," entgegnete ich, „wenn mich nicht die Ehrerbietung vor Ihrem Vater und Ihrer Cousine zurückgehalten hätte."

„Meine Cousine!" versetzte er, frech lachend. „Es schickt sich wohl für Sie, von meiner Cousine zu sprechen, wenn ich Sie mit Ihrer Maitresse in Gesellschaft finde."

„Das ist zu viel!" rief ich aus; „sobald wir am Wall sind . . ."

„Sie haben gehört, was ich gesagt habe," sagte Holmfeld, indem er Ludwig am Kragen packte. „Noch ein Wort, und ich werfe Sie in den Keller."

„Einen Augenblick!" sagte van Lintz, der sich unterdessen Gewalt angethan hatte, um ruhig zu bleiben. „Wenn hier Jemand beleidigt ist, so bin

ich es. Ich hätte vielleicht rücksichtlich der Dienste, die mir der Vater dieses jungen Menschen erwiesen hat, seine unbesonnenen Ausfälle entschuldigen können; aber es ist die Ehre meiner Tochter, welche er angegriffen hat, und beim Himmel! er soll nicht nach Amsterdam zurückkehren, um dort durch seine schändliche Lästerzunge ihren guten Namen zu beflecken. Welche Waffen wählen Sie, mein Herr Bläck?"

Aller Augen waren auf Ludwig gerichtet. Er schlug eben unter den Furcht erweckenden Blicken van Lintz's die seinen nieder; aber sein Gesicht behielt denselben spöttischen Ausdruck fort, der es von seinem Eintritte an nicht verlassen hatte.

„Oho!" sagte er; „sieht mein Herr endlich ein, daß es eine anständigere Weise giebt, zwischen Cavalieren einen Zwist zu schlichten, als mit der Faust, wie gemeine Schubkärner? Was soll ich Ihnen antworten? Die Waffen sind mir ganz gleichgiltig; aber am liebsten fechte ich auf dem festen Lande. Ich habe nie das Handwerk eines Seeräubers ausgeübt, und obschon ich auf den Planken meines Buiers ziemlich fest stehe, so bin ich nie gewohnt gewesen — so wie andere Leute — das Rapier oder die Pistole an Bord zu gebrauchen."

„Es sey!" sagte van Lintz; wir sind im Angesicht von Ter Schelling, und da wird sich wohl ein einsames Plätzchen finden, wo wir unsere Sache abmachen können. Sie werden gewiß nichts dagegen

haben, daß Herr Huyck und Kapitain Pulver uns zu Zeugen dienen."

„Ich sehe nicht ein, daß wir Zeugen nöthig haben," sagte Ludwig; „aber ich für meine Person habe nichts dagegen. Obgleich die Dünenseite einsam ist, so ist doch darauf zu sehen, so wenig als möglich Aufsehen zu machen, und deshalb schlage ich Ihnen vor, den Degen zu gebrauchen."

Van Lintz nickte zum Zeichen der Genehmigung mit dem Kopfe. Die Kapitains und ich sahen einander mit verwunderten Blicken an; denn die Wahl Ludwigs kam uns auffallend und gewagt vor; ja, hätte er auch den Namen eines geübten Fechtmeisters gehabt: so konnte augenscheinlich nicht erwartet werden, daß er seinem stark gebauten Gegner an Kraft und Gewandtheit gleichkommen würde, und ein Gefecht mit Pistolen hätte, nach unserer Ansicht, zwischen beiden Parteien eine größere Gleichheit dargestellt. Es ließ sich jedoch nichts daran ändern; da Ludwig es selbst so gewollt hatte; aber die nachlässige, gleichgiltige Art und Weise, wie er seine Wahl machte, blieb uns, eben so, wie die Wahl selbst, unerklärbar.

Traurig war jedoch der Eindruck, welchen der Ablauf des Zwistes auf Amalien machte. Obgleich ihrem Auge keine Thräne entrann: so verriethen doch alle ihre Gesichtszüge heftige Gemüthsbewegung und Besorgniß. „Ach Gott!" rief sie, die

Hände ängstlich ringend, „muß denn um meinetwillen ein Duell Statt finden? Habe ich nicht schon genug ausgestanden, mein Vater! und soll der letzte Schritt, den Sie auf Ihrem Geburtslande thun, mit Blute gezeichnet werden? — Können Sie das nicht hindern, mein Herr Huyck?"

Ich zuckte mit den Achseln; und in Wahrheit, wie groß auch von Natur meine Abneigung gegen jene unmenschliche und unchristliche Gewohnheit ist, einander wie wilde Thiere nach dem Leben zu stehen, ich sah nicht, wie in diesem Falle an einen Vergleich oder eine Versöhnung gedacht werden konnte. „Alles, was ich vorschlagen kann," sagt' ich, „ist, daß ich selbst die Stelle Ihres Herrn Vaters vertrete und Herrn Bläck für seine Lästerzunge die Strafe gebe, die er verdient hat."

„Denken Sie auf diese Weise meine Sorge zu mildern? Ist dies der einzige Trost, den Sie mir geben können!" sagte Amalie mit einem verweisenden Blicke.

„Seien Sie nicht für Ihre Liebe bekümmert, Fräulein!" sagte Ludwig. „Mit Herrn Huyck hoffe ich mich später zu messen und ihm seine Schmähreden verschlucken zu lassen. Erst muß die Sache mit Ihrem Vater abgemacht sein."

„Sei doch ruhig, Amalie!" sagte van Lintz, gewissermaßen unzufrieden über den Zweifel, welchen seine Tochter über den Ausgang des Gefechts zu

hegen schien. „Herr Bläck verlangt eine Belehrung, er bedarf derselben und ich bin bereit, ihm diese zu geben. Würden Ihre Edeln die Güte haben wollen, Kapitain Holmfeld die Schaluppe fertig machen zu lassen. Ich schmeichle mir, daß wir nicht lange wegbleiben werden.“

„Zum Henker!“ flüsterte mir Pulver ins Ohr, „wer hätte das vermuthen können? Würden Ihre Edeln diesem Herrn Ludwig nicht rathen können, noch die Segel einzuziehen? Er mag groß und stark sein, aber diesem vierschrötigen Don Manuel ist er nicht gewachsen.“

„Es hat so sein sollen,“ sagt' ich, „und es steht jetzt einmal so; aber ich hätte wohl gewünscht, daß dieser Thee auf dem Grunde des Meeres läge und daß wir nie hieher an Bord gekommen wären; denn der Himmel weiß, wie man diesen Fall zu unserm Nachtheile auslegen wird.“

Wir waren unterdeß aus der Kajüte herausgetreten. Holmfeld gab seine Befehle, die Schaluppe fertig zu machen; van Lintz war unten, um seinen Degen und Mantel zu holen, und Ludwig hatte sich an den Seitenweg des Schiffes gelehnt, pfiff ein Liedchen und sah nach dem Wall. Jetzt kam Amalie zu mir und sagte:

„Sie versprechen mir, mein Herr Huyck, darauf zu sehen, daß Alles in der Ordnung zugeht! Ich

kann es nicht verhindern, aber ich mißtraue diesem Herrn Bläck."

„Ich habe nie die besten Gedanken von ihm gehabt," sagt' ich; aber wir werden sorgen, daß Alles den Regeln gemäß vor sich geht. Verscheuchen Sie Ihre Furcht, es wird einen bessern Ausgang nehmen, als Sie denken. Ihr Vater ist sich seiner Kraft bewußt und über die Jahre weg, wo man unbesonnen zu Werke geht und ohne Nachdenken handelt. Ich müßte mich sehr irren, wenn seine Absicht nicht lediglich die ist, diesem unbesonnenen Jüngling ein Andenken von seiner Ueberlegenheit zu geben. Inzwischen ist Ihr Wunsch, daß dies Alles nicht Statt gefunden haben möchte, auch der meinige."

Die Schaluppe war fertig und Kapitain Holmfeld ersuchte uns, unsere Sache möglichst schnell abzumachen, da er seine Leute nicht länger missen wollte, als nöthig wäre. Ludwig stieg zuerst hinab, dann Herr van Lintz, nachdem er seiner Tochter ein herzliches Lebewohl auf die Stirn geküßt hatte. Ich drückte ihr schweigend die Hand zum Abschiede und folgte mit Pulver; aber wir hatten uns noch nicht alle gesetzt, da erschien Amalie oben an der Treppe, und ließ sich, ehe es Jemand verhindern konnte, hinuntergleiten.

„Was willst Du? Und welche Thorheit ist das?" fragte ihr Vater in einem strengen Tone.

„Ich will mit Ihnen an Wall gehen," sagte Amalie; „nur Gewalt kann mich zurückhalten, mein

Beschluß ist unveränderlich, und Sie wissen, lieber Vater, daß ich hinsichtlich der Festigkeit des Willens Ihre würdige Tochter bin. Fürchten Sie nicht, von mir gestört, oder gehindert zu werden. Ich werde bei der Schaluppe bleiben; geschieht ein Unglück — was die Heiligen verhüten mögen — dann bin ich ja bei der Hand und es braucht nicht nach dem Schiffe geschickt zu werden, um meine Hilfe zu fordern."

Hiegegen ließ sich nichts einwenden. Wir stachen ab und ruderten nach dem Hafen. Wir alle und selbst Pulver, dem es schwer fiel, beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Ludwigs Buier, der weniger tief ging, als das Dänische Fahrzeug, lag zwischen diesem und dem Dorfe vor Anker. Alles war still am Bord. Nur eine einzige Person stand unbeweglich am Vorderdecke. Erst als wir näher kamen, bemerkte ich, daß dieser Mann ein Fernrohr in der Hand und auf uns gerichtet hatte. Auf einmal verschwand er und nun sah ich, daß das Boot an die linke Seite des Schiffes geholt wurde. Ich nahm erst an, daß der Knecht des Buier, als er Ludwig in unsrer Mitte erkannte, dessen Befehle einholen würde; aber ich war nicht wenig verwundert, als mit einem Male vier Personen auf dem Verdeck des Buier erschienen und ins Boot stiegen, welches jetzt mit aller Kraft der Ruder nach dem Wall getrieben wurde. Ich sah Ludwig an und

bemerkte, daß auch seine Aufmerksamkeit auf dieses Manöver gerichtet war und daß sich auf seinen Lippen ein ächt teuflisches Lachen zeigte. Unter andern Umständen würde ich ihn gefragt haben, wer die Personen seien, die er auf seinem Buier hätte; jetzt jedoch trug ich Bedenken, das Stillschweigen zu unterbrechen, das auf uns'rer Schaluppe herrschte, und vielleicht unangenehme Antwort zu bekommen. Bald war das kleine Boot zwischen den im Hafen liegenden Fischernachen und hinter dem Pfahldamme verschwunden. Herr van Lintz hatte es nicht bemerkt oder nicht darauf geachtet und seine Tochter war zu sehr in ihre traurigen Gedanken vertieft, als daß sie auf etwas geachtet hätte, was um uns her vorging. Pulver war gerade damit beschäftigt, Feuer aufzuschlagen und seine Pfeife anzustecken, als das Boot des Buiers abging, und dasselbe hatte daher auch seine Aufmerksamkeit nicht auf sich gezogen.

Wir waren endlich an den Pfahldamm gekommen, welchen wir, Amalien ausgenommen, die sich gegen die kalte Seeluft in ihres Vaters Mantel hüllte und in der Schaluppe blieb, bestiegen. Wir drängten uns durch die hier wiederum versammelte Menge hin und befanden uns bald auf dem lockern Sande vor dem Dorfe.

„Halten Sie es nicht für das Beste," fragte ich van Lintz, „daß wir erst ins Gasthaus gehen

und uns von da, als ob wir einen Spaziergang machen wollten, auf die Dünen begeben? Das würde weniger Aufsehen machen und keinen Argwohn erwecken.“

„Dieser Spaziergang wird Ihnen wohl erspart werden,“ murmelte Ludwig, und in demselben Augenblicke trat Jemand, der aus dem Volkshaufen zum Vorscheine kam, auf van Lintz zu und legte ihm die Hand auf die Schulter mit den Worten: „Sie sind mein Arrestant.“

„Ihr Arrestant!“ rief van Lintz, erstaunt zurücktretend, und schlug die Hand an seinen Degen.

„Wir bitten Sie, keinen Widerstand zu leisten,“ sagte Heynß — denn er war es selbst — „meine Diener sind bewaffnet und ich brauche nur mein Mandat zu zeigen, um den nöthigen Beistand zu bekommen.“

„Geben Sie um's Himmels willen nach,“ sagte ich zu van Lintz. „Für den Augenblick würde aller Widerstand fruchtlos sein.“

„Herr Graf von Talavera!“ sagte Ludwig mit einem höhnischen Lach zu van Lintz, „Sie sind ein feiner Diplomat; aber der Kunstgriff, den ich jetzt gebraucht habe, um Sie vom Dänischen Schiffe zu locken, war doch neu.“

„Sie sind der erbärmlichste Wicht, den ich kenne,“ sagt' ich, aufgebracht über eine so teuflische List.

„Und der unvorsichtigste,“ sagte van Lintz; „denn sein Bubenstreich kann ihm sein halbes Vermögen kosten. Aber dies bei Seite. Ich muß nachgeben. Hier ist mein Degen, Monsieur Heynß. Wo gedenken Sie mich hinzuführen? Ich wünschte vorher meine Tochter noch einmal zu sprechen und Abschied von ihr zu nehmen.“

„Um Gottes willen! Was ist geschehen?“ rief Amalie, die, durch einen der Matrosen halb unterrichtet, ängstlich herbeieilte.

„Nichts, liebes Kind!“ rief Ludwig, *als nur*, daß der Plan geändert ist und daß Sie mit Ihrem Vater und mir in Frieden nach Amsterdam zurückkehren.“

„Ist dies nothwendig?“ fragte ich Heynß, „und sollen diese Leute gezwungen werden, auf der Rückreise das Gesicht dieses Schufts vor Augen zu haben?“

„Ich will Sie bitten, lieber ein Fahrzeug auf meine Kosten zu nehmen,“ sagte van Lintz.

„Das ist ein ganz billiger Vorschlag,“ sagte ich zu Heynß. „Sie sind überdies abgesandt, um den Herrn gefangen zu nehmen und nicht zu peinigen durch den Anblick dessen, der ihm mit Recht verhaßt ist.“

„Es ist durchaus keine Schwierigkeit,“ antwortete Heynß, „wir wollen dem Herrn Grafen keine Kosten verursachen. Wir wollen ein Fahrzeug mie-

then und Herrn Bläck für seine fernere Begleitung danken. Wenn es der Graf verlangt: so werden wir den Ruderknechten, die ihn hieher gebracht haben, Befehl geben, an Bord zu gehen und sein Gepäck zu holen."

„Dies Gepäck wird zuverlässig untersucht werden? fragte ihn van Lintz mit einem durchdringendem Blicke. „Aber gerade, — ich verlange selbst danach; denn dadurch wird die Rache vollkommen werden, die ich an diesem Judas nehmen muß."

„Was ... was bedeutet das?" fragte Ludwig etwas unruhig. „Was haben Ihr Gepäck und mein Vermögen mit einander zu thun?" Er empfing keine Antwort und blieb betroffen stehen. Es war sichtbar, daß er gern auf seinen Buier zurückgekehrt wäre und daß die so bestimmten Worte van Lintz's Eindruck auf ihn gemacht hatten. Er trieb sich also, obgleich in einiger Entfernung von uns, umher.

„Möchten wir nicht unterdessen ins Gasthaus gehen?" fragte ich Heynß. „Wir haben hier so viele Gaffer."

Diesen Vorschlag nahm er um so bereitwilliger an, da er die Obrigkeit von Ter Schelling über den auf ihrem Grund und Boden gemachten Arrest doch benachrichtigen wollte. Es fuhren ein Paar Diener mit der Schaluppe nach dem Hocker, um das Gepäck zu holen und wir begaben uns ins Wirthshaus. Heynß ging mit dem guten Pulver, der unaufhörlich

sein Erstaunen zu erkennen gab über den sonderbaren Lauf, den die Dinge genommen hatten, voraus; van Lintz folgte mit seiner Tochter am Arme, während ich auf seiner andern Seite ging und zwei Diener den Zug beschlossen. Die halbe Bevölkerung lief hinter uns her und vor uns hin, und Ludwig, sichtbar verlegen, lief auf der andern Seite der Straße. Er folgte uns ins Wirthshaus, verlangte ein Glas Branntwein, das er sogleich hinunterschüttete, und setzte sich in eine dunkle Ecke, während van Lintz und Amalie auf einer andern Seite Platz nahmen.

„Wo wohnt der Vogt?“ fragte Heynß den Wirth. „Ich wünschte ihn sogleich zu sprechen.“

„Wo er wohnt, kann ich Ihnen leicht beschreiben,“ antwortete Reynß; „nur werden Sie ihn jetzt nicht zu Hause finden, weil er hier ist.“

„Hier! — Wohlan! rufen Sie ihn dann gefälligst.“

„Er wird sogleich zurück sein,“ entgegnete Reynß. „Er ist hier hinten bei einer Kranken; denn Sie müssen wissen, er ist zugleich Arzt.“

„Ja! das ist auch wahr,“ sagte Pulver. „Wie befindet sich das arme Mädchen?“

Reynß schüttelte den Kopf und gab uns zu erkennen, daß sie in den letzten Zügen liege. Ich begab mich an das Fenster, und dachte bei mir selbst über das sonderbare Schicksal nach, das in diesem Augenblicke so viele verschiedene Personen,

die aber alle in gewisser Beziehung zu einander standen, zusammengeführt hatte. Jetzt gesellte sich Heynß zu mir, und ich fragte ihn im Stillen, wie er Kenntniß bekommen hätte, daß Herr van Lintz sich auf dem Dänischen Fahrzeuge befinde. Das hatte sich, wie er erzählte, auf folgende Weise zugetragen: Ludwig Bläck hatte von seinem Schiffknechte erfahren, zu welchem Zwecke sein Vater den Buier ohne sein Wissen benutzt hatte. Er hatte auf der Stelle vermuthet, daß die geflüchtete Person Niemand anders, als Amaliens Vater sein könne und dies sogleich Heynßen mitgetheilt, der den Geflüchteten noch immer in der Umgegend Naarden's suchte. Die Vermuthungen stiegen bei weiterm Nachspüren zur Gewißheit, und nun hatte Ludwig, der sich wahrscheinlich auf diese Weise an van Lintz und Amalien rächen wollte, Heynßen seinen Buier angeboten, um den Flüchtling damit einzuholen. Dies war ihnen, wie wir gesehen haben, gelungen; aber da Heynß einige Schwierigkeit machte, ohne einen besondern Befehl, ein unter fremder Flagge segelndes Fahrzeug anzuhalten und zu untersuchen: so hatte Ludwig es übernommen, zu Holmfeld an Bord zu gehen, und Herrn van Lintz wieder von dem Fahrzeuge auf Holländisches Gebiet zu locken.

„Es thut mir leid," sagt' ich, „daß Ihnen Ihr Plan so gut gelungen ist. Herr van Lintz hat mir das Leben gerettet, und ich glaube, es würde auch

meinen Vater innig gefreut haben, wenn der Mann entkommen wäre."

„Es wird auch mir sehr lieb sein," sagte Heynß, „wenn Seine Excellenz wohlbehalten davon kömmt; — aber doch, unser Ruf, der Ihres Herrn Papas und der meinige, würden dahin sein, wenn er entwischt wäre. Bedenken Sie, wie man Monsieur Heynß ausgelacht haben würde, wenn man hinterdrein gehört hätte, daß der Mann, den er suchte, in seinem eignen Hause gewohnt und er ihn hätte entwischen lassen!... Aber der Doctor bleibt lange weg... ha! da ist er."

Und in diesem Augenblicke trat der Landvogts-Substitut und Arzt Doedes durch die Hinterthür ein.

Zehntes Kapitel.

Traurige und Schrecken erregende Auftritte, wie man bisweilen im täglichen Leben, sehr häufig aber in Romanen findet.

„Hm!" sagte Doedes, indem er verwundert herum sah; „große Gesellschaft — viel fremde Gesichter — Diener mit Stöcken! — hm!"

„Wie geht es mit der armen Kranken?" fragte ich auf ihn zugehend.

„Hm! — so eben gestorben — omnes mortales sumus, — affectio pulmonaria — mein Werk abgelaufen — nach Hause gehen — Rechnung schreiben — hm!“

„Habe ich das Vergnügen, den Herrn Vogt zu sehen?“ fragte Heynß, indem er grüßte und seinen Namen und sein Amt mittheilte. „Ich wünschte Ihre Edeln eben zu sprechen.“

„Hm! — Diebe suchen — Packhaus bedroht — Anschlag auf das Dänische Schiff — schon vier gefaßt — dieser Herr mir verdächtig.“

„Mit Ihrer Erlaubniß!“ sagte Heynß; „ich weiß nicht, was Ihre Edeln meinen, aber meine Ankunft hat einen andern Zweck.“

Mit diesen Worten zog er den Doctor ins Fenster, wo sich beide eine Weile unterhielten. Ich bemerkte indessen aus den Gesichtszügen des Vogts, daß ihm die gemachten Mittheilungen nicht ganz nach seinem Sinne waren.

„Hm!“ murmelte er endlich. „Der Schelling eine Freistätte — alte Privilegien — Durchbrüche genug — geltend machen — hm!“

„Wie!“ rief Heynß aus, ungewiß, ob er recht gehört hätte. „Was meinen Sie?“

„Nicht zulassen — Schiffsrath zusammenrufen — Sache von Gewicht — Eingriff in die Jurisdiction — hm!“

„Was meinen Sie doch?“ fragte Heynß. „Halten Sie es nöthig, den Schiffsrath zusammenzurufen, um über eine so einfache Sache, wie diese ist, zu berathen? Sie sehen ja meinen Befehl, der ist so deutlich und entscheidend. Sie können lesen, hoff' ich.“

„Befehl — hm!“ — sagte Doedes kopfschüttelnd und wies den angebotenen schriftlichen Befehl zurück. „Hier nicht giltig — Amsterdamer Oberrichter zu Hause regieren — hier nicht den Herrn spielen.“

„Aber sehen Sie denn nicht, daß es der Befehl der Staaten ist,“ entgegnete Heynß ungeduldig.

„Hm! — ja wohl — aber dies ein ausgenommener Fall — Vorrecht — hm! — Der Schelling eine Freistätte — Apprehension ohne Jurisdiction — Schöppen entscheiden.“ —

Heynß sperrte Mund und Nase auf und war einen Augenblick außer Stande, ein Wort zu sagen, so erstaunt war er, daß sich ein Beamter einem Befehle, den selbst die Amsterdamer Regierung zugegeben hatte, widersetzen durfte. Während er seine gewöhnliche Festigkeit und Geistesgegenwart eine Weile verlor und nachzudenken schien, wie er den hartnäckigen Voigt am besten zur Nachgiebigkeit bringen und von seinem Unrecht überzeugen könne, richtete er, entweder zufällig oder aus Furcht, ihn aus den Augen zu verlieren, seinen Blick auf van

Lintz, und die Angst, daß dieser die sonderbare Behauptung des Ter Schellingschen Beamteten gehört haben möchte und davon Nutzen ziehen könnte, trieb ihm den Schweiß auf das Gesicht, während seine Züge einen so komischen Ausdruck annahmen, daß ich unwillkührlich lachen mußte.

Auch van Lintz lachte, denn er hatte, obgleich er in der Entfernung saß, die Worte des Voigt sehr gut verstanden, und er war der Mann nicht, der sie unbemerkt und unbenutzt hätte vorübergehen lassen. Er stand auf und ging auf die beiden Rechtsbeamteten zu. „Mich dünkt, Freund Heynß!" sagte er, „daß Sie sich ein wenig geirrt haben, wenigstens nach dem Urtheile dieses Herrn."

„Nicht im Geringsten," sagte Heynß, der seinen Verdruß umsonst zu unterdrücken suchte. „Ich habe meinen Befehl, Sie zu ergreifen, wo ich Sie finde, einen Befehl, der von unsern Herren Staaten ausgegangen ist, und es ist nur ein Scherz, daß sich dieser Heer demselben widersetzen will; — oder gehört Ter Schelling nicht länger den Herren Staaten von Holland und Westfriesland? Zum Beispiel!"

„Unbezweifelt!" antwortete van Lintz. „Seitdem es von dem Herzog Karl von Aarschot den Hochmögenden verkauft und abgelassen ist; aber dieser Kauf kann ihnen kein Recht geben, die Privilegien zu vernichten, welche diese Insel von ih-

rem gesetzmäßigen Herrn erhalten hatte und seit undenklichen Zeiten besaß."

„Das glaube ich," sagte Heynß mit einem verächtlichen Lächeln; — „so undenklich, daß sich Niemand erinnern kann, von wem oder wann sie je gegeben worden sind."

„Hm!" brummte Doedes dazwischen hin. „Der Arretirte hat Recht — privilegium rite concessum. — Schöppen ausweisen — Morgen Parteien hören — Beide Caution stellen — hm!"

„Morgen!" wiederholte Heynß mit dem höchsten Erstaunen. „Denken Sie, daß ich hieher komme, um mich zu amüsiren und daß meine Gegenwart in Amsterdam nur so Tage lang gemißt werden kann?"

„Es ist fürwahr etwas arg," sagte von Lintz lächelnd; „ich wette, daß die Diebe wegen Ihrer Abwesenheit schon illuminiren und, ohne Scherz gesagt, es thut mir aufrichtig leid, daß Sie sich um meinetwillen so viel Mühe gegeben haben!"

„Parbleu!" rief Heynß; „in was für ein Wespennest bin ich gefallen? mein Herr Huyck! Kapitain Pulver! helfen Sie mir doch diesen Vogt, oder was er sein mag, zur Vernunft bringen, ihm begreiflich machen, daß er sich der Gefahr aussetzt, suspendirt, cassirt, ja als Rebell exemplarisch mit Leibesbuße bestraft zu werden, wenn er der Instruction und den Befehlen der HH. Staaten, unseres hohen Souverains, nicht Folge leistet."

„Hm!“ sagte Doedes — „Caution stellen — Ter Schelling eine Freistätte und damit aus — hm!“

„Zum Teufel!“ schrie Heynß. „Ter Schelling wird keine Freistätte für Sie sein, das verspreche ich Ihnen, und ich werde an gehörigem Ort und Stelle einen Bericht machen; aber alle diese Schwätzereien haben nichts zu bedeuten. Geben Sie mir förmliche Entscheidung oder gesetzliche Abweisung, und ich werde sehen, was ich zu thun habe.“

„Das können Sie nicht verweigern,“ sagte ich zum Vogt; „und auf jeden Fall muß ich Ihnen dringend anrathen, zu bedenken, was Sie thun, und ob die Gründe, worauf Sie Ihre Behauptung bauen, einige Kraft haben, bedenken, daß Sie gegen die hohe Landesregierung schwerlich etwas ausrichten können.“

„Mich dünkt,“ sagte Reynß, der nicht ohne alles Urtheil war, und, da er selbst unter die Schöppen gehörte, einsah, sich in die Sache mischen zu müssen, „was mein Herr da sagt, ist so thöricht nicht, und Sie mögen wohl bedenken, Meister Doedes, was Sie thun; denn was Sie ausführen, das muß die Insel nachher entgelten, wie Ihnen bekannt ist.“

„Hm! — Selbst Schöppe — darum mit sprechen — Vogt besser wissen — -hm!“

„Ganz recht!“ versetzte Reynß. „Ich bin selbst Schöppe und ein geborner Ter Schellinger

obendrein, und ich muß also die alten Rechte eben so gut und besser wissen, als Jemand, der vom festen Lande hieher gekommen ist."

„Wie!" rief Heynß, der diesen Umstand zu seinem Vortheile aufgriff, „ist der Vogt kein Ter Schellinger? dann kann ich doppelt vorsichtig sein, wie er es in dieser Sache anlegt."

Zwei oder drei andere Personen, die während des Gespräches hinein gekommen waren, und, wie sich nachher ergab, zu den Notabeln des Dorfes gehörten, traten der Ansicht Reynßens bei und trugen bei dem Vogt darauf an, die Schöppen zusammen zu rufen, und nicht, um ein ungewisses Privilegium geltend zu machen, die Unzufriedenheit der hohen Landesregierung zu erwecken. Während sich alle Anwesenden mit diesem Fragepuncte beschäftigten, kam die Frau des Hauses zu mir und flüsterte mir ins Ohr, daß der alte Herr, der mit mir auf Ter Schelling gekommen sei, meine Zurückkunft vernommen hätte und mich bitten lasse, zu ihm zu kommen.

Für den Augenblick that es mir wehe, den guten Helding mitten in dem Gedränge vergessen zu haben, und es stieg zugleich der Gedanke bei mir auf, daß es rathsam sei, Sandern zu warnen, ehe er hineinkommen und Heynßen mit seinen Dienern in die Hände laufen möchte. Ich ging also ins Hinterhaus, wo mich ein trauriges Schauspiel erwartete. Helding saß neben dem Bette und hielt

die Hand der Entschlafenen in der seinigen, während ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen. Sein Blick war mit einem Ausdrucke tiefer, aber gelassener Schwermuth nach dem Himmel gerichtet. Ihm gegenüber stand Sander an die Wand gelehnt; seine Augen waren starr und steif auf die Leiche gerichtet, aber das heftige Klopfen seines Herzens verrieth die innere Gemüthsbewegung, die ihn quälte.

Schweigend drückte ich dem guten Helding die Hand. „Es hat so sein müssen," sagte der arme Mann, „und ich werde mich in Gottes weisen Rathschluß fügen; aber es ist hart für einen Vater, sagen zu müssen: Ihr Tod war besser, als ihr Leben."

„Ich beklage Sie," sagte ich; „auch Sie, Sander Gerritz! aber" — setzte ich, letztern zur Seite ziehend, hinzu, „seien Sie vorsichtig; denn auch Ihr eigenes Leben ist in Gefahr. Heynß und seine Diener befinden sich hier in der Nähe."

Er sah mich mit einem wilden Blick an, der mich kaum glauben ließ, daß er mich verstanden hatte.

„Ich wiederhole es," versetzte ich. „Lassen Sie sich nicht blicken; verweilen Sie hier, bis ich Sie aufmerksam mache. Es giebt vielleicht eine Gelegenheit für Sie, mit dem Kapitain Holmfeld abzureisen. Ich werde Ihnen an denselben einen Brief

mitgeben. Hier ist es für Sie zu gefährlich." — Zu gleicher Zeit öffnete ich das Fenster, das einen Ausgang nach der Dünenseite hin bot. Er sah mich eine Weile wie sprachlos an, und dann besann er sich und nickte, daß er mich verstand.

„Was giebt es?" fragte Helding, indem er aufstand und ihn bestürzt ansah.

„Eine Untersuchung," antwortete ich, „er ist hier in Gefahr; den Aufschluß werde ich Ihnen später geben. Lassen Sie uns jetzt über die Anordnungen sprechen, die bei diesen traurigen Umständen zu treffen sind."

Hierzu wurde uns jedoch wenig Zeit gegönnt. Wir hatten nur eben das Begräbniß berührt, da kam die Frau Reynßen wieder zu uns.

„Jener fremde Herr, sagte sie zu mir gewendet, „hat mir gesagt, er wolle Sie gern noch einmal sprechen, ehe er wieder an Bord gehe."

„Welcher Herr? Welchen meinen Sie?" fragte ich mit einiger Verwunderung.

„Er sagte, daß er . . . ja . . wer kann alle die fremden Namen behalten? . . Bläck hieß er, glaube ich."

„Bläck!" wiederholte Sander, mit einem Ausdrucke heftiger Hitze plötzlich aufspringend.

„Ruhig," sagte ich, besorgt für einen Ausbruch. „Denken Sie an die Folgen! Beruhigen Sie sich."

„Bläck!“ sagte Helding. „Wer? Ludwig Bläck? Kömmt er hieher, um den alten Mann zu reizen, dessen Kind er verführt, dessen graue Haare er mit Schande bedeckt hat? — Halten Sie mich nicht zurück, mein Herr Huyck! Ich will ihn sprechen! — Sie werden einen Vater nicht hindern, den Mörder seiner Tochter aufzusuchen.“

Ich sah den Augenblick, daß beide sich nach dem Vorderhause begeben wollten, und da ich beide nicht zurückhalten konnte, hielt ich es für rathsam, den ungestümen Sander, dessen Hitze ich am meisten fürchtete, am Arme zu nehmen und ihm den Durchgang zu versperren. Helding war indessen entkommen, aber kaum war er mit der Wirthin zur Thür hinaus, so folgte ich ihnen, schob Sandern zurück, schlug die Thür zu und zog den Riegel vor. Darauf eilte ich ins Gastzimmer.

Hier war man während meiner Abwesenheit zu einem Beschlusse gekommen; man hatte, Reynßens früherem Vorschlage zufolge, herum geschickt, um die Schöppen zusammen zu rufen. Ludwig, der sich bis dahin verweilt hatte, um zu sehen, was van Lintz's räthselhafter Ausdruck bedeute, hatte endlich, da er bemerkte, daß es noch lange dauern könne, ehe dieser abgeführt würde, beschlossen, an Bord zu gehen; er wollte mich aber erst sprechen, und erwartete mich jetzt mitten in der Gaststube, als Helding,

dem ich auf dem Fuße folgte, mit einem Male vor seinen Augen stand.

„Helding!“ rief er überrascht: „Wie Henker kommen Sie hieher gesegelt, Poet?“

„Wollen Sie Ihr Werk sehen, Mörder meines Kindes?“ rief der aufgebrachte Vater aus, sich vor ihm stellend. „Ha! Sie dachten, weil Sie gewohnt waren, den alten Mann zu verspotten, daß es Ihnen auch freistände, die Tochter zu verführen. Kommen Sie! — folgen Sie mir, um zu sehen, was Sie gethan haben.“

„Was soll das?“ fragte Ludwig unwillig. „Führen Sie ein Trauerspiel Ihres Machwerks auf? — Oder ist es eine Posse?“

„Nein! Gott weiß es,“ sagte Helding, es ist ein wirkliches und wahrhaftes Trauerspiel, und Wehe, dreifaches Wehe Ihnen, die Sie den Stoff dazu gegeben haben. Mein Kind ist t o d t, t o d t, verstehen Sie? und Sie sind ihr Mörder; aber kommen Sie mit — keine zehn Schritte von hier können Sie dieselbe betrachten. Sehen Sie, ob Sie noch von ihr versucht werden.“

„Was geht mich Ihre Tochter an?“ murmelte Ludwig, auf den durch diesen Vorfall die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet war.

„Haben Sie eine Tochter verloren?“ fragte Amalie, die sich dem alten Manne mit Theilnahme näherte.

„Und Ihre Edeln auch hier!“ rief Helding ihr die Hand drückend. „Ach, Fräulein! Sie haben wohl gethan, diesem Manne da Ihr Zimmer zu verbieten. Hätten Sie seinen verführerischen Reden Gehör gegeben, vielleicht wäre auch Ihr Loos dem meines armen Klärchens ähnlich geworden. Ach! warum habe ich nicht eben so, wie Ihr Vater, die Schlange aus meinem Zimmer geworfen, statt seine verabscheuungswürdigen Geschenke anzunehmen! — Aber kommen Sie! — folgen Sie mir!“ fuhr er fort und nahm Ludwig am Arme. „Sie müssen, Sie sollen Ihr Schlachtopfer sehen.“

Es war für Jemandem, der, wie ich, diese beiden Personen zuvor gekannt hatte, ein merkwürdiges Schauspiel, die Umwandlung zu beobachten, die in ihren gegenseitigen Verhältnissen vorgegangen war. Helding, der sonst ein kriechender, furchtsamer, abhängiger Sclave der Grillen seiner Obern war, zwang jetzt, mit aufgerichtetem Haupte, den Arm gebietend ausgestreckt, seinen ehemaligen Patron, ihm zu folgen, während dieser, der stolze, reiche, eingebildete Jüngling, mit niedergeschlagenen Augen und bebenden Schritten seinem Führer, dessen sittlichem Uebergewicht er nachgab, in das Hinterhaus folgte.

Ich, und verschiedene andere Anwesende mit mir, begleiteten sie auf das Zimmer, wo Klärchen auf dem Todtenbett ausgestreckt lag, und wo sich, zu meiner großen Freude, Sander nicht mehr

befand. Wahrscheinlich hatte er sich, als er Fußtritte nähern hörte, durch das Fenster entfernt. Als Helding an die Bettstelle kam, schlug er die Decke auf und zeigte Ludwig die leblosen Gesichtszüge seiner Tochter: „Sehen Sie Ihr Schlachtopfer an!" sagte er.

Ludwig stand einen Augenblick wie zerschmettert; sein Gesicht war todtenblaß, seine Lippen blau und seine Augen rollten wild durch den Kopf. Endlich ermannte er sich, und sagte mit einem wüthenden Blick auf mich: „Sie sind es, dem ich dies Alles verdanke. Aber ich werde Ihnen die Schuld abtragen."

„Wem wollen Sie mich überliefern?" fragt' ich ihn verächtlich.

„Verflucht!" rief er stampfend, riß sich durch eine heftige Bewegung von Heldings Arm los und verließ das Zimmer und das Gasthaus.

Nach seinem Weggange blieb ich gleichfalls nicht länger; denn es war nöthig, mit Helding und der Hausfrau die erforderlichen Anordnungen zum Begräbniß zu treffen. Dann begab ich mich aufs Rathhaus, wo die Schöppen schon versammelt waren und auch Heynß mit seinem Gefangenen sich eingefunden hatte. Während man hier berathschlagte, kam das Gepäck des Herrn van Lintz vom Fahrzeuge zurück und kurz darauf meldete sich Jemand bei

Heynß an, den ich auf der Stelle für einen der Boten meines Vaters erkannte.

„Glücklich, daß ich Sie finde, Singnur!" sagte er und zog sich mit Heynß ein Wenig auf die Seite. „Ihre Edeln konnten noch kaum über Pampus hinaus sein, da Seine Edeln Gestrengen mir, in Folge aus dem Haag erhaltener Nachrichten, befahl, Sie aufzusuchen. Hier ist der Brief."

Heynß hatte denselben kaum gelesen, da rief er mich auf die Seite. „Das verändert die Sache bedeutend," sagte er. „S. Ed. Gestrengen befehlen mir, wenn ich Herrn van Lintz in die Hände bekäme, ihn in Gewahrsam zu halten bis auf weitern Befehl, und nur die Papiere abzuschicken, die bei ihm gefunden würden."

„Das ist für Herrn van Lintz ein gutes Zeichen," sagte ich. „Das beweist, daß man im Haag noch nicht einig ist, ob man ihn halten will."

Heynß theilte den Schöppen den erhaltenen Befehl auf der Stelle mit und ersuchte sie, ihm in der Ausführung desselben behilflich zu sein. Sie stimmten in die vorgeschlagene Maßregel der Bewachung, wodurch ihr vorgebliches Privilegium noch ungekränkt blieb, bereitwillig ein, und es wurde Herrn van Lintz und seiner Tochter ein einstweiliger Aufenthaltsort angewiesen. Das Gepäck wurde untersucht und seine Papiere, nachdem sie gehörig versiegelt und mit einem Begleitschreiben von Heynß

an meinen Vater versehen waren, wozu ich selbst noch einen Brief beilegte, dem Boten eingehändigt, der ein Paar Stunden später wieder unter Segel ging.

Die erste Absicht des Vogt's war gewesen, van Lintz in das gewöhnliche Gefängniß von Ter Schelling einsperren zu lassen; aber Heynß, der zu den Bewachungs- und Versorgungsmitteln, welche die Insel darbieten mochte, wenig Vertrauen hatte, hielt es für rathsamer, dem Gefangenen sein Wort als Edelmann abzunehmen, daß er nicht entwischen wolle und ihn mit seiner Tochter auf dieses Versprechen ruhig bei einem der begütertsten Einwohner einzumiethen, wo wir jetzt gemeinschaftlich das Abendessen genossen. Beim Nachtische empfing ich von Sander ein mit Bleifeder geschriebenes Briefchen, worin er mich ersuchte, mein Versprechen hinsichtlich des Empfehlungsbriefes an Holmfeld in Erfüllung zu bringen; nächsten Morgen, sieben Uhr, wolle er mich bei der nördlichsten Laterne erwarten.

Ich zerriß dies Briefchen sogleich, nachdem ich es gelesen hatte und stand einige Augenblicke in Gedanken. „Ich hoffe,“ sagte van Lintz, „daß dies keine Herausforderung von Herrn Bläck ist? — Nehmen Sie sich vor diesem Mann in Acht; er wäre nicht zu gut, Sie ohne Warnung über den Haufen zu schießen.“

„Nein,“ sagt' ich; „dies Briefchen ist nicht

von ihm; aber dennoch fordert es von mir, daß ich mich etwas früher entferne, um die Antwort fertig zu machen."

Mit diesen Worten stand ich auf und verließ das Zimmer. An der Hausthür sah ich, daß Amalie mir folgte. „Bemühen Sie sich nicht," sagt' ich, „ich werde schon hinauskommen."

„Mein Herr Huyck!" sagte sie mit zitternder Stimme. „Entschuldigen Sie meine Freiheit, aber ich bin so sehr gewöhnt, immer das Schlimmste zu fürchten. Ist dies Briefchen wirklich nicht von Herrn Bläck?"

„Ihr Interesse schmeichelt mir," sagt' ich; „aber ich versichre Sie, daß Ihre Furcht ungegründet ist," und ich gab ihr in kurzen Worten zu erkennen, wie sich die Sache verhielt.

„Dem Himmel sei Dank!" versetzte sie. „Ich erinnere mich jenes Sanders wohl und des unglücklichen Namens Pedro Negro, den wir ihm gaben und den er nachher, wie ich höre, nur zu berüchtigt gemacht hat. Es war eine gute Anlage in dem Mann und Gott gebe, daß er seine frühern Verkehrtheiten durch einen verbesserten Lebenswandel wieder gut mache."

Ich kehrte in das Gasthaus zurück und schrieb den Brief, den ich Sandern versprochen hatte, worauf ich mich zur Ruhe begab, mit dem Auftrage, daß man nicht versäumen möge, mich zu wecken.

Folgenden Morgens war ich denn auch frühzeitig auf den Beinen, und begab mich an den bestimmten Platz. Pulver und Helding hatten mich begleiten wollen; ich hatte dies Anerbieten aber abgeschlagen.

Es war ein schöner Morgen; der Wind hatte sich nach Süden gedreht und diese Gelegenheit wurde wahrgenommen sowohl von einzelnen Finkenchören und Nebelkrähen, die mir über den Kopf hinflogen und ankündigten, daß der Herbst gekommen war, als auch von etlichen Fahrzeugen, welche die Rhede vom Vlie verlassen hatten und nordwärts auffegelten; aber ich war nicht wenig getäuscht, als ich bemerkte, daß auch der Kjöbenhafen die Anker gelichtet hatte und mit ausgespannten Segeln das offne Meer suchte. Kapitain Holmfeld hatte gewiß nicht länger verziehen dürfen und nahm nun auch die letzte Hoffnung von Sander mit sich weg.

Bald hatte ich die Düne erreicht, wo sich der Leuchtthurm erhob, ein einfaches, aus rohen Balken zusammengeschlagenes Gestell, welches man auf einer, an verschiedenen Stellen sprossenleeren Leiter bestieg. Ich sah vor mich hin, ob ich Sandern irgendwo gewahr würde; er kam aber nicht zum Vorscheine. Ich ging lange auf und nieder; endlich wurde ich ungeduldig und kam auf den Gedanken, daß auch er das Dänische Schiff hätte wegsegeln sehen. Da ich nun keine Lust hatte, den Morgen

hier hinzubringen, beschloß ich, wieder ins Dorf zurückzukehren.

Ich hatte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, da kam es mir vor, als ob ich in der Nähe einen Laut hörte, der dem eines ängstlich Stöhnenden glich. Ich sah um mich her und entdeckte in einer Tiefe zwischen Dünen einen Gegenstand, der mir, so viel die Gesträuche sehen ließen, wie ein menschlicher Leichnam vorkam. Ich eilte nach demselben hin und nach so viel Jahren noch geht ein Schauder durch meine Glieder bei dem Gedanken an den Anblick, der sich meinen Augen darbot.

Auf dem kahlen Sande lagen zwei Leichname ausgestreckt, der eine war der Sanders — er lag auf dem Rücken, die Todtenfarbe war über sein Gesicht verbreitet, und sein Blut, das stromweise floß aus einer am Kopfe erhaltenen Wunde, bildete auf dem nackten Boden einen rothen Flecken. Quer über ihm lag Ludwig Bläck mit dem Angesicht im Sande und neben ihm auf dem Boden eine Pistole.

Mit einem Schrei des Entsetzens trat ich näher und kehrte den Leichnam des Letztern um. Sein Hemd und seine Weste waren steif von Blut und seine Züge glichen denen eines Todten; aber ein schmerzlicher Seufzer, der ihm bei dieser Bewegung entfuhr, kündigte mir an, daß ihn das Leben noch nicht verlassen hatte und vielleicht Rettung möglich wäre. Ich riß ihm das Hemd auf, sah, daß er eine tiefe

Wunde in der Brust hatte, und hielt mein Taschentuch vor, um so viel wie möglich den Blutfluß zu hemmen. Sander war schon kalt und hatte sichtbar den Athem schon ausgehaucht. Das blutige Messer, womit er seinen Gegner wahrscheinlich verwundet hatte, war seiner Hand entfallen.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte, den Verwundeten wollte ich nicht verlassen, und war, ohne Hilfe, gleichwohl außer Stande, ihn fortzuschaffen; da sah ich mich um, ob sich etwa in der Nähe ein lebendes Wesen sehen ließe, und bemerkte plötzlich in einer kleinen Entfernung, mir schräg gegenüber, Jemanden, der mich aufmerksam zu beobachten schien. Sein Anblick machte für den ersten Augenblick den Eindruck auf mich, welchen der stiere Blick der Schlange auf den unschuldigen Vogel hervorbringt; — ich hatte Driesen erkannt. Meine erste Bewegung war, das Messer Sanders aufzunehmen, um mich im Falle der Noth gegen einen Anfall von Seiten dieses Schurken zu vertheidigen. Aber er kehrte sich um, ohne ein Wort zu sprechen, und lief unter dem Geschrei von „Mord! Mord!" nach der Seite des Dorfes hin. Ich stand auf und sah zu derselben Zeit Pulver und Helding, die mit Hast auf mich zugelaufen kamen.

„Gott bewahre uns! Was ist hier geschehen?" fragte der Letzte.

„Wir sind also doch nicht zeitig genug gekom-

men, um einen Unfall zu verhüten," sagte Pulver. „Sind auch Sie verwundet, Patron?"

„Rühren Sie den todten Leichnam nicht an, mein Herr Huyck!" rief Helding, der in dieser Hinsicht in dem gewöhnlichen Vorurtheile befangen war; „es hat nie gute Folgen."

„Aber wer ist der Thäter?" fragte Pulver.

„Ja! Wer ist der Thäter?" fragten jetzt verschiedene Stimmen, und es versammelten sich einige Insulaner um jenen Ort, deren Anzahl immer mehr anwuchs; aber alle blieben, in Folge erwähnten Vorurtheils, immer in einiger Entfernung. Ich sah, daß einige den Kopf schüttelten, mich von der Seite ansahen, und einander mit den Ellenbogen anstießen oder sich zuwinkten.

„Helft mir doch diese Unglücklichen ins Dorf bringen," sagte ich; „der Eine lebt noch."

„Wir wollen warten, bis der Vogt kommt — wir werden keine Hand anlegen — daß wir Thoren wären! eine Leiche anzurühren und so die Erbschaft zu übernehmen," — murmelten die Umstehenden.

„Sie haben einander ermordet!" sagte ich, zur Antwort auf den fragenden Blick Pulvers. „Das leidet keinen Zweifel."

„Nun ja! — Das wird der Vogt wohl entscheiden," entgegneten die Insulaner, und ich sah, daß ihre Blicke auf das Messer gerichtet waren, das ich in der Hand hielt.

„Er thut wohl, daß er die Schuld auf die Todten wirft," murmelte Dries, der unter dem Haufen mit zurückgekehrt war. „Todte können sich nicht vertheidigen," denkt er. „Der ist so falsch wie Galgenholz."

Ich sah, daß ich allgemein des Mordes verdächtig gehalten wurde; mein Zustand war nichts weniger, als angenehm; ich begriff jedoch, mich vor meiner Vertheidigung nochmals auf ihre Menschenliebe berufen zu müssen. „Freunde!" rief ich und richtete Ludwig halb auf; „dieser lebt noch. Wollt Ihr ihn ohne Hilfe sterben lassen?"

„Ruhig!" sagte Pulver; „ich werde Ihnen helfen Patron. Wenn er noch nicht zu seinen Vätern heimgegangen ist, so ist keine Gefahr dabei."

„Und ich auch," sagte Helding; „obgeich er es an mir gerade nicht verdient hat; aber ich verdanke Herrn Huyck zu viel, als daß ich ihn könnte stecken lassen." —

In diesem Augenblicke kam Doedes mit Reynß und einigen andern Notabeln angelaufen.

„Hm!" rief der erste, „zwei Leichen? — Mord verübt? — durch wen?"

Alle schwiegen; einer der Anwesenden wies auf Driesen und sagte: „Dieser Mann hat uns gerufen."

„Ja!" sagte Dries mich ansehend, „ich werde vornehmer Leute Kinder nicht anklagen, so wenig

als mit einem Kutter *) ein Admiralsschiff ansegeln; aber wenn man ein blutiges Messer in der Hand hält . . ."

„Menschen!" rief ich mit kräftiger Stimme; „glaubt diesem Manne nicht, das ist ein Schurke, ein Straßenräuber, den Ihr in Gewahrsam nehmen müßt. Ich bin hieher gekommen, da sie beide auf dem Boden lagen. — Dies Messer gehört dem Todten; — aber verliert keine Zeit mit unnützem Geschwätze — Herr Bläck ist vielleicht noch zu retten."

„Hm!" sagte Doedes kopfschüttelnd. „Herr Bläck Ihr Freund nicht — früh ausgehen — Duell — hm! — noch zu retten?" und zugleich nähertretend untersuchte er die Wnnde. „Hm!" sagte er: „schneidend Werkzeug tief eingedrückt," und dann mich ansehend: „das Messer, hm!" — Ich gab es ihm. — „Wunde mit diesem Messer beigebracht — vena jugulariis — Knorpel verletzt — langsame Genesung — schnell unterbringen." Während dem holte er seine Instrumente heraus und legte einen leichten Verband an. Darauf begab er sich zu Sander und untersuchte dessen Wunde. „Hm!" sagte er; „Kugel in die Hirnschale, — mausetodt — hm! — vulnus letale!" —

Hiermit beschloß er seine Leichenschau und begab sich mit Reynß und noch zwei oder drei Andern

---

*) Kleines Kriegsschiff.

mit ihm gekommenen Notabeln auf die Seite. Ihr Gespräch war kurz und lebhaft. Ich sah an den Blicken, die sie nach mir warfen, daß ich der Gegenstand davon war. Nach Ablauf desselben trat Doedes auf mich zu und sagte:

„Sie uns folgen — sich verantworten.“

„Das will ich gern thun,“ sagt' ich; „aber Sie werden doch nicht glauben . . .“

„Ja!“ sagte Reynß kopfschüttelnd. „Es würde mir leid thun; aber es ist starker Verdacht. Ihre Edeln waren nicht gut Freund mit dem Verwundeten.“

„Sind Sie toll?“ fragte Pulver; „Herrn Huyck für einen Mörder anzusehen!“

„Gut Recht geben,“ sagte Doedes; „kein Ansehen der Person — He da!“ — fuhr er fort, als er sah, daß Dries sich entfernte. — „Dieser Mann bleiben — mitgehen — Zeugniß ablegen.“

„Sorget, daß er nicht entwischt,“ sagt' ich, „es ist der Bursche, über den ich mit dem Wirthe sprach, der Mann, der damit umging, das Packhaus zu berauben.“

Man versicherte sich Driesens und legte Ludwig auf eine Tragbahre, die unterdessen herbeigebracht worden war. Während dies geschah, öffnete er die Augen, sah um sich her und fragte mit kaum hörbarer Stimme: „Wo bin ich?“

„Jetzt werden Sie alle die Wahrheit hören!“ rief ich erfreut aus. „Bläck! um's Himmelswillen! sagen Sie uns, wer war Ihr Mörder?“

Der Verwundete sah mich eine Weile sprachlos an, als wolle er sich bedenken, während sich die Umstehenden in gespannter Erwartung um uns her drängten, um die Worte von seinen Lippen aufzufangen. Auf einmal schien er sich zu besinnen, auf seinem Gesichte zeigte sich ein boshaftes Lächeln, er sah mich scharf an: „Sie!“ sagte er.

„Elender!“ rief ich, „wollen Sie mit einer Lüge in die Ewigkeit eingehen?“

Unter den Anwesenden erfolgte eine tiefe Stille. Reynß sah mich mitleidig an, indem er die Achseln zuckte, als wolle er sagen: „Sie hören es.“ Pulver seufzete und biß auf seine Finger; Helding stand verblüfft, er drückte mir die Hände während ihm die Thränen aus den Augen quollen. Ich für meine Person war durch die Beschuldigung so zertrümmert, daß ich kein Wort mehr hervorbringen konnte und mechanisch hinter dem Zuge herging, der nun mit dem Verwundeten und dem Todten langsam nach dem Dorfe hinzog.

Eilftes Kapitel.

Es wird unserm Held durchaus nicht wohl zu Muthe.

Das Gerücht von dem Ereignisse war uns schon vorausgegangen und wir konnten uns nur mit Mühe einen Weg bahnen durch die ganze Bevölkerung des Dorfes hin, welche dieser Vorfall auf die Beine brachte. Kein altes Weib war am Spinnrade, kein Kind in der Schule geblieben. Alle waren neugierig zu sehen, wie ein Kind reicher Amsterdamer Leute eingeführt würde, weil er einen andern Herrn erstochen hatte. Ludwig wurde in das Haus des Herrn Doedes gebracht, wo er die nöthige Verpflegung erhielt, während man Driesen und mich aufs Rathhaus brachte. Hier mußten wir warten, bis die einberufenen Schöppen in hinlänglicher Zahl versammelt waren, um mir ein vorläufiges Verhör abzunehmen. Endlich wurde ich inmitten zweier Gerichtsdiener vorgeführt und fand das Schöppengericht versammelt, an dessen Spitze Freund Reynß in voller Achtbarkeit saß, der mir jetzt befahl, eine Erzählung von meinem Begegnisse zu geben.

Als ich dies der Wahrheit gemäß gethan, wurde Dries hineingerufen.

„Haben Sie hinsichtlich dieses Zeugen etwas zu bemerken?" wurde ich gefragt.

„Sehr viel!“ sagt' ich. „Es ist ein anerkannter Straßenräuber, und wenn man Heynß rufen läßt, so wird dieser meine Worte bestätigen.“

„Leicht möglich!“ brummte Doedes, der an dem einen Ende der Tafel sitzend sich vor Freude über die interessante Anklage, die er zu verfolgen hatte, die Hände rieb. „Heynß, der sich in Alles mischt, kein Beweis gegen diesen Zeugen — weiter gehen!“

„Wir werden dem Angeklagten Zeit geben zu seiner Vertheidigung,“ sagte Reynß mit einer Feierlichkeit, die mich bestürzt machte, „und indessen weiter fortgehen, die Zeugen zu verhören. Dries Mathissen! was habt Ihr vor Gericht auszusagen?“

Dries gab hierauf eine Erzählung, welche weiter nichts, als ein Gewirr von Lügen war. Er hatte, sagte er, einen Pistolenschuß gehört und war darauf zugelaufen. Beim Näherkommen hatte er Sandern auf dem Boden liegend und mich im Kampfe mit Herrn Bläck gefunden, welchen letztern er nach einem kurzen Gefechte hatte fallen sehen. Hierauf war er sogleich gegangen, um Hilfe zu rufen.

Ich machte zu dieser Zeugenaussage keine Anmerkung, sondern begnügte mich, mit Achselzucken bei meiner frühern Aussage zu verharren.

Jetzt wurde Pulver hineingerufen und ebenfalls verhört.

„Ja!“ sagte er; „ich weiß von dem Falle nichts zu erzählen, als daß, da ich mit Singnur Helding

hinzukam, wir Sanderchen rücklings auf dem Boden liegen sahen, als ob er Sonnenhöhe nehmen wollte, und Herrn Bläck quer über ihm hin, während der Patron dabei stand, wie Jemand, der keinen Rath weiß. Aber daß er Theil an dem Falle haben sollte, das kann ich nicht begreifen."

Hm!" sagte Doedes, „nicht um Ihre Meinung gefragt — antworten — mehr nicht."

„Aber," fragte Reynß den Kapitain, „wie kamen Sie mit Ihrem Kameraden auf die Dünen?"

„Wir waren ausgegangen, um Herrn Huyck zu suchen, über dessen langes Außenbleiben wir unruhig wurden," antwortete Pulver in seiner Einfalt.

„Es gab also Gründe, um unruhig zu sein? Sie hatten also Vermuthungen, daß seine Abwesenheit mit verkehrten Absichten gepaart gehe?"

„Ich muß sagen," antwortete der gutmüthige Kapitain verlegen, „der Patron hatte gestern ein Briefchen erhalten und wir waren bange, es möchte von Herrn Bläck sein, und somit . . . mit einem Worte — wir waren sehr bange, daß sie einmal einander auf dem Kragen säßen."

Ich fühlte einen kalten Schauder durch meine Glieder fahren; denn ich sah ein, welche Folgerungen man aus dieser Erklärung ziehen würde.

„Hm! hm!" sagte Doedes, mit einem triumphirenden Blick um sich herumsehend. „Die Sache aufgeklärt — klar wie der Tag — hm!"

Helding, der nach Pulver auftrat, erklärte im Wesentlichen dasselbe, wie dieser, und fügte zugleich das Eine oder das Andere hinsichtlich der Ursachen zur Fehde hinzu, welche Sander gegen Ludwig Bläck haben konnte und welche es nicht unwahrscheinlich machten, daß zwischen diesen beiden ein Gefecht Statt gefunden hatte. Sowohl er als der Kapitain wurden gefragt, ob sie das zum Prozeß überlieferte Messer als mir zugehörig erkennten. Beide bezeugten, es nie gesehen zu haben.

Der letzte Zeuge, der verhört wurde, war sichtbar zu meinem Vortheil. Es war ein Fischerjunge, welcher aussagte, daß er den Abend zuvor von Jemandem, der nach seiner Beschreibung vollkommen Sandern glich, ein Briefchen erhalten, mit der Bitte, es mir einzuhändigen, für welche Besorgung er einen Stüber erhalten hätte.

„Die Herren sehen also," sagte ich, „daß diese Aussage mit meiner Erzählung übereinstimmt, und daß ich auf die Dünen gegangen war, um Sander Gerritz zu suchen. Hier ist überdies der Brief, den ich zu seinem Behuf an den Kapitain Holmfeld geschrieben hatte."

„Hm ja!" sagte Doedes, „Verabredung mit dem Indicirten — Herrn Bläck anzufallen — Sandern einen Brief — ihm forthelfen nach Vollziehung der That — wohl überlegt — hm!"

„Wenn man allen meinen Handlungen eine verkehrte Auslegung geben will, ... sagte ich, während mir das Blut nach dem Gesichte stieg.

„Hm!“ ließ sich Doedes hören, nahm ein Buch auf, das er mitgebracht hatte und zeigte es einem der Schöppen: „wie vorliegender Fall — Consultation en Adoysen Deel 1. b. 650. — Aussage des Verwundeten — Zeuge durch Zufall verwerflich — der Angeklagte gesehen mit einem Messer in der Hand — duo visi rixari et unus vulneratus — concurrirende Indicien, — in allem gleichstehend — und also berechtigt, zu contendiren“ — Hier stand er auf und sagte mit noch mehr gehobener Stimme, wie Jemand, der Amts halber eine Forderung macht, „daß der Gefangene gefoltert werden soll nach Willkür des Richters und so zu schärfern Examen gebracht.“

„Gefoltert!“ wiederholte ich; denn der blose Gedanke brachte mich schon zum Zittern. „Sie wollen mich doch nicht auf diese blose Annahme hin auf die Folterbank spannen — denn meine Herren, das Zeugniß des Verwundeten ist extra judicium gegeben und kann in diesem Augenblicke nicht gegen mich angeführt werden. Er muß sich geirrt und nicht gewußt haben, was er sagte. Er wird, wenn er wieder genesen wird, was Gott gebe, seine Erklärung widerrufen; daran ist kein Zweifel.“

„Der Angeklagte hat Recht,“ sagte der Vor-

sitzer; „und übrigens, Herr Vogt! wir wissen noch nicht, wessen Sie ihn beschuldigen, des Mordes, oder der Verwundung. — Wir werden deshalb die Sache noch aufschieben und Befehl geben, den Angeklagten einzusperren, bis er weiter verlangt wird. Auch die Zeugen müssen so lange hier bleiben, bis sie näher gehört werden können.“

Mit diesen Worten wurde die Sitzung aufgehoben und ich ins Gefängniß gebracht. Dergleichen Locale sind selten sehr erbaulich, und der Ter Schellingsche Kerker machte von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Es war ein kleines, feuchtes Gemach mit nackten Wänden, das zum einzigen Ameublement einen Tisch hatte, woran nur noch drei Füße vorhanden waren, einen Stuhl mit zerbrochenem Sitz und eine hölzerne Pritsche, die alle Spuren von vieljährigem Dienste trug.

Da ich allein war, setzte ich mich und suchte meine Gedanken zu sammeln; denn Bestürzung, Schrecken und Angst hatten mich in einen Zustand von Verwirrung gebracht, worin mir alles dasjenige, was mir begegnet war, wie ein beängstigender fürchterlicher Traum vorkam. Aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe ich zu einem rechten Begriffe meines Zustandes gelangte. Endlich jedoch glückte es mir, ruhig zu werden, und jetzt stand die erschreckliche Wahrheit in ihrer ganzen Blöse vor meinen Augen. Ja! ich war es selbst, ich Ferdinand Huyck,

der Sohn des Oberrichters, auf welchem das Gewicht eines Hauptverbrechens ruhte, gegen welchen sich so entsetzlicher Verdacht erhob, und hatte ich zu Anfange die Sache leicht genommen und auf das Bewußtsein meiner Unschuld vertraut: so sah ich jetzt ein, daß gewichtige Gründe beigebracht werden müßten, um die gegen mich angeführten Beweise zu entkräften. Dann dachte ich an meine Aeltern, an meine brave Mutter, deren schwacher Gesundheitszustand die Nachricht, daß ihr Sohn einer solchen Missethat verdächtig gehalten werde, nicht ertragen würde; — an meinen Vater, der sein Leid mit dem Stoicismus, der ihn characterisirte, verschlucken, aber später desto mehr büßen würde; und dann der quälende Gedanke, daß ich sie selbst nicht von meiner Unschuld überzeugen konnte! — daß sie durch einen Dritten, der die Sache vielleicht vergrößern oder in einem ungünstigen Lichte darstelle, über das Geschehene Nachricht erhalten würden; daß sie vielleicht den Namen des Sohnes, der ihre grauen Haare mit Schande bedecke, verfluchen würden. — Das Alles war schrecklich. Es brachte mein Blut in den Adern zum Erstarren und preßte den kalten Schweiß aus allen Poren.

Jetzt wollte ich schreiben, aber dazu fehlten mir die Mittel, und auf mein Rufen antwortete Niemand; ich war allein und — verlassen — ohne Zugang. Ich sah mich verpflichtet zu warten, bis mein

Wärter käme, und dann fragte es sich noch, ob meinem Gesuche gewillfahrt würde; denn ich hing von den Grillen des Meister Doedes ab, und hatte schon hinlänglich bemerkt, daß er weit entfernt war, mir geneigt zu sein.

Endlich, nachdem ich peinliche Stunden hingebracht hatte, sah ich die Thür meines Kerkers aufgehen und wurde angenehm überrascht durch den Eintritt Heynßens. „Gott sei Dank!“ rief ich, sobald ich ihn sah; „ich bin denn doch nicht ganz verlassen.“

„Mein Herr Huyck! mein Herr Huyck!“ sagte er, sobald uns der Schließer allein gelassen hatte, mit einem bedenklichen Gesichte. „Das ist ein Fall für mich, den Sohn Ihres Vaters in einer solchen Ungelegenheit zu sehen!“

„Nicht wahr?“ fragte ich ihm die Hand reichend, „Sie glauben nicht an meine Schuld?“

„Meiner Treue!“ antwortete er; „alle Annahmen sind gegen Sie und könnten wirklich Grund abgeben, Ihnen die Folter aufzulegen; aber ich begreife nicht, warum Ihre Edeln nicht bekennen; denn ich nehme an, Sie haben diese Wunde im Falle der Selbstvertheidigung beigebracht.“

„Wie! auch Sie gegen mich?“ rief ich bitter getäuscht aus.

„Was soll ich sagen? Zwei Zeugen gegen Sie!...“

„Wovon der eine mein Feind und der andere ein Schurke ist.“

„Ja dieser Dries! nun der wird nicht sehr gemächlich davon kommen; denn Freistätte oder nicht, hängen wird er; aber warum, aus welchen Gründen sollte er Sie beschuldigen?“

„Gründe genug. Erstens, aus angeborner Bösartigkeit; zweitens, weil ich der Sohn des Oberrichters bin; drittens, weil er einen alten Streit gegen mich hat, denn ohne Herrn van Lintz hätte ich einst sein Messer in meinen Rippen gefühlt.“

„Gut! Herr van Lintz kann gehört werden, aber nun der Herr Bläck, sollte der die Schlechtigkeit so weit treiben, Sie fälschlich anzuklagen, ihn ermordet zu haben . . . es ist möglich, aber das ist grausam!“

„Ich muß noch glauben,“ sagt' ich, „daß seine Beschuldigung entweder Folge ist von einer Verwirrung, oder von einer unwillkürlichen Gemüthsaufwallung, und daß er, wenn er am Leben bleibt, dieselbe wohl widerrufen wird.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte Heynß; „denn er ist besser und hat seine Erklärung doch nicht widerrufen; sondern im Gegentheile, sie mit nähern Umständen befestigt.“

„Wohlan!“ entgegnete ich; „in dem Falle bin ich überzeugt, daß seine Aussage mit der Driesens abweichen muß.“

„Das ist auch der Fall,“ sagte Heynß. „Ich habe sie beide gelesen; denn, unter uns gesagt, Reynß ist ein verständiger Mann, der Raison annimmt, und kein solcher Starrkopf, wie dieser Doedes. Er hat in dieser Angelegenheit mich sogleich zu Rathe gezogen, und nur ihm habe ich die Erlaubniß zu verdanken, Sie besuchen zu dürfen, denn der Vogt wollte allen Zutritt verweigern. Er ist etwas zu geschäftig, dieser Meister Doedes; ein wichtiger Fall, wie dieser, Todtschlag und Verwundung, und als Patient einen reichen Amsterdamer verpflegen; das ist für einen Mann, wie er, zu viel Vergnügen.“

„Ich glaube es wohl,“ sagte ich: „aber nun die Zeugenaussagen?“

„Ja so! — Wohlan denn! Herr Bläck erzählt, daß er von Ihnen eine Herausforderung zu einem Duell auf den Dünen erhalten habe; daß er, dort angekommen, von Ihnen und Sander angefallen worden sei, und daß er von Ihnen einen Stich mit einem Messer erhalten in dem Augenblicke, als er zu seiner Selbstvertheidigung Sandern, oder lieber den schwarzen Peter, denn es scheint, daß es dieser gefürchtete Haudieb gewesen ist, der bei dieser Gelegenheit umkam, durch den Kopf geschossen. — Dries dagegen erzählt . . .“

„Ich habe die Zeugenaussage dieses Letztern gehört,“ fiel ich ein; „aber auf jeden Fall folgt aus Beider Erklärung, daß Sander durch Bläck ge-

tödtet ward, und dann ist dieser Dries offenbar als Zeuge unzulässig, da er selbst über einen Todschlag wird zur Verantwortung gezogen werden müssen."

„Ganz recht! und dies habe ich schon dem Reynß gesagt. Es ist ewig schade, daß Ihre Edeln in den Handelsstand getreten, und nicht Advocat geworden sind; denn Ihre Edeln fassen die Vertheidigungspunkte gerade so auf, wie sich's gehört. Aber meiner Treue! hätten Ihre Edeln diese Canaille Bläck in der Hitze, oder auf andere Weise niedergestochen, ich würde Ihre Edeln nicht desto weniger achten."

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß meine Hände von seinem Blute rein sind und . . ."

„Ich glaube Ihnen, mein Herr Huyck! Ich glaube Ihnen, und wenn ich eben anders sprach, so war es nur, weil ich es so gewohnt bin. Wenn man zu einem Angeklagten spricht, muß man immer damit anfangen, daß man die Schuld voraussetzt, sonst kömmt man nie hinter die Wahrheit; — aber genug hiervon. Wie kann ich Ihren Edeln von Dienst sein?"

„Kann ich keine Schreibmaterialien bekommen? Ich wünschte sehr, meinem Vater von diesem unglückseligen Falle selbst Kenntniß zu geben, ehe ihm solcher von einem Andern zu Ohren kömmt."

„Ich fürchte, daß man Ihnen dazu keine Erlaubniß geben wird," versetzte Heynß kopfschüttelnd. „Aber überlassen Sie es mir, dies unangenehme Ge-

schäft zu übernehmen. Ich werde S. Ed. Gestrengen auf eine vorsichtige Weise vorbereiten und es vorläufig als eine Sache vorstellen, in welche Ihre Edeln nur verwickelt sind, und wobei es unsicher ist, ob Ihre Edeln als Zeuge oder als Angeklagter erscheinen. Ich werde der Sache schon einen guten Anstrich geben, deß können Sie versichert sein."

Leider aber war ich weit entfernt, getrost zu sein, oder ein unbegränztes Vertrauen auf den glücklichen Briefstyl Heynßens und auf seine Vorsichtigkeit zu haben, oder auf seine Art und Weise, die Sache vorzutragen. Es ließ sich jedoch nicht ändern.

„Ihre Edeln sind hier schlecht logirt," sagte er, wir nach dem obigen Punkt abgehandelt hatten. „Ich werde mit Reynßen darüber sprechen. Es ist kein Grund vorhanden, Jemanden, der wohl im Stande ist, ein gutes Logis zu bezahlen, als einen schlechten Buben zu behandeln. Aber à propos!" sagte er, „ehe ich es vergesse, ich soll Ihre Edeln grüßen vom Herrn van Lintz, von seiner Tochter und von dem armen Helding. Ich weiß nicht, wer von den Zweien trauriger ist über Ihren Fall, der alte Poet, oder die junge Dame. Der erste thut nichts, als schelten und rasen, und diese ist wie eine Wahnsinnige und beschuldigt sich selbst, die Ursache von all' diesem Elende zu sein."

„Amalie? — Sie ist doch wirklich an dem Vorfalle ganz unschuldig."

„Meiner Treue!“ sagte Heynß lächelnd, „nicht so ganz und gar. Hätte sie nicht Herrn Bläck in die Augen gestochen, so hätte dieser sie nicht verfolgt und wäre nicht hieher gekommen. Kurz: Eins folgt aus dem Andern.“

„Und Kapitain Pulver?“ fragte ich.

„Oho! dieser wäre schon nach Amsterdam gegangen, um sich über die Regierung von Ter Schelling zu beklagen, daß sie die Grausamkeit gehabt hat, Sie fest zu setzen; aber ich habe ihn glücklich davon abgehalten, um so mehr, da Ihnen sein Zeugniß nicht von Nutzen sein kann. Doch ich muß Sie verlassen, und eine Gelegenheit abpassen, um zu schreiben. Ich werde Sorge tragen, daß Ihre Edeln bessere Meubeln bekommen.“

Heynß verließ mich und hielt getreulich Wort; denn eine Stunde später besorgte man mir ein Bett mit Zubehör, einen Tisch, Stühle, die, wenn auch nicht neumodisch, doch brauchbar waren, und mein Gepäck. Ich will hier keine Beschreibung von den traurigen Nächten und langweilenden Tagen geben, welche ich hinbrachte, ohne daß sich in meinem Zustand einige Veränderung, oder für die Zukunft einige Aussicht darbot. Die einzige Zerstreuung, welche ich hatte, bestand in den Besuchen von Seiten Heynßens, der mir von dem, was vorging, und von Ludwigs Zustande Nachrichten brachte. Die Wunde dieses schien weniger gefährlich, als man sich

Anfangs gedacht hatte; aber die anhaltenden Fieber, welche ihn befielen, hatten ihn sehr geschwächt. Man schmeichelte sich jedoch, daß seine Jugend und sein starker Körperbau das Uebel besiegen würden. Hinsichtlich der verübten That blieb er bei seiner frühern Aussage, so daß meine Sache durchaus keine bessere Wendung zu bekommen schien.

Es war am sechsten Morgen meiner Gefangenschaft, ich saß in Betrachtungen vor meinem Tisch und dachte an die Meinigen, da hörte ich den Riegel meines Gefängnisses aufschieben. Ich stand etwas verwundert auf; denn das war die Stunde nicht, wo ich einen Besuch erwartete. Die Thür öffnete sich, es trat Jemand hastig ein, und ich that betroffen einen Schritt zurück; denn ich sah Reynhoven.

„Reynhove!" rief ich, „Sie hätte ich wohl am wenigsten erwartet."

„Und ich hatte nicht erwartet, daß ich jemals Ter Schelling sehen werde," antwortete er, und am allerwenigsten aus einem solchen Beweggrunde. Armer Freund! Sie sind mager und blaß geworden; dies Logis taugt nichts."

„Und meine Aeltern! . . wissen Sie etwas von ihnen? Wo kommen Sie her?" fragte ich in gespannter Erwartung.

„Alle wohl, — vor einer halben Stunde hier angekommen — geraden Weges von Amsterdam und mit Aufträgen allerlei Art — rechts und links.“

„Sie kommen von Amsterdam? Haben Sie meinen Vater gesehen? — Weiß er, weiß meine gute Mutter? . .“

„Still . . . einen Augenblick! Gönnen Sie mir Zeit, Athem zu holen,“ sagte Reynhove, setzte sich nieder und brachte seine Perrücke in Ordnung. „Meiner Treue,“ fuhr er umhersehend fort, „Sie sind hier nicht zum besten logirt — nun, — das versteht sich. — Ihr Vater ist wohl, ich bin bei ihm gewesen, er sucht sich gut zu halten und vor Ihrer Mutter zu verbergen, was vorgegangen ist; aber die gute Frau ist doch höchst unruhig; denn sie merkt wohl, daß etwas vorgeht. Kurz, es ist ein böser Fall, und ich wollte wohl Tausend Kronthaler darum geben, wenn Sie nie hieher gegangen wären.“

„Meine armen Aeltern! . . . und sie halten mich doch nicht für schuldig, Reynhove?“

„Sie vergessen, was ich Ihnen sagte, daß Niemand außer Ihr Vater etwas von dem wahren Hergange der Sache ahnet, . . . aber lassen Sie mich doch Ihnen Alles ordentlich erzählen.“

„Und meine Schwester? . . . Und . . . die andern Angehörigen?“

„Ihre Schwester ist wohl, und Ihre Tante auch,

und Fräulein Bläck auch, obgleich von dem fatalen Falle sehr bestürzt."

„Ich will wohl glauben," entgegnete ich, „daß der Zustand Ludwigs . . ."

„Ja! und dann der Tod ihres Oheims . . ."

„Wie!" rief ich aus. „Ist der alte Herr Bläck todt?"

„Der Welt entsagt," antwortete Reynhove „und zwar ohne den Appell abzuwarten — aber wenn Sie mich immer unterbrechen, werden Sie nie etwas Ordentliches hören. Antworten Sie erst: Wen denken Sie in mir zu sehen?"

„Einen Freund hoffentlich," sagte ich etwas verwundert über diese Frage.

„Das versteht sich von selbst; — aber außerdem? Sie rathen es nicht?"

„Ach!" sagte ich; „bedenken Sie doch, in welchen Umständen ich mich befinde, und wie wenig ich selbst zu unschuldigen Scherzen gestimmt bin."

„Es ist wahr; Sie haben Recht. Wohlan! Sie sehen in mir einen Abgeordneten Ihrer Hochmögenden, par moins que ça. Ich bin hier bei einer Commission und beginne meine diplomatische Laufbahn."

„Ich wünsche Ihnen Glück," sagte ich seufzend; „aber ins Himmels Namen. . ."

„Ihr Vater hat Recht," fuhr Reynhove fort: „es wurde Zeit, daß ich einmal etwas Anderes that,

als reiten und mich belustigen. Ich habe seinen Rath befolgt und eine politische Stellung bekommen. — Hören Sie nun weiter. Ein Paar Tage nach Ihrer Abreise von Amsterdam wurde durch die Herren im Haag in Folge der Fürsprache des Russichen Gesandten, mit welchem man gern gute Freundschaft fort halten will, und einer Meldung der Amsterdamer Regierung, für gut befunden, Herrn van Lintz, den Sie kennen, nicht an Spanien auszuliefern, und zweitens ihn nicht als Deserteur anzusehen, wozu denn auch keine Gründe vorhanden zu sein schienen, da seine Entlassungsacte, bis auf ein Paar Formalitäten, schon vor seiner Flucht mit Fräulein Reefseil ausgefertigt war. Kurz und gut, alle Schwierigkeiten waren beseitigt, und der Befehl zu seiner Ergreifung widerrufen worden. Ich wurde durch meinen Vater beauftragt, diese gute Nachricht der Amsterdamer Regierung zu überbringen; rund heraus gesagt: ich hatte mich selbst erboten, diesen Auftrag zu übernehmen. Ich wußte, daß die Nachricht ihrem Vater angenehm sein würde, — und überdieß, — warum sollte ich es leugnen? — es gab noch einen Magnet, welcher mich nach Amsterdam und zwar nach Ihrem Hause hinzog.“

„Wie!“ fiel ich Reynhoven in die Rede: „haben Sie solche Gedanken im Kopfe?“

„Ihre Schwester Susanne ist ein Plagegeist,“ antwortete er lachend; „aber bei alle dem, ich würde mich höchst glücklich schätzen, wenn sie mich lebenslang zum Ziele ihrer Plagereien nehmen wollte; wir würden sehen, wer es am längsten aushalten könnte. — Aber dies bei Seite; denn ich habe ernstere Dinge zu verhandeln. Ich fand Ihren Vater auf dem Stadthause. Herr Bläck ging eben von ihm weg und schien Alles, nur nicht aufgeräumt. Ihr Vater wollte, da er mich gesprochen hatte, auf der Stelle einen zweiten Expressen nach Ter Schelling schicken, um Befehl zu geben, Herrn van Lintz in Freiheit zu setzen. Einen hatte er schon abgeschickt, auf eine frühere Nachricht, daß die Sache gut stände; aber noch während unseres Gespräches kam Heynßens Brief an, worin gemeldet wurde, daß Ludwig verwundet sei und daß man Sie als Zeuge über die Sache festhalte. Ich sah ihn erblassen, als er den Brief las und merkte auf der Stelle, daß es Unrath geben müsse. Er ermannte sich jedoch und reichte mir mit einer ruhigen Miene den Brief zu. Ich entsetzte mich gleichfalls über den Inhalt, aber durchsah nicht gleich Alles. „Diese Nachricht wird den alten Herrn Bläck gewaltig ärgern,“ sagte ich, „aber ich begreife nicht, wie Ihr Sohn darein verwickelt ist.“ — „Ich nur gar zu wohl,“ antwortete er; „sie haben einander herausgefordert, der Eine ist als Schlachtopfer der un-

glücklichen Ehrensache gefallen; und der Andere — (o Gott! mein Sohn! . .) hat die Rache des Gesetzes zu fürchten. Ach! mein Herr Reynhove! ich bin ein unglücklicher Vater." — Ich hatte mit dem braven Manne einiges Mitleiden und bot ihm an, selbst als Expresser nach Ter Schilling zu gehen und zu untersuchen, wie die Sache stehe. Er zauderte einige Augenblicke, nahm aber endlich meinen Vorschlag mit Dankbarkeit an. Da ich doch vor Abends nicht abreisen konnte, so ging ich erst zu Herrn Bläck, um ihm den Vorfall mit seinem Sohne zu erzählen — fürwahr keine angenehme Commission. — Ich vernahm, daß er nicht zu sprechen sei, sondern mich ersuche, eine Stunde später zurückzukommen. Ich kam dieser Bitte nach. Als ich um die bestimmte Zeit wieder an sein Haus kam, war er eine Leiche. — Er hatte, wie man vermuthet, sich mit Gift ums Leben gebracht."

„Entsetzlich! und was kann der Grund sein?" . .

„Der ist noch ein Räthsel. Betrübniß über das Unglück seines Sohnes kann es nicht gewesen sein, denn das konnte er noch nicht wissen; aber das wird sich wohl später ergeben. Henriette war trostlos, und wußte nicht, was sie thun sollte. Ich schickte nach Ihrem Vater. Er kam, Ihre Mutter kam, Fräulein Susanne kam . . . kurzum, es war ein Auftritt voll Trostlosigkeit. Auf der Schreibtafel des Verstorbenen lag ein versiegelter Brief an

seinen Sohn. In diesem vermutheten wir Aufschluß über diesen Fall. Kurz! er mußte von diesem Ereignisse Nachricht bekommen, und ich segelte also mit einem dreifachen Auftrage nach dieser Insel ab."

„Und . . Fräulein Bläck . . . .?"

„Wie ich Ihnen gesagt habe, sie ist sehr erschrocken, betrübt . . . . kurz! wie man bei dergleichen Fällen gestimmt ist. Um nicht weitläufig zu sein: Ich habe mich bei meiner Ankunft hier an einen gewissen Burschen gewendet, der den Namen Doedes trägt und ein quibus in folio ist."

„Ich kenne ihn, zu meinem Unglück," sagte ich.

„Wohlan! Ich habe damit begonnen, ihm und Heynß den Befehl vorzulesen, den Herrn van Lintz frei zu lassen. Nachher habe ich mich zu Ludwig begeben und ihm mit Erlaubniß jenes Doedes, der mir sowohl als ein dummer Doctor, wie auch als ein dummer Vogt vorkömmt, nach gehöriger Vorbereitung das Absterben seines Herrn Papas mitgetheilt. Er war, es ist eine Sünde, daß ich es sage, mehr bestürzt, als betrübt; mit einem Worte, er hat mich geärgert, und ich bin nur schnell von ihm weggegangen, nachdem ich ihm den Brief eingehändigt hatte, der hoffentlich mehr Eindruck auf ihn machen wird. Dann habe ich jenem Doedes gesagt, daß ich Sie sehen und sprechen müsse und der Bursche hat es bei aller seiner Weisheit und Verkehrtheit demjenigen nicht abschlagen dürfen, der

einen so schönen Rock anhatte, der ihm einen Befehl von Ihren Hochmögenden brachte und der in einem so hohen Tone zu ihm sprach. — Und nun bin ich hier — und recht verdrießlich, Sie in einem so dummen Parquet zu sehen; denn ich höre, daß es hier nicht quaestio eines Duelles ist, sondern daß Ludwig Sie eines Mordes anklagt."

„Er lügt, Reynhove! bei allem, was heilig ist, er lügt."

„In diesem Falle ist es eine ganz gemeine Lüge, und hoffentlich kommt er zur Einsicht. — Aber . . ."

In diesem Augenblicke wurde unser Gespräch durch einen starken Andrang von Menschen vor der Thür gestört, die mit Lärm geöffnet wurde, während Reynß, Pulver, Helding, Heynß und der Stockmeister fast alle gleichzeitig eindrangen und alle durcheinander schrieen.

Zwölftes Kapitel.

Bekenntnisse und Sterbebette; sehr melancholisch zu lesen.

„Herr Bläck verlangt Sie zu sprechen!" rief Reynß mir zu.

„Er wird die Segel einziehen!" schrie Pulver.

„Er will mit keiner Lüge in die Ewigkeit eingehen," sagte Helding.

„Herr van Lintz ist schon aufmerksam gemacht," rief Heynß.

„Meine Herren!" sagt' ich aufstehend; „wir können wohl alle zugleich singen, aber nicht zugleich sprechen. Darf ich fragen, was vorgefallen ist, oder welche Nachricht Sie bringen?"

„Still! Still!" sagte Reynß zu den Uebrigen, die sich von neuen vordrängten. „Es ist Folgendes: Herr Bläck hat von seinem Vater einen Brief erhalten, der, Gott vergebe es ihm, sich selbst umgebracht hat. Wie es eigentlich ist, weiß ich nicht; aber er hat verlangt, den Angeklagten nebst Herrn van Lintz und diesen Herrn," (auf Reynhove zeigend) „zu sprechen. Ich wünsche von Herzen, mein Herr Huyck! daß es zu Ihrem Vortheile sei; aber ich darf Ihnen noch mit nichts schmeicheln. Folgen Sie mir gefälligst."

Es gab keinen Befehl, den ich mit größerer Bereitwilligkeit erfüllen konnte. Ich kleidete mich an und einige Augenblicke später waren wir Alle am Hause des Herrn Doedes, der uns am Eingange empfing.

„Wie steht es um den Kranken?“ fragte ihn Reynß.

„Hm!“ antwortete er; „schlechte symptomata — Brief gelesen — Ohnmachten gehabt — gestern noch munter und wohl — mit Allem unzufrieden — harte Betten — schlechte Bedienung — reicher Leute Klagen — und jetzt — still — geduldig — gelassen wie ein Lamm — keine Fieber, ärger — Schwäche — Freundlichkeit — fehl geschlagen — schlecht abgelaufen —“

Wir folgten dem Vogt nach dem Krankenzimmer, wo sich Herr van Lintz und seine Tochter bereits eingefunden hatten, die bei unserer Ankunft aufstanden und mir schweigend die Hand drückten. Nach einem stillen Gegengruße richtete ich die Augen auf die Bettstelle des Verwundeten und ich konnte nicht umhin, ungeachtet meines gerechten Unwillens, den ich gegen ihn hatte, über den Zustand, in welchem ich ihn wieder fand, ein tiefes Mitleiden zu fühlen. Das kurz zuvor noch so stolze und muthige Gesicht war ganz eingefallen. Durch die starre Haut schienen die Knochen durch, über das ganze Wesen war eine garstige Bleichheit verbreitet, und die in ihre

Höhlen eingesunkenen Augen waren alles Glanzes beraubt. Er lag hinten über und so unbeweglich, daß ich ihn im ersten Augenblicke für todt hielt, er schien jedoch mein Nähertreten zu bemerken, drehte den Kopf ein wenig nach mir zu und erkannte mich. Ein leichtes Roth bedeckte eben sein Gesicht, er wendete den Kopf noch weiter um, bis er Doedes ins Auge bekam und mit einer schwachen Stimme fragte, ob der Notar noch nicht gekommen sei.

„Notar nach Midland," antwortete Doedes, „Boten geschickt — kommen, wenn er zurück ist."

Dieser Aufschub schien den Kranken zu hindern; er gab sich einige Mühe, sich im Bette aufzurichten. Die Aufwärterin bemerkte dies und trat hinzu und mit deren Hilfe gelang es ihm, eine sitzende Haltung anzunehmen. Wir standen indessen Alle und warteten mit peinlicher Ungeduld, was der Ausgang seiner Mittheilung sein würde.

„Meine Herren!" sagte er mit einer schwachen und zitternden Stimme, die allmälich an Kraft und Festigkeit zunahm, „ich habe Sie ersucht, hieher zu kommen. Ich fühle, daß es bald ... mit mir zu Ende sein wird ... und ich will ... so viel an mir ist, wieder gut machen, was ich verdorben habe."

Hier hielt er einen Augenblick inne, als wolle er neue Kraft zum Sprechen sammeln. Wir starrten ihn Alle in gespannter Erwartung schweigend an.

„Das Erste, was ich thun muß," fuhr er fort, „ist, hier in Gegenwart des Vorsitzers der Schöppen und des Vogt's zu erklären, daß ich Herrn Huyck fälschlich angeklagt habe... und daß er an der Wunde, die mir das Leben kostet, ganz unschuldig ist."

„Gott sei gedankt!" hörte ich Amalien mit leiser Stimme hinter mir ausrufen und mein Herz sagte ihr diesen Ausruf nach.

„Hm!" — sagte Doedes, „confessio in articulo mortis: erst so sprechen, — nun wieder anders — Mord doch verübt — Thäter auf den Kirchhof?"

„Das würden Sie wohl rathen können," murmelte Heynß; „denn der Schwarze Peter ist begraben, und wenn dieser es nicht gethan hat: so weiß ich nicht, wer daran schuld sein sollte."

„Ach ja!" seufzete Helding, „auf dem Kirchhofe liegt er neben meinem armen Kinde! — Vergangnen Montag habe ich sie beide zur Erde bestattet. Sie sind im Tode vereinigt, die lebend von einander geschieden waren."

„Wenn es den Kranken nicht zu sehr ermüdete," sagte Reynß: „so würde er wohl der Justiz einigen nähern Aufschluß geben müssen, dann könnten wir Acten darüber aufnehmen."

Ludwig nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Genehmigung und Reynß setzte sich an den Tisch

und machte sich bereit, seine Erklärung niederzuschreiben.

„Herr van Lintz,“ sagte Ludwig, „wird sich erinnern, mir einige Worte gesagt zu haben, betreffend einige in seinen Händen befindliche Papiere und welche Einfluß auf mein Vermögen haben könnten. Ich weiß jetzt, daß jene Drohung nicht eitel war; aber hierüber nachher. Genug, sie beunruhigte mich — und dies war Ursache, daß ich hier blieb, damit ich sähe, was daraus erfolgen würde. — Ich war unruhig, schwankend, wie gejagt; ich sah ein, daß ich in dieser Sache eine wenig vortheilhafte Rolle gespielt hatte; ich hatte mich aus blinder Rachsucht gegen Herrn van Lintz, aus Haß und Liebe (denn ich weiß nicht, wie ich das Gefühl nennen soll, das mir seine Tochter einflößte) erniedrigt, ein Handlanger der Justiz zu werden, und sah zu spät ein, wie verächtlich mich dies in Aller Augen machen würde. Kurzum! ich war unwillig und voll Verdruß; aber wie es geht, ich beschuldigte einen Jeden, außer mich selbst, und fluchte auf Herrn van Lintz, auf meine thörichte Leidenschaft, auf Heynß — aber vor allen auf Herrn Huyck, den ich als meinen Todfeind ansah. Ich war auf meinen Buier gegangen, brachte aber die Nacht schlaflos hin, und ging, sobald es Tag wurde, wieder an den Wall, versehen mit einer Kuppel Pistolen, und in der Absicht, Herrn Huyck herauszufordern.

Da ich ihn nicht in dem Gasthause fand, lief ich auf die Dünen, mit dem Vorhaben, ihn zu suchen. Da traf ich zufällig mit der Person des Sander Gerritz zusammen. Kaum hatte dieser mich erblickt, da kam er heftig auf mich zu und schalt mich in starken Ausdrücken den Mörder seiner Geliebten. Wenig duldsam von Natur und überdies unwillig wegen alle dem, was geschehen war, gab ich ihm einen Schlag ins Gesicht, worauf er mich an der Brust packte und eine Balgerei zwischen uns beiden entstand, der ich dadurch ein Ende machte, daß ich eine Pistole zog und ihn durch den Kopf schoß. Er wankte, sammelte aber seine letzten Kräfte, zog sein Messer, stieß es, ehe ich es verhindern konnte, mir in die Gurgel und fiel dann rücklings nieder, während ich zu gleicher Zeit betäubt niederstürzte und nicht wieder zu mir kam, als bis ich, ins Leben zurück gerufen, Herrn Huyck neben mir erkannte. Da war es, als ob mir ein höllischer Geist einflüsterte, daß ich ihn des Mordes anklagen müßte. Ich gab dieser Eingebung Gehör; später waren es Rachsucht, Haß, falsche Scham, warum ich bei meiner Erklärung beharrte. Aber die entsetzliche Nachricht, die ich heute erhalten habe, und die Mittheilungen, die mir mein unglücklicher Vater gesandt hat, haben mir die Augen geöffnet. Ich habe die Hand Gottes erkannt, die das Böse nicht ungerügt läßt. — Ich habe vor mir selbst geschaudert — und vor alle den

Ungerechtigkeiten, die ich verübt habe. Gäbe der Herr, daß ich dieselben alle wieder gut machen könnte, wie ich mit dieser thue . . . und Sie mein Herr Huyck! . . . Fräulein . . . mein guter Helding! . . . vergeben mir; . . auf daß mir Gott vergebe."

Bei den letzten Worten versiechte seine Stimme merklich und er sank zusammen, wie Jemand, der sich über seine Kräfte angestrengt hat. Wir traten näher an seine Lagerstätte, um ihm Trost zu spenden, nach dem er verlangte. — „Ich vergebe Ihnen," sagte van Lintz; „denn ich weiß durch eigene Erfahrung zu wohl, wozu gekränkte Eigenliebe, und zügellose Sucht, unsere Neigungen zu befriedigen, uns fortreißen können. Sie haben sich rächen wollen, — ich kenne das Gefühl . . . ich habe demselben auch einmal . . . und zu schrecklich . . . nachgehangen." Hierauf trat er zurück und blieb in finstern Gedanken stehen.

Helding drückte dem Kranken schweigend die Hand, war aber außer Stande, sein Gefühl auszuschütten. „Ich betheure aufrichtig, mein Herr Bläck!" sagte ich, meiner Seits näher tretend, „daß bei mir kein Fünkchen Groll gegen Sie übrig bleibt, und möge der Allgütige Ihnen nicht allein eben so vollkommen vergeben, als ich Ihnen vergebe, sondern Sie auch erhalten, damit Sie durch einen aufrichtigen Wandel seinen Namen verherrlichen."

„Hm!“ sagte Doedes näher tretend und seinem Patienten nach dem Pulse fühlend: „schwach — lassitudo — nicht Alle hier bleiben — weggehen — hm!“

„Nun ja!“ sagte Reynß: mich dünkt, es ist jetzt Alles ins Reine gebracht; ich habe die Erklärung aufgenommen, die der Verwundete abgelegt hat; wenn er dieselbe noch anhören wollte und im Stande wäre zu unterzeichnen, dann sehe ich keine Schwierigkeit, Herrn Huyck unter Handschlag zu entlassen; denn das Zeugniß von Dries Matthissen ist bei mir auch keinen Dreier werth und dem zufolge, was unser Freund Heynß erzählt, läuft er mehr Gefahr den Galgen zu küssen, als Andern daran zu helfen.“

Ludwig, der sich wieder etwas erholt hatte, zeigte sich bereit, die Erklärung vorlesen zu hören und zu unterschreiben, was er auch, obwohl mit Mühe, zu Ende brachte. Dann wollten wir Abschied von ihm nehmen und uns entfernen, aber er gab zu verstehen, daß sein Herz noch nicht ganz erleichtert sei und daß er noch etwas mit Herrn von Lintz abzuhandeln hätte, wobei jedoch nur Reynhove und ich Zeugen sein möchten, weshalb er bat, daß alle die Uebrigen das Zimmer verlassen sollten.

Als man seinem Verlangen nachkam, starrte er noch eine Weile auf die Thür, als fürchte er, es möchte Jemandem einfallen, zurückzukehren, und zu

Reynhove gerichtet: „Schieben Sie den Riegel vor," sagte er mit einer ungeduldigen Bewegung; „und Sie Huyck! . . . schenken mir das Glas noch einmal voll . . . meine Lippen brennen."

Ich bot ihm das gefüllte Glas an, er trank es mit langsamen Zügen leer, während wir einander ansahen, nicht ohne Neugier, worauf dies Alles hinaus gehen würde. Endlich setzte er das Glas nieder, zog unter seiner Decke ein Papier vor, welches er zwischen den Fingern faltete und, van Lintz ansehend, so begann:

„Sie haben meinen Vater früher gekannt, mein Herr?"

Von Lintz beantwortete diese Frage mit einer kalten Verbeugung.

„Sie haben wahrscheinlich vernommen, wie sein Ende gewesen ist," fuhr Ludwig fort; „aber was weder Sie noch Jemand anders weiß, was ich selbst erst in diesem Augenblicke erfahren habe, das ist das Seelenleiden, womit er so viele Jahre gekämpft, und das ihm jetzt das Leben gekostet hat. Es ist jedoch nöthig, daß Sie Drei damit bekannt werden, damit Sie wenigstens bei Andern, die geneigt sein möchten, ein unbarmherziges Urtheil über ihn zu fällen, das Zeugniß ablegen können, daß er mehr zu beklagen, als zu verurtheilen war. Huyck! lesen Sie diesen Brief laut vor — und Sie werden begreifen, welchen Eindruck er auf mich machen mußte."

Ich nahm das Papier von ihm an und las. Es war der Brief, den Reynhove mitgebracht hatte und dessen Inhalt lautete, wie folgt:

„Wenn Du diesen Brief empfängst, mein Sohn! wird Dein Vater vor dem Richterstuhle des Allerhöchsten erschienen sein; — und wenn die innern Vorwürfe eines seit funfzig Jahren gefolterten Gewissens mich drängen, dies Leben zu verlassen: Du, Unglücklicher! Du, der allein im Stande gewesen sein würde, mir die Ruhe wieder zu geben, und mich mit dem Leben zu versöhnen, Du beschleunigst den Schritt, der mich in die Ewigkeit einführt.

„Ach! daß ich früher gesprochen hätte! Vielleicht würdest Du meinem Rathe, meinem Wunsche Gehör gegeben und das Herz derjenigen zu gewinnen gesucht haben, die ich für Dich bestimmte. Eine Heirath zwischen Dir und Deiner Cousine hätte Alles ausgeglichen! — aber was sage ich? — Es hat so sein sollen. Du warst einer so liebenswürdigen, so tugendhaften Gattin nicht würdig und ich war bestimmt, die Strafe für meine Missethat zu erhalten, und der Schande, die mich erwartete, ins Grab zu entfliehen.

„Doch — die Zeit ist kurz, und ich muß mich beeilen, die letzten Lebenskräfte, die mir noch übrig bleiben, zu benutzen. Höre denn: — beklage mich, fluche mir nicht, und laß mein Beispiel Dir zur Belehrung dienen.

„Du wirst wohl gehört haben, daß mein Bruder und ich in frühern Jahren viel Mühe gehabt haben, um anständig fortzukommen und deshalb unser Glück im Auslande versuchten. Man hat Dir erzählt, daß ich Glück gehabt habe, während es ihm mißlang. Höre jetzt zuerst die reine Wahrheit:

„Von meiner Jugend an hatte ein unersättlicher Durst nach Schätzen meine Seele beherrscht. Ich sah so viel Reichthum und Wohlstand um mich her, daß ich den Gedanken nicht ertragen konnte, hinter Andern, die mir an Stand und Geburt gleich waren, zurückbleiben zu müssen. Und gleichwohl schien ich dazu bestimmt; denn mein Vater besaß außer dem, was ihm sein Amt einbrachte, wenig und seine Lebensweise war nicht der Art, daß er viel sparen konnte. Ich beschloß also, als ich die Jünglingsjahre erreicht hatte, daß eine gute Heirath das erste Mittel sein sollte, mein Ziel zu erreichen. Es ging mir nach Wunsch; — wenigstens dachte ich so. Ich sah nicht auf Schönheit oder Geistesgaben, ich suchte nur eine reiche Frau und heirathete ihre Schätze. Meine erste Strafe war das unglückliche Leben, das ich mit Deiner Mutter führte; — ich will mich darüber nicht auslassen. Sie starb, und zeigte mir den Haß, den sie gegen mich hatte, dadurch, daß sie in ihrem Testamente bestimmte, ihr Vermögen solle auf Dich fallen, ohne daß ich irgend einen Nutzen davon ziehen dürfe. Ich war jetzt eben so weit, als vorher; ich

beschloß, nach Westindien zu gehen und mein Glück dort zu versuchen, während ich Dich bei der begüterten Familie Deiner Mutter zurückließ.

„Der Ausgang entsprach wiederum meinen Erwartungen nicht. Nach Jahren voller Widerwärtigkeiten kehrte ich zurück und kam in Lissabon an. Dort traf ich den Grafen von Talavera, der in Angelegenheiten des Spanischen Hofes anwesend war, und ich erneuerte die Bekanntschaft mit ihm, die ich früher mit ihm als Baron van Lintz gemacht hatte. Von ihm bekam ich Nachricht über meinen Bruder, der zugleich sein Schwager war — (sie hatten jeder ein Fräulein Reeffeil geheirathet) — und vernahm, daß dieser, der sein Glück gleichfalls im Auslande versucht hatte, und Geschäfte nach der Levante trieb, nächster Tage zu Lissabon erwartet wurde. Ich nahm mir vor, seine Ankunft abzuwarten; und wirklich, er kam bald an, aber sein Aeußeres verrieth keinen Reichthum. Kaum war er ein Paar Tage bei uns, so wurde er von einer heftigen Krankheit überfallen, die ihn nach einem kurzen Krankenlager an den Rand des Grabes brachte. Der Graf von Talavera theilte mit mir die Sorge seiner Verpflegung und war der Erste, der ihn darauf aufmerksam machte, daß er nach dem Urtheile des Arztes nur noch wenige Tage von seinem Leben übrig hätte, und seine Sachen in Ordnung bringen müsse. Mein Bruder lächelte schwermüthig: „Dies Letzte wird mir wenig Mühe kosten," sagte er. „Ich hoffte meine Tochter, mein einziges Pfand, wieder zu sehen und ihr die Schätze, welche ich für sie sammelte, selbst zu überbringen; nun wird sich mein Bruder mit dieser Sache befassen müssen." — Wir sahen, der Graf und ich, einander verwundert an; denn wir konnten nicht begreifen, wo die Schätze verborgen sein sollten. Da zog mein Bruder ein

dickes Rohr heraus, das ihm zu Häupten lag, und worüber wir, wegen der plumpen Gestalt, oft Spott getrieben hatten. Er bat mich, den Knopf abzuschrauben und Dasjenige auf die Tafel auszuschütten, was sich darin befände. Ich that es, und wir entdeckten jetzt mit Erstaunen, daß der Stock hohl und ganz gefüllt war mit Edelsteinen von unschätzbarem Werthe. Mein Bruder nahm einige davon weg und gab sie mir. „Diese sind für Dich," sagte er, „und „werden Dich, wenn Du sie mit Ueberlegung ver„kaufst, in den Stand setzen, Dein Glück weiter zu „begründen. Die übrigen wirst Du meiner Tochter „bringen, als ihr väterliches Erbtheil." — Dann befahl er, daß man einen Juwelier rufen solle; es wurde ein Inventarium aufgenommen, worauf die Preise nach der Abschätzung bemerkt wurden. Davon wurde eine Abschrift mir, und eine andere dem Grafen Talavera eingehändigt. Wir unterzeichneten beide Stücke und bemerkten darauf die Bestimmung der Juwelen. Wenige Tage nachher starb mein Bruder in meinen Armen, während sein erblassender Mund mir seine Tochter anempfahl. Ich blieb nicht länger in Lissabon, als bis das Begräbniß vorüber war, und segelte nach Amsterdam.

„Inzwischen war ich wenig zufrieden, wenn ich das Glück, das mein Bruder gemacht hatte, mit dem meinigen verglich, und ohne zu bedenken, daß er von seinen mühsam erworbenen Schätzen keinen Genuß gehabt hatte, während mir die Zukunft noch entgegen winkte, dachte ich nur daran, meine Nichte zu beneiden, die so leicht zu einem Erbtheile kam, worauf, ohne sie, nur ich allein Anspruch gehabt hätte. Jetzt flüsterte mir der Teufel ein: „warum solltest Du diesen Schatz Deiner Nichte bringen? Behalt' ihn für Dich selbst, treib Handel damit und mach' es mit der Tochter Deines Bruders auf eine

andere Weise gut. Es wird kein Hahn danach krähen, und der Graf von Talavera wird sich in Spanien nicht darum bekümmern, ob Du dem Vertrauen Deines sterbenden Bruders entsprochen hast." Ich war in Amsterdam, ohne zu einem Beschlusse gekommen zu sein. Man war daselbst schon von dem Tode meines Bruders unterrichtet und zugleich überzeugt — (so sehr hatte er seinen Gewinn verborgen gehalten), — daß er arm gestorben sei. Nun hatte ich die Schwäche, oder nenne es Niederträchtigkeit, den Leuten nicht aus dem Traume zu helfen. Ich verkaufte meine Juwelen, oder vielmehr die meiner Nichte, nicht auf einmal, sondern allmälig und begann einen Handel, den ich mehr und mehr ausdehnte. Ich war glücklich; es schien, als ob das unrechtmäßig erworbene Geld in meinen Händen gesegnet werden müßte; denn innerlich war ich weit entfernt, mein Glück zu genießen.

„Es waren einige Jahre verlaufen, als ich (noch zittere ich bei der Erinnerung) von dem Grafen von Talavera einen Brief erhielt. Er habe, schrieb er, vernommen, daß ich sehr vermögend geworden sei, während man von meiner Nichte nichts wisse; kurzum, sein Brief gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er etwas von der Sache vermuthe. Er schloß mit der Nachricht, daß er das Duplicat von dem Inventarium nach Amsterdam senden und beim Notar Bouveld niederlegen würde. Dieser Bericht erschreckte mich. Um gegen den drohenden Schlag gewaffnet zu sein, ließ ich auf der Stelle meine Nichte von der Schule kommen, wo sie sich befand, nahm sie zu mir und behandelte sie, wie mein eignes Kind, mit der Absicht, sofern ich angeklagt würde, sogleich Rechnung abzulegen und mich zu rechtfertigen. Aber jetzt kam die Nachricht, daß der Graf in Ungnade gefallen und nach Amerika

sei — und ein Jahr darauf verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode. Jetzt war ich meiner größten Sorge überhoben; denn ich hoffte immer, daß er seine Drohung, die Einsendung jenes Inventariums betreffend, nicht zur Ausführung gebracht hätte. Unterdessen hatte ich Henrietten wie eine Tochter lieb gewonnen, und je mehr ich sie kennen und würdigen lernte, desto härtere Vorwürfe machte ich mir, ihr ein Vermögen vorenthalten zu haben, das ihr rechtmäßig zugehörte. Da stieg in mir der Gedanke auf, daß eine Heirath zwischen Euch beiden Alles ins Gleiche bringen würde, und ich brauche Dir mein Streben nach diesem Ziele nicht wieder vor die Seele zu führen. Es ist Dir hinlänglich bekannt.

„Denke Dir mein Schrecken, als ich vor einigen Tagen den Mann, den ich todt wähnte, im Hause des Notars Bouveld traf und von ihm hörte, daß das bewußte Inventarium sich unter andern Papieren befinde, die er dereinst wohl versiegelt nach Amsterdam geschickt hätte und jetzt zurückfordern wolle; während er zugleich drohte, mein Betragen offenkundig zu machen. Ich hätte auch da noch meiner vollen Schande vorbeugen können dadurch, daß ich meiner Nichte ihr Vermögen zugestellt und vorgegeben hätte, daß ich es ihr bis jetzt aus weisen Absichten verschwiegen habe, wie reich sie sei; — aber falsche Schaam hinderte mich, diesen Schritt zu thun, da ich fürchtete, daß der wahre Hergang der Sache bekannt werden möchte. Ich bat deshalb Herrn van Lintz, mir meinen guten Namen nicht zu rauben; ich stellte ihm Deine Heirath mit Henrietten als eine bestimmte Sache vor; ich bot ihm meinen Einfluß bei unsern Regierungsräthen, meine Hülfe zur Flucht an. Durch mein Bitten gewonnen, versprach er, sobald er in Sicherheit sein würde und Nachricht von Deiner Heirath

bekommen hätte, mir das unglückselige Duplicat zu=zuschicken.

„Doch Deine unbesonnene Handlung, den Mann, von welchen ich Alles fürchten mußte, in die Hände der Justiz zu liefern, hat alle meine Bemühungen vereitelt. Das bewußte Stück ist dadurch mit den übrigen bei ihm gefundenen Papieren in Beschlag genommen, nach Amsterdam geschickt worden und in die Hände des Herrn Oberrichter gekommen. So eben komme ich von seinem Comptoir. Er hatte mich rufen lassen, um zu vernehmen, was die Aufschrift: Inventarium der Juwelen etc. die Herrn Heinrich Bläck zugehört haben und jetzt Eigenthum seiner Tochter Henriette Bläck sind, zu bedeuten hätte. Was ich geantwortet habe, weiß ich nicht, nur weiß ich, was die Folge sein wird, wenn man dieses Actenstück öffnet; und die Schande, die mich erwartet, will ich nicht erleben; Gott vergebe mir die verbrecherische Weise, wie ich dies Leben verlasse; er vergebe mir die schlechte Zucht, in der ich Dich gehalten habe, und bekehre Dich, damit Du von dem falschen Wege ablässest, den Du bis jetzt betreten hast und Dich spiegelst an dem schrecklichen Beispiele

Deines unglücklichen Vaters
Jacobus Bläck."

„Sie sehen, meine Herren!" sagte Ludwig, als ich zu Ende gelesen hatte, während er sein Gesicht mit den Händen bedeckte: „Ich bin die Ursache von dem Tode meines Vaters. — Aber jetzt frage ich Sie um Rath; Sie, die bis jetzt allein mit dem Geheimnisse bekannt sind; ist nichts zu thun, um sein Andenken rein zu erhalten? Was Henriette betrifft, sie soll haben, was ihr zukömmt, und mehr als dies."

„Mein Herr!“ antwortete van Lintz: „Herr Reynhove hat die mir weggenommenen Papiere zurück gebracht; wenn das bewußte Actenstück sich dabei befindet: so will ich es Ihrer Nichte schicken. Sie allein kann entscheiden, was damit gethan werden soll.“

Hier wurde an die Thür geklopft und der Notar angemeldet, mit dem wir den Kranken allein ließen. Zwei Tage später, während welcher Zeit ich ihn oft besucht hatte, hauchte er den letzten Athem aus. Nachdem die Leiche eingesenkt war, trat ich mit unseren Holländischen Freunden die Rückreise nach Amsterdam an.

Zu Harlingen nahm ich von Herrn van Lintz und seiner Tochter Abschied; sie wollten ihre Reise nun zu Lande fortsetzen. „Nun, mein Freund!“ sagte der Erste, während er mir die Hand drückte; „nun wird es doch wohl endlich gut sein, daß ich Ihnen Lebewohl sage. Viel Segen zu Ihren Unternehmungen. Ich übertrage Ihnen das Interesse meiner Nichte Bläck, denn ich mache mir so halb und halb Vorwürfe, daß ich bis heute nicht besser für Sie gesorgt habe; aber wenn Jemand, so werden Sie dasselbe beherzigen! Sie haben doppelten Grund dazu.“ —

„Ich fürchte nur, sagte ich, „daß sie noch zu sehr gegen mich eingenommen sein wird, um mich zu ihrem Geschäftsführer zu ernennen.“

„Habe ich Ihnen nicht das Gegentheil versichert?“ sagte Amalie, langsam den Kopf schüttelnd und mit einem Tone von wehmüthiger Zurechtweisung.“ Gehen Sie zu ihr und fürchten Sie nicht, ihr die reine unumwundene Wahrheit zu erzählen, sie wird Ihnen glauben, davon können Sie überzeugt sein. Wenn Sie sie sehen, händigen Sie ihr dann im Namen ihrer Nichte dies Andenken ein

und bitten sie, es aus Liebe für mich tragen zu wollen."

Mit diesen Worten reichte sie mir ein Halsband zu, das sie während ihres Aufenthalts auf Ter Schelling von ihrem eignen schönen Haar geflochten hatte und an dessen Ende sie ein glattes goldnes Kreuz befestigt hatte.

„Und werden Sie mir kein Andenken lassen?" fragte ich; indem ich ihr mit Herzlichkeit die Hand drückte.

„Jetzt nicht; ich werde Ihnen vielleicht eins schicken, wenn wir am Orte unserer Bestimmung sein werden, — und dann erwarte ich eins von Ihnen — und von Ihrer Frau."

Mit diesen Worten erwiederte sie meinen Händedruck; schlug sich den Schleier über das Gesicht, und stieg rasch in den Wagen, der auf sie wartete. Ihr Vater nahm Platz neben ihr; die Peitsche des Fuhrmannes klatschte und der Wagen entführte Beide meinen Blicken. Ich habe sie nie wieder gesehen.

Achtzehn Stunden später war ich zu Hause in den Armen meiner Mutter. Ich will nicht versuchen die Gefühle zu beschreiben, welche uns Alle bei diesem Wiedersehen beseelten.

Folgenden Tages holte mich Reynhove ab, um zu Fraulein Bläck zu gehen, die, wie er sagte, verlangt hatte, uns Beide zu sprechen. Wir fanden sie allein in einem schicklichen Trauergewande, liebenswürdig, wie immer, aber bleich, erschöpft und tief betrübt. Sie erröthete, als sie mich wieder sah, sammelte sich aber auf der Stelle, bot uns Stühle an und setzte sich uns gegenüber.

„Sie beide, meine Herren!" fing sie an, „sind Zeugen von dem Verscheiden meines unglückseligen Cousins gewesen . . .?"

„Ja, Fräulein!“ antwortete ich, und suchte nach einigen Papieren, die ich in meiner Rocktasche hatte, „und ich bin beauftragt ....“

„Einen Augenblick!“ fiel sie ein, „ehe wir über etwas anders sprechen, wünschte ich zu wissen, ob außer Ihnen und Herrn van Lintz Jemand von einem gewissen Briefe Kenntniß hat, den mein Oheim an Ludwig geschrieben hat?“

„Niemand,“ antwortete ich; „ich habe diesen Brief und werde ihn, wenn Ihre Edeln verlangen, Ihnen einhändigen nebst...?

„Ich erwarte denselben,“ sagte sie; „aber vorher muß ich ihnen noch sagen, daß ich einen Brief von meinem Oheim van Lintz habe, worin er mir den Anlaß mittheilt, welcher meinen unglücklichen Oheim Bläck zu diesem Schritte bewogen hat und mir zugleich ein Actenstück sendet, dem zufolge ich auf ein ansehnliches Vermögen Recht hätte. Ich habe geweint, als ich meines Vaters Unterschrift erblickte, und bei dem Gedanken an all die Mühe, die der brave Mann sich gegeben hat, um für mich ein Vermögen zu sammeln. — Ich habe die Namensunterschrift ausgeschnitten und das Actenstück verbrannt.“

„Wie!“ rief Reynhove erstaunt aus, „ein so kostbares Document!...“

„Ich bin meinem Oheim zu viel schuldig, ich habe zu viel Beweise von Liebe empfangen, als daß ich zum Lohne dafür nach seinem Tode seinen guten Namen angreifen sollte. Niemandem, als uns ist dies Geheimniß bewußt. Ludwig hat es mit ins Grab genommen; mein Oheim van Lintz wird schweigen, wenn ich ihn darum bitte; auch von Ihnen, meine Herrn erwarte ich dasselbe. Man schreibt den Tod meines Oheims einem Schlagflusse zu; — der wahre Hergang der Sache kann also vor Jedem verborgen bleiben.“

„Aber wissen Ihre Edeln wohl, Fräulein!" sagte Reynhove, „daß Sie ein beträchtliches Vermögen aufgeopfert haben zum Besten von ein Paar Dutzend Seitenverwandten, die es Ihnen keinen Dank wissen werden?"

„Fräulein opfert nichts auf," sagt' ich; „und, wiewohl die Verdienste ihrer Handlungsweise gleich groß bleiben, die Nachtheile werden ganz durch das Stück entfernt, das ich die Ehre habe, ihr einzuhändigen. Es ist das Testament Herrn Bläck's, des natürlichen Erben seines Vaters, worin er, außer einigen Legaten, seine Cousine, Fräulein Henriette Bläck zu seinem Universalerben einsetzt."

Henriette nahm zitternd das Papier an, das ich ihr überreichte. Sie war so gerührt, daß sie kein Wort sprechen konnte und Reynhove'ns Glückwunsch unbeantwortet ließ.

„Fräulein!" nahm ich das Wort, als sie wieder etwas ruhiger geworden war, „der Verstorbene hat in seinen letzten Stunden verlangt, daß ich der Mann sein solle, der Ihnen diese Abschrift seines letzten Willens überbrächte, er fügte hinzu, daß es Ihnen vielleicht ... angenehm sein würde ... dieses Papier aus meinen Händen zu empfangen. Darf ich mir schmeicheln, daß er Wahrheit gesprochen hat?"

„Mein Herr!" antwortete sie, indem eine hohe Röthe ihr Gesicht überzog, „es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß ich, am Morgen ihrer Abreise aus Amsterdam, von meiner Cousine Amalie einen Besuch empfing."

Ich sah verlegen auf. So hatte diese gute Seele sich nicht gescheut, sich einem vielleicht unangenehmen Empfang auszusetzen, um meine Fürsprecherin zu sein. Das Bestimmte ihrer Versicherung, die sie mir gab, war mir jetzt aufgelöst.

„Und darf ich hoffen," sagt' ich, „daß jener

Besuch Ihnen günstigere Gedanken von mir eingeflößt hat?"

„Amalie ist ein Engel," sagte Henriette, „und ich vergebe es Ihnen nie, daß Sie sich nicht sterblich in sie verliebt haben. Was sie sagte . . . wie sie . . . kurz, ich bin verpflichtet, Sie für die ungerechte Meinung, die ich von Ihnen aufgefaßt hatte, um Verzeihung zu bitten."

Sechs Monate später kündigte der Kantor in der Alten Kirche mit seiner Nasenstimme (wovon im dritten Kapitel dieser Geschichte gesprochen ist) wirklich an, daß Personen vorhanden wären, welche gesonnen seien, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, und es wurden demnach zum ersten Male aufgeboten: Herr Andreas Wilhelm Reynhove, Herr von Wydeplatz, Grünewald und Binnengoest, ein Junggesell, mit Fräulein Susanne Aletta Huyck, einer Jungfrau, und ließ darauf eine ähnliche Ankündigung folgen, betreffend den Dr. der Rechte Ferdinand Huyck und Fräulein Henriette Bläck. —

Hier endigt die Erzählung von Herrn Huyck. Dahinter stand von der Hand Fräulein Stauffachers das Nachfolgende geschrieben:

Wenn die vorstehende Erzählung ein Roman wäre, so würde man dem Verfasser mit Recht zur Last legen können, daß er den Leser über das Loos einiger Personen, die in seinen Abenteuern eine merkwürdige Rolle spielen, im Ungewissen läßt. Da es jedoch sein Ziel gewesen zu sein scheint, was ihm begegnet ist, der Wahrheit gemäß zu erzählen: so muß man ihn vielmehr loben, daß er nicht mehr in sein Buch aufgenommen hat, als was er mit Sicherheit wußte. Fremd kömmt es mir indessen vor, daß er mit keiner Sylbe erwähnt, was ferner aus dem

Baron van Lintz und seiner liebenswürdigen Tochter geworden ist. Vielleicht war seinen Kindern, für welche er seine Schrift abgefaßt hatte, ihr späterer Lebenslauf bekannt. Was mich betrifft, ich will nicht bergen, daß ich mich sehr getäuscht fand, da ich am Schlusse nicht wußte, ob er mit dem Abenteurer und seiner liebenswürdigen Tochter später noch durch Briefwechsel, oder auf andere Weise in Verkehr gestanden hat. Glücklicherweise kannte ich jedoch den wahren Namen des Mannes, der in der Handschrift unter so vielen erdichteten Namen vorkommt, und ich wußte aus der Geschichte, daß er dem Russischen Czaar wichtige Dienste erwies und zu hohen Ehrenstellen stieg, ohne jedoch die besondere Freundschaft des Alleinherrschers zu erwerben. Dieselbe Unbeugsamkeit des Characters, die ihm früher schon so viele Feinde und Widerwärtigkeiten zugezogen, und die sich mit den Jahren nicht gebessert hatte, sondern vielmehr in Starrköpfigkeit und Unwillen ausartete, war nicht geeignet, ihn bei einem Fürsten, der selbst einen unerschütterlichen Willen besaß, unter den er alles beugen wollte, beliebt zu machen. Es entstanden zwischen ihnen beiden oft große Mißhelligkeiten, und nur der Vortheil, den er vom Baron van Lintz zu ziehen wußte, um seine Moskoviten im Zwange zu halten, hielt Petern zurück, ihn nach Siberien zu verbannen. Ueber Amalien habe ich auch einige Nachrichten erhalten von Leuten, die sich ihrer noch erinnerten. Sie führte in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Rußland ein stilles, zurückgezogenes Leben, und widerstand immer dem Verlangen ihres Vaters, daß sie sich bei Hofe zeigen sollte. Endlich jedoch gab sie nach und schenkte sogar ihre Hand einem Günstlinge des Czaar, einem gebildeten, würdigen Edelmann, aber der zweimal ihre Jahre hatte. Ungewiß ist, ob sie diese Heirath lediglich deshalb

einging, um ihrem Vater gefällig zu sein; vielleicht war sie dem Fremdlinge wirklich geneigt und hatte die unglückliche Neigung besiegt, welche sie, wie ihre Handlungen mehr, als die Worte der Erzählung vermuthen lassen, in Holland gefaßt hatte. Wie dem auch sei, sie führte ein musterhaftes Leben, verbreitete Gutes um sich her und starb in hohem Alter, gesegnet von Allen, die sie kannten.

Der Herr Oberrichter Huyck und seine brave Gattin hatten das Glück, fast alle ihre Kinder, und sogar einige ihrer Enckel verheirathet und im Wohlstande zu sehen. Aus dem Anfange der Handschrift kann man abnehmen, daß es Ferdinanden und den Seinen wohl ging und noch sind ihre Nachkommen in Amsterdam und anderwärts geachtet und angesehen. Auch Mefrau Reynhove lebte sehr glücklich mit ihrem Manne, der, wie man hat bemerken können, innerlich viel besser war, als er sich oberflächlich zu erkennen gab. Sie wußte ihn mit Verstand zu leiten und zu einem nützlichen und thätigen Leben zu ermuntern. Er sagte denn auch nach seiner Heirath, oder schon früher, allen Trinkgelagen und wilden Partieen Lebewohl, stieg zu hohen Ehrenämtern und erwies dem Staate wichtige Dienste.

Caspar Weinstübe verheirathete sich, nach fruchtlosen Bemühungen, sich zu den höhern Kreisen der Gesellschaft Zugang zu verschaffen, und sich dort eine Ehegenossin zu suchen, da er nicht unverheirathet sterben wollte, mit seiner Küchenmagd, mit welcher er etliche Kinder erzeugte, die eine bessere Erziehung erhielten, als ihm zu Theil geworden war und ihre niedere Abkunft allmälig in Vergessenheit brachten. Auch sie gewannen Geld und ihre Nachkommen verkehren jetzt täglich mit jenen Familen, deren Bekanntschaft Casparn Glück gewesen wäre.

Von dem Mäkler Velters habe ich wenig er-

fahren können. Nur aus einem alten Adreßkalender ersehe ich, daß er in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Kastenmeister in der Oster-Kirche und also noch am Leben war. Er scheint wohlweislich die Poesie einträglichern Arbeiten nachgesetzt zu haben, wenigstens sind mir Gedichte von ihm nie vorgekommen. Die vermischten Gedichte Helding's kann man noch in einigen Bibliotheken angesehner Leute antreffen; ich zweifle jedoch, daß sie je viel Leser finden. Man darf getrost annehmen, daß er die doppelte Heirath, womit die Erzählung schließt, besungen, und daß Tante van Bempden nicht ermangelt hat, bei jener Gelegenheit ein glänzendes Fest zu geben.

Zacharias Heynß fuhr eifrig fort, der Justiz treue Dienste zu leisten. Mit dem Antritte seines neuen Amtes gab er die Malerei auf und die Kunst hat nichts dabei verloren.

Endlich kann ich hier noch hinzufügen, daß, dem Zeugnisse meiner Freunde zufolge, ein Abkömmling vom kleinen Simon, dem Hausirkrämer, in starkem Verdacht ist, in den Fußtapfen seines Großvaters zu gehen und der Polizei zu dienen; wenigstens kann man ihn täglich auf dem Schafplane sehen, im Winter mit einem Kohlenbecken, im Sommer mit einer Schuhbank, stets rufend: „Keinen Dreier reich, so wahr Se soll'n gesund bleiben.“ —

Marie Stauffacher.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von G. Froebel in Rudolstadt.

fahren können. Nur aus einem alten Adreßkalender ersehe ich, daß er in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Kastenmeister in der Oster-Kirche und also noch am Leben war. Er scheint wohlweislich die Poesie einträglichern Arbeiten nachgesetzt zu haben, wenigstens sind mir Gedichte von ihm nie vorgekommen. Die vermischten Gedichte Helding's kann man noch in einigen Bibliotheken angesehner Leute antreffen; ich zweifle jedoch, daß sie je viel Leser finden. Man darf getrost annehmen, daß er die doppelte Heirath, womit die Erzählung schließt, besungen, und daß Tante van Bempden nicht ermangelt hat, bei jener Gelegenheit ein glänzendes Fest zu geben.

Zacharias Heynß fuhr eifrig fort, der Justiz treue Dienste zu leisten. Mit dem Antritte seines neuen Amtes gab er die Malerei auf und die Kunst hat nichts dabei verloren.

Endlich kann ich hier noch hinzufügen, daß, dem Zeugnisse meiner Freunde zufolge, ein Abkömmling vom kleinen Simon, dem Hausirkrämer, in starkem Verdacht ist, in den Fußtapfen seines Großvaters zu gehen und der Polizei zu dienen; wenigstens kann man ihn täglich auf dem Schafplane sehen, im Winter mit einem Kohlenbecken, im Sommer mit einer Schuhbank, stets rufend: „Keinen Dreier reich, so wahr Se soll'n gesund bleiben." —

Marie Stauffacher.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von G. Froebel in Rudolstadt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lennep, Jacob van

Die Abenteuer Ferdinand Huyck's drei Theile

Bd.: 3

Aachen [u.a.] 1841

P.o.rel. 6655-5/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10048079-8